

# Braunschweigische Heimat

1986 · 72. Jahrgang · Heft 1 · April



86. 17537

Universitätsbibliothek  
der  
Technischen Universität  
33 Braunschweig  
Pockelsstraße 13

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

## *Inhaltsverzeichnis*

St. Johannis, ein neugotischer Kirchenbau in Braunschweig Von Wolfgang A. Jünke, Möncheweg 56, 3300 Braunschweig . . . . .	1
Stift und Stiftskirche Königsutter in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege Von Heinz Röhr, Pastorenkamp 12, 3307 Königsutter . . . . .	5
Kaiser Otto IV. im Werk Walthers von der Vogelweide Von Dr. Kurt Kronenberg, Hildesheimer Straße 2, 3353 Bad Gandersheim . . . . .	9
Wie Fremdwörter in die ostfälische Volkssprache gelangten und wie sie hier mundgerecht umgewandelt wurden Von Dr. Werner Flehsig, Hagenring 6, 3300 Braunschweig . . . . .	15
Tagebuchnotizen: Wanderfalke – Falco peregrinus – im braunschweigischen Weserbergland und in Südostniedersachsen Von Günter Pannach und Gerhard Wachsmuth, Mühlenstraße 30, 3304 Wendeburg . . . . .	21
Segeband von Henningsen zum Gedächtnis Von Pastor i. R. Gerhard Steinhoff, Am Grefekebruch 2, 3370 Seesen . . . . .	25
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1985 Von Dr. Mechthild Wiswe, Kälberwiese 13 c, 3300 Braunschweig . . . . .	26
Neues heimatliches Schrifttum . . . . .	28




---

Der Zweck des Vereins ist mit Bescheid des Finanzamtes Braunschweig-Stadt vom 14. 5. 1982 (AZ.IV-231-Gem LNR: B 41) als förderungswürdig im Sinne der Steuergesetze anerkannt. Für Zuwendungen über den Mitgliedsbeitrag hinaus können deshalb Spendenbescheinigungen erteilt werden.

© Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz  
Alle Rechte vorbehalten, auch auszugsweise

Postscheckkonto des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz: Hannover Nr. 440 65-308  
Bankkonto: Norddeutsche Landesbank Nr. 111 690, Braunschweig

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Burgplatz 1 – Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, Kälberwiese 13c – Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig – Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

72. Jahrgang

April 1986

Heft 1

## *St. Johannis, ein neugotischer Kirchenbau in Braunschweig*

Von Wolfgang A. Jünke

In den letzten Monaten hat die Wiederherstellung der Burg Dankwarderode viel Aufmerksamkeit gefunden. Dabei handelte es sich um die Rekonstruktion des Palas, wie ihn Ludwig Winter (1843–1930) unter Zugrundelegung vorhandener mittelalterlicher Reste Mitte der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts konzipiert hatte. Es wurde darauf Wert gelegt, die Winter'schen Auffassungen auch heute unverändert deutlich sein zu lassen.

Diplomingenieur Ludwig Winter war seit 1870 als Baubeamter in der Stadt Braunschweig tätig. Neun Jahre später stieg er in der Nachfolge Carl Tappes zum Stadtbaurat auf. Winters Tätigkeit fiel in die sogenannte ‚Gründerzeit‘, die sich durch eine expandierende Bautätigkeit auszeichnete. Die industrielle Entwicklung erforderte nicht nur die Errichtung umfangreicher Fabrikanlagen, der Bevölkerungszuwachs vornehmlich in den Städten brachte auch eine Ausweitung des Wohnbaus. Daneben war man willens, in neuen öffentlichen Gebäuden das Repräsentationsbedürfnis des neuen Reiches und seiner Behörden darzustellen. In Braunschweig entstanden in diesem Sinne einige Bauten, die noch heute Zeugnis davon ablegen, u. a. die 1878–81 von Raschdorf und Fricke errichtete Oberpostdirektion, die 1879/80 von Bohnsack entworfene Polizeidirektion Münzstraße und das ebenfalls an dieser Straße liegende Justizgebäude von Lilly 1881. Der Gebäudekomplex der heutigen Bezirksregierung und der Norddeutschen Landesbank entstand 1881–94 nach Plänen von Wiche.

Waren die genannten Beispiele Bauten der Landesbehörden, so stand auch der Magistrat der Stadt dem nicht nach. 1880–82 hatte Winter bereits die heute nicht mehr vorhandene Hauptfeuerwache an der Münzstraße errichtet. Ab 1886 war er mit Dankwarderode beschäftigt, acht Jahre danach mit dem Rathausneubau am Langen Hofe.

Der Bedeutung des Architekten Winter, dem auch der Hagenmarktbrunnen zu verdanken ist, wird man aber nur gerecht, wenn man seine kirchliche Tätigkeit hinzuzieht. Aufgrund der engen Verflechtungen von Kirche und Staat bis 1918 war Winter nämlich während seiner Amtszeit auch städtischer Kirchenbaumeister. Als solcher leitete er umfassende Renovierungen der hiesigen Stadtkirchen St. Magni, St. Michaelis und St. Katharinen. Hauptsächlich zu beachten sind freilich drei repräsentative Neubauten: nach seinen detaillierten

Entwürfen entstanden die Hauptfriedhofskapelle an der Helmstedter Straße, die St. Pauli-Kirche an der heutigen Jasperallee und St. Johannis an der Leonhardstraße.

Die letztgenannte Kirche konnte vor einigen Monaten ihr 80. Kirchweihjubiläum festlich begehen. Zu diesem Anlaß wurde eine 13jährige Renovierung des Gebäudes abgeschlossen, die St. Johannis nun wieder sehr an die Konzeption Ludwig Winters herangeführt hat. Es ist das Verdienst des inzwischen verstorbenen Stadtkirchenbauates Dr. Dorn, den eigenständigen Wert der neugotischen Kirchenarchitektur erkannt zu haben und eine unter Gesichtspunkten der Denkmalpflege betriebene Renovierung dieser Bauten anzustreben. Die erste Gelegenheit, einen kirchlichen Bau Winters zu behandeln, benutzte Dorn 1973 bei der Neuvermalung der Johanniskirche. Durch die Zerstörung des hohen Dachstuhles 1944 war Wasser eingedrungen und hatte die reiche figürliche Ausmalung des Innenraums zersetzt. Im Städtischen Museum hatte Dorn einen aquarellierten Entwurf Winters für den Altarraum gefunden und diesen zum Maßstab für eine neue Farbgebung erhoben. Die dabei gehandhabten Prinzipien bestätigten sich im letzten Jahr, als ein kolorierter Konfirmationsschein mit dem Innenbild der Kirche auftauchte. Haben wir es bei Winters Aquarell mit einem Entwurf zu tun, zeigt der Konfirmationsschein die dann tatsächlich erfolgte Ausführung. Ausgehend von pompejanischem Rotbraun und einem Goldocker in Winters Zeichnung hatte Dorn den Rotton großflächig in die Gewölbezone übernommen. Damit gab er den schon in 7 m Höhe beginnenden Gewölben die Funktion von Baldachinen, die sich über dem Kirchenraum wie Segel blähen. Die Pfeiler, Dienste und Rippen erhielten einen Mischton aus grünlichem Umbra und Ocker, die Wandflächen ein leicht gebrochenes Weiß. Weiterhin wurde das Blattwerk der Schlußsteine und Kapitelle vergoldet, sowie die Emporenbrüstungen und Kanzelfelder mit goldenem Ockerton vermalte.

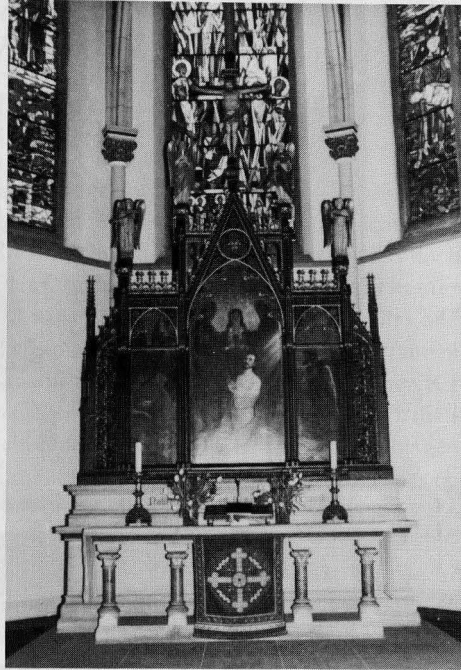
Bei dem jetzt aufgefundenen Bild zeigte sich die Richtigkeit der von Dorn angeordneten Details, auch stimmt die großflächige Vermalung des Gewölbes, nur war sie 1905 in einem hellblauen Ton erfolgt.

Mit der farblichen Erneuerung des Innenraums war seinerzeit auch die Wiederherrichtung der romantischen Furtwängler- und Hammer-Orgel einhergegangen. Mit 38 klingenden Registern, verteilt auf drei Manuale und Pedal, stellt sich ein seltenes Klangbeispiel romantischer Orgelbaukunst dar, das sogar berühmte ausländische Orgelinterpreten zu Schallplatteneinspielungen anzieht. Ebenfalls im Originalzustand präsentiert sich das neugotische Orgelgehäuse, neuerdings ergänzt um zwei weitere wiederaufgefundene Schnitzengel.

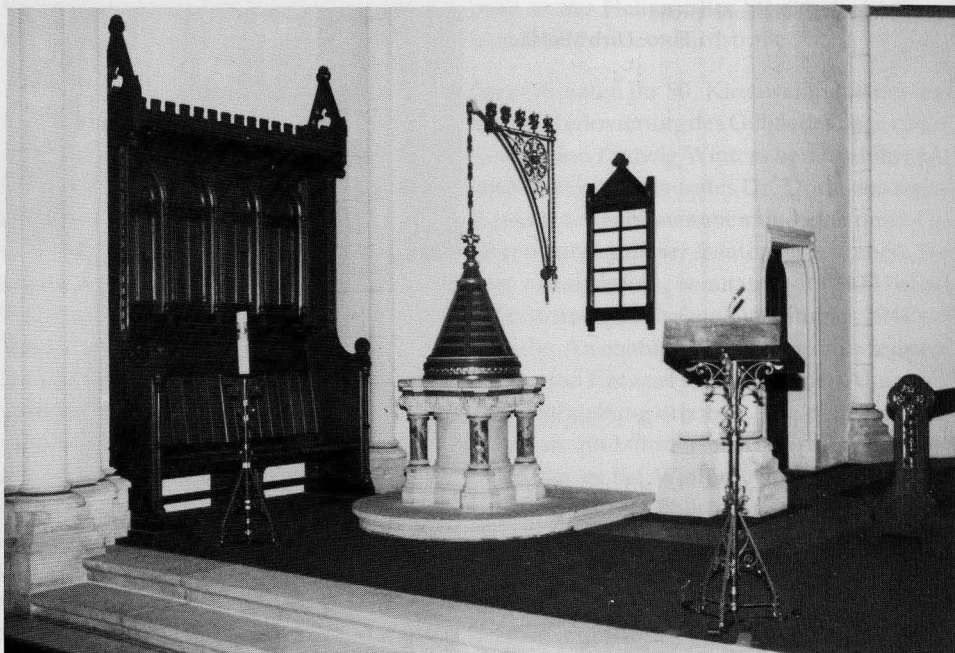
Die unter Dr. Dorn begonnene Renovierung des Innenraums hat nun unter der Federführung seines Nachfolgers Dipl.-Ing. Norbert Koch ihren Abschluß gefunden. Als äußerlich zuerst bemerkbares Zeichen ist die Wiederherstellung des Eingangsportales zu nennen. Die Schaumburger Werkstätten haben es in mühevoller Arbeit wieder mit dem gotischen Bogen versehen, der es bis zu einem Artillerietreffer am 11. April 1945 zierte. In diesem Jahr wird auch die damals zerstörte Figur des segnenden Christus als Bekenntnis zu ihm noch reproduziert und aufgestellt.

Dem neugotischen Portal wie dem Orgelprospekt entspricht das sogenannte Altarretabel. Darunter hat man einen hölzernen Aufsatz auf einem steinernen Sockel zu verstehen. Dieser Holzaufbau war vor Jahrzehnten abgenommen und an eine Seitenwand gehängt wor-





den. Bei einer Untersuchung seines Zustandes stellten sich schwerwiegende Schäden heraus. Als freistehendes Werk konzipiert, war ihm aufgrund von fehlender Luftzirkulation und Feuchtigkeit die Aufhängung nicht bekommen. Eine sofortige Umstellung erwies sich als unumgänglich, wobei dann bei der Abnahme von der Wand eine erhaltengebliebene Farbrossette der ursprünglichen Ausmalung auftauchte. Dem Konzept Winters, der Verwandtschaft mit Portal und Orgelprospekt entspricht es, die Denkmalpflege erfordert es, wenn das Retabel nunmehr auf seinem angestammten Platz steht. Hier ergänzt es sich in harmonischer Weise mit seinen beiden schon genannten Pendants. Selbst besteht es aus reichem ornamentalen Schmuck und drei Bildtafeln, die Professor Körner 1905 in nazarenerhaftem Stil bemalt hat. Dargestellt ist die Szene im Garten Gethsemane; der betende Jesus, die schlafenden Jünger und der herannahende Verräter. Nicht nur das Motiv, sondern auch das gesamte Retabel stellt ein nur noch selten vorhandenes Kunstwerk jener Epoche dar, das der Zerstörung entkommen ist. Den Aufsatz zieren vier Engel, Gesetz und Evangelium, Brot und Wein in den Händen haltend. Zwei dieser Engel sind von Bildhauer Naumawitsch einfühlsam und stilgerecht nachgearbeitet worden, während Restaurator Fritz Herzig für die Farbgebung verantwortlich zeichnete. Bekrönt wird das Retabel vom Kreuz des Herrn. In diesen Zusammenhang gehört auch die Restaurierung der 1905 von Winter und Hofdekormationsmaler Quensen erstellten Paramente. Diese befanden sich in einem beklagenswerten Zustand und konnten nur in mühsamster Arbeit der Helmstedter Paramentenwerkstatt St. Marienberg in ursprünglichen Zustand versetzt werden. Eine finanzielle Beteiligung des Amtes für Denkmalpflege hat dafür gesorgt, daß auch dieses wichtige Detail wieder hergerichtet werden konnte.



Taufstein mit Deckel, Osterkerzenständer und Lesepult

Foto: Dirk Miehke

Durch die Verbesserung der Lautsprecheranlage konnte der Anfang der sechziger Jahre eingebaute Schalldeckel über der Kanzel entfernt werden. Seine Form und sein Material (Gips) widersprach der alten Konzeption.

Besonders erfreulich war die Wiederauffindung des Jahrzehnte vermißten Taufsteindeckels, der lediglich eine neue Aufhängevorrichtung benötigte. Der aus Eisen nachgeschmiedete Schwenkarm orientierte sich an einem in der hiesigen St. Katharinenkirche befindlichen Stück.

Schwerste Schäden wies die 1944 fast nicht berührte Rosette über dem Westportal auf. Die Bleieinfassung mußte gefestigt, bzw. neu angefertigt werden und ebenso wurden die Glasscheiben einer Säuberung und Ergänzung unterzogen. Ein vorgesetztes Sichtglas schützt in Zukunft vor weiteren Wittereinflüssen und Umweltschäden.

Bei der Beschaffung notwendiger Inventarstücke blieb die Gemeinde auf dem einmal eingeschlagenen Weg. So wurde konsequent neugotisch ein Lesepult geschmiedet, dessen Vorbild in St. Michaelis steht. Ebenso angefertigt wurde ein Osterkerzenleuchter im neugotischen Stil. Als weitere Details fügen sich die Wiederbenutzung der alten hölzernen Liedanzeiger, der alten Opferstöcke und die Anbringung zweier Ölgemälde der ersten Pfarrer der Gemeinde in das Stilkonzept Winters ein.

Mit diesen Arbeiten präsentiert sich St. Johannis als Beispiel der Kirchenarchitektur des frühen 20. Jahrhunderts und bereichert die in Braunschweig und Umgebung vorhandenen Sehenswürdigkeiten um ein beträchtliches Maß.

## *Stift und Stiftskirche Königsutter in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege*

Von Heinz Röhr

Das Stift Königsutter hatte im 30-jährigen Kriege sehr zu leiden. Am schlimmsten scheint es dort in den Jahren 1626 und 1640 gewesen zu sein. Im Juni 1627 berichtet Abt Jodocus Herzog Friedrich Ulrich, „daß das Stift und Closter Königsutter durch das hochschädliche undt verderbliche Kriegswesen von des Obristen Götzen unterhabenden Reuters undt Soldaten, Gott erbarm es, nunmehr gantz wüste und öde gemacht, sogahr das aller Vorrath von Getreide, Pferden, Kühen, Schaff- und Schweine-Viehe, auch Brau Pfannen, eisernen Öfen undt anderes, wie es Nahmen haben mag, weck genommen, ingleichen Kirchen undt Keller spoliret, Thüren und Fenster in Gemächern undt Creutzgängen, so ich theils aus meinem Beutell dem Closter zu Ehren machen und setzen lassen, entzwei geschlagen, auch theils aus der Kirchen verpartiret und dermaßen mit dem armen Stift gebäret, das daselbst nicht das geringste mehr vorhanden.“ (1). Von den schlimmen Zuständen im Kloster Königsutter im Jahre 1640 weiß Abt Fabricius zu erzählen, daß damals der später so berühmt gewordene Professor Friedrich Ulrich Calixtus „als ein Knab aus Curiosität nach dem Closter von Helmstedt geloffen, er die Thüren in der Kirchen und allen übrigen Gebäuden offen, etliche Pölcke oder junge Schweine auf Zaunstecken gespisset und keine lebendige Creatur als einen alten, fast verhungerten Hund daselbst gefunden.“ (2).

Von den Klostergebäuden war am meisten die Stiftskirche in Mitleidenschaft gezogen. Dort geschah es, daß an einem Sonntag im Jahre 1640 „ein Theil vom Mittel Gewölbe, welches über zwey Creutzbogen gezogen gewest, von dem Chor an und nach dem Orgel Werke gantz hernieder geschossen, der Altar vor dem Chor ingleichen die Kirchlichen und Fürstlichen Begräbnisse, die Cantzel und Stühle kurtz und klein gefallen“ (3). Später kam noch ein Schwib- oder Kreuzbogen herunter. Auch die Glocke, die im Vierungsturm hing, stürzte herab, ein Ereignis, das in der Sage vom Glockenteich seinen Niederschlag gefunden hat. Viele Einzelheiten über den Zustand der Stiftskirche und der übrigen ehemaligen Klostergebäude sowie über die wirtschaftlichen Verhältnisse des Stifts in der damaligen Zeit enthält ein Stiftsinventar aus dem Jahre 1662. Danach ergibt sich folgendes Bild:

Der mittlere Teil der Kirche war heruntergefallen. Die Balkendecke über dem Kirchenraum war an den Ecken und in der Mitte frei, so daß man sich kaum getraute, hinüberzugehen, um die Glocke zu läuten. Bei einem starken Sturm war zu befürchten, daß das ganze Dach herunterfallen würde. Der Stiftsturm stand ohne Dach und war sehr gefährdet. Der Hauptaltar im Hohen Chor, den zwei Tafeln übereinander und zwei Nebenflügel verzierten, war noch in Ordnung, der Mittelaltar jedoch nach dem Einfall der Kirche völlig zerstört und unbenutzbar. Von den beiden Nebenchören, die als Sakristei und als Grabkapelle für das Adelsgeschlecht von der Streithorst dienten, war vor allem das letztere sehr reparaturbedürftig. Das Kaisergrab war nach der Zerschlagung noch nicht wieder ausgebessert. Von dem Kirchenschatz waren ein aus dem Kloster Riddagshausen stammendes Meßgewand, zwei vergoldete Kelche mit Abbildungen der Patrone, zwei große Messingleuchter, zwei kleinere Leuchter aus Messing und Zinn, ein „ziemblich großer Leuchter aus zusammen geschobe-

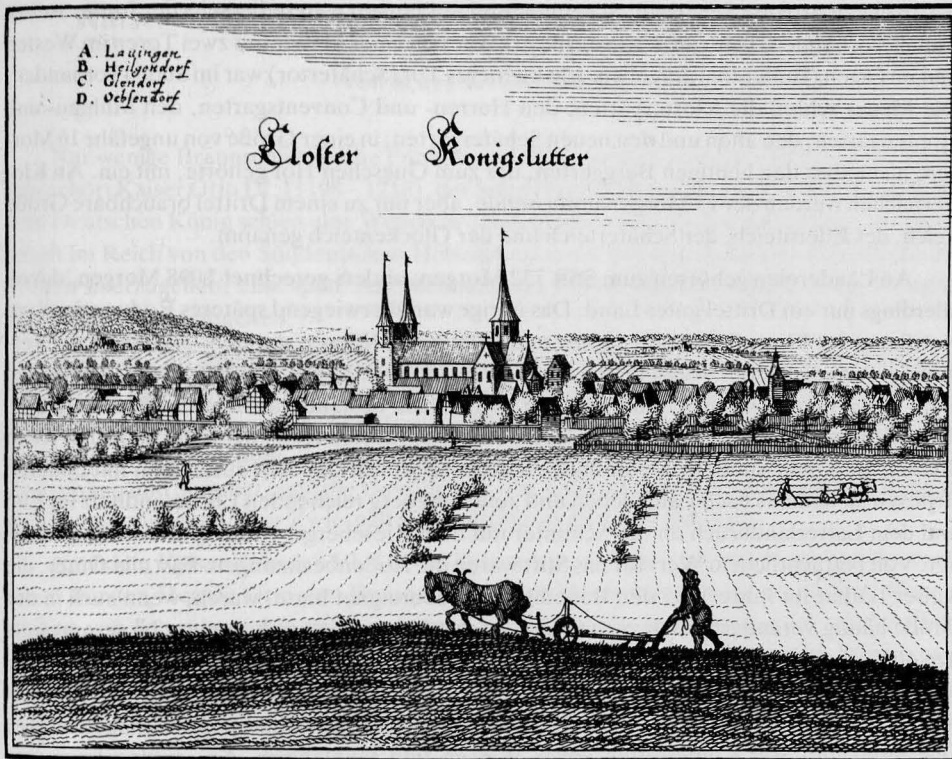


nem Cristall“ und verschiedene Altarbücher noch in der Kirche. Osterleuchter und Taufstein waren im Chor aufgestellt. „Sonsten ist an mehrerem Zierrath, es sey nagelfest oder nicht, nichts oder gar wenig an Epitaphen oder gemaltem vorhanden.“ Die Doppelkapelle vor dem Marienportal stand ebenfalls ohne Dach. Der jetzt als Sakristei dienende Clemenskeller, in dem man früher das Kirchenornat aufzubewahren pflegte, diente als Bierlager. Die im Jahre 1619 angefertigte Deckenmalerei über dem Kaisergrab, die die kaiserliche Familie in Lebensgröße darstellte und mit Spruchbändern von dem Helmstedter Professor Meibom versehen war, sowie die Glasfenster mit Darstellungen geistlicher und weltlicher Personen waren verschwunden, die Kirche hatte man innen ganz mit weißer Tünche überzogen. Der nördliche Kreuzgang „zierlich und künstlich wegen der ausgearbeiteten Pfeiler, so in der Mitte riegenlangh durchgehen,“ war noch in ziemlich gutem Zustand. „Daß er aber nicht schon längst zu Zeiten umbgefallen, haben verwehret die eisernen Stangen, welche überhin mit einer Ecke die Kirchenmauer und mit dem anderen Ende die Seiten Pfeiler fassen und einankern und die Gewölbe also zusammen halten. Das Dach darüber ist schon baufällig wegen des abgefaulten Holzes.“ Besonders interessant ist, was das Inventar über den nicht mehr vorhandenen östlichen Kreuzgang und die an ihm vorhandenen Klostergebäude aussagt:

„Aus diesem Theile gehet man in den dritten Creutzganh, welcher von diesem mit Balken überleget und mit Mönch Zellen überbauet gewesen, itzo aber gantz herunter gefallen und ruiniret ist. Hinter diesem dritten Creutzganh ist eine wüste Capelle, Zum Neuen Pfeilern genannt, itzo zum halben Theile ein Steinhaußen. Aus dieser Capelle kan man gehen in eine andere, Johannes Capelle genannt, an Größe einer ziemblichen Dorf Kirche gleich, darin Monumenta an Leich Steinen, darunter Kayserliche und Königliche Standes Personen sollen begraben liegen, zu finden. Das Gewölbe darüber ist lange Jahre dachlos gestanden, also das auch der Kalk zwischen den Gewölbe Steinen gantz herunter gefallen und ohne Sorgen niemand darinnen gehen lässet. Zur rechten Seite der Capelle Zum Neuen Pfeilern ist ein ziemblicher Platz, welcher vormahls mit Kammern soll verbauet und mit einem Gemach, das Schlaf Haus genannt, überbauet gewesen sein, wovon itzo nur die rudera zu sehen, das Holtz aber, nachdaher es herunter gefallen, ist zur Aufbauung des jetzigen Schaf Stalls gebraucht worden. Zur linken Seiten gemeldter Capellen ist ein gewölbter Keller, der Erden gleich, der Clementz Keller genannt, in welchen man aus der Kirche eingehen muß. Über diesem ist ein anderes Gewölbe, das Capitel Haus genannt, über selbigem ist vorm Kriege eine große Stube gewesen, darinnen Schule ist gehalten worden, itzo aber stehet sie ganz wüst undt verfallen.“ (4).

Am westlichen Teil des Kreuzgangs lag die Brunnenkapelle. Neben ihr führte eine Stiege von 14 steinernen Tritten zur Klosterbibliothek, die sich in ihrer ganzen Länge über die Brunnenkapelle, den westlichen Kreuzgang und Teile des Refektoriums erstreckte und als Kornboden benutzt wurde. Der Remter wurde als Pferdestall und Holzlagerplatz gebraucht. Zwischen der Kirche und dem Remter, wo früher die alte Abtei gestanden hatte, war die Schulstube und die Wohnung für den Präzeptor eingerichtet. Die Orgel befand sich unter den beiden Westtürmen. Von ihr heißt es, daß ihr „Corpus“ nicht in Ordnung wäre. In dem nördlichen der beiden Westtürme befand sich eine Treppe, auf der man „gehen, reiten oder fahren konnte“. Im Stillen Garten zwischen den Kreuzgängen standen einige Bäume,





Das Stift Königsutter in der Mitte des 17. Jahrhunderts  
Kupferstich aus der Braunschweig-Lüneburgischen Topographie des Matthäus Merian von 1654

das übrige war Rasen. An der Seite des Gartens hatte man in früheren Jahren einen Fischheller eingerichtet. Das dafür erforderliche Wasser wurde durch Röhren (aus der Lutter) dorthin geleitet, dann in dem Kunstbrunnen in die Höhe getrieben, lief unter der Erde in die Küche und von dort wieder in die Lutter.

Der südliche Teil des Kreuzgangs war so beschaffen, daß in kürzester Zeit sein völliger Verfall zu befürchten war. An ihm lag die neue Abtei, die vor 150 Jahren größer und höher gewesen, durch Feuersbrunst aber zerstört und niedriger wieder aufgebaut worden war. Dort befand sich auch die Küche, die mit einem guten Schornstein versehen war. Darunter lagen sehr ausgedehnte, heute noch erhaltene gewölbte Kellerräume, in denen Klosterbier gelagert wurde. Anscheinend diente das ganze Gebäude in früheren Jahren nur wirtschaftlichen Zwecken.

Nahe dabei standen an der Lutter die Klostermühle und das Brauhaus unter dem gleichen Dach, jenseits der Lutter die Meierei mit dem Kuhstall, dahinter das Schweinehaus und

die 1639 neu erbaute Schäferei. Scheunen und Stallungen waren diesseits der Lutter weiter südlich vorhanden. Der ganze Klosterbezirk war von einer Mauer mit zwei Toren im Westen und im Osten (Bullentor) umgeben. Ein kleineres Tor (Schäfertor) war im Süden vorhanden. Die Mauer schloß die Klostergärten, den Herren- und Conventsgarten, den Mühlen- und Hopfengarten, den alten und den neuen Schäfergarten, in einer Größe von ungefähr 16 Morgen, nicht aber den heutigen Berggarten, der zum Gueschen Hof gehörte, mit ein. An Klosterteichen werden der 15 Morgen umfassende, aber nur zu einem Drittel brauchbare Große Teich, der Ellernteich, der Schäfersteich und der Glockenteich genannt.

An Ländereien gehörten zum Stift 732 Morgen, anders gerechnet 1098 Morgen, davon allerdings nur ein Drittel gutes Land. Das übrige war überwiegend späteres Rodungsland am Nordhang des Elms, daher sehr steinig und lehmig. An Wiesen standen 73 Morgen zur Verfügung. Ausreichendes Weideland war vor allem im Bereich der Schunterwiesen und an den nahe gelegenen Teichen vorhanden. Der Waldbesitz bestand aus dem Großen Hainholz, dem Kleinen Hainholz mit dem Badeholz, dem Mehrdorfer Holz, dem Moosholz bei Klein Steimke und dem Sundern bei Boimstorf. Außerdem war das Stift zusammen mit anderen Erbxen an dem bis nach Langeleben und zum Herzberg reichenden Lutterlandholz im Elm und dem Lutterlandbruch an der Schunter mit dem Rieseberger Moor (Roter Pfuhl) beteiligt. Von beträchtlichem Wert für das Stift waren die Außenbesitzungen. Fast alle Güter, die Kaiser Lothar im Jahre 1135 den Benediktinern übereignet hatte, waren, wenn auch in der Größe häufig verändert, noch vorhanden. Andere waren hinzugekommen. Insgesamt werden 1662 zwei Außenhöfe mit je 12 Hufen Land (Hagenhof und Mehrdorf), 13 Meiergüter und 31 Erbenzinsgüter aufgezählt. Hinzu kamen noch Einnahmen aus Haus- und Gartenzins, vor allem von Bürgern der Stadt Königslutter und Einwohnern der Landgemeinden Oberlutter und Stift Königslutter, sowie Wasser- und Mühlenszins. An „entwendeten Gütern“ werden das Vorwerk Schickelsheim mit 24 Hufen und das Hagenholz zwischen Hagenhof und Frellstadt, an „strittigen Gütern“ die im Stift Halberstadt gelegenen Besitzungen zu Dedeleben genannt.

Infolge der reichen Grundausrüstung gelang es der Stiftsverwaltung, die dem Namen nach der Abt, in Wirklichkeit aber die Klosterratsstube ausübte, in verhältnismäßig kurzer Zeit die Bewirtschaftung des Stifts wieder in Ordnung zu bringen. Als wichtigste Einnahmequelle erwies sich der Verkauf von Getreide, besonders von Weizen und Gerste. Auch Holz wurde veräußert. Hinzugekauft werden mußten aber Pferde, deren Bestand im Kriege anscheinend sehr gelitten hatte, und eine neue Braupfanne, weil die alte von den Schweden entzweigeschlagen und fortgeschleppt war. Sie kostete nicht weniger als 168 Taler (5). Sehr viel länger dauerte die Wiederherstellung der Stiftskirche. Diese erhielt erst 1693–95 durch den im Stift Königslutter wohnenden Meister Johann Friedrich Wendt ein neues Gewölbe. Das Kaisergrab konnte sogar erst im Jahre 1708 von dem Helmstedter Bildhauer Michael Helwig in Ordnung gebracht werden.

#### Quellennachweis

- 1) Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 11 Alt 7 Nr. 8. – 2) Letzner/Fabricius: Kurze Beschreibung des Stifts Königslutter. Wolfenbüttel 1715. – 3) Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 4 Alt 8 Nr. VII 148. – 4) Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: VII B Hs. 324. – 5) Stadtarchiv Königslutter: K IV, 1.

# *Kaiser Otto IV. im Werk Walthers von der Vogelweide*

Von Kurt Kronenberg

Nur wenige Braunschweigische Fürsten sind in die große Literatur eingegangen. Zu ihnen gehört Kaiser Otto IV. (1198 – 1218), der Sohn Herzog Heinrichs des Löwen. Seine Wahl zum Deutschen König schien eine Wende in der deutschen Geschichte einzuleiten, die Herrschaft im Reich von den Süddeutschen Hohenstaufen auf das nun sächsische Geschlecht der Welfen überzugehen, eine späte Anerkennung der Politik Heinrichs des Löwen. Es sollte nicht ohne Kampf abgehen.

In dieser Zeit stellte ein Dichter, erstmals in der Geschichte, seine Kunst in den Dienst der Politik. Es war Walther von der Vogelweide, der alle überragende Lyriker des Mittelalters. Er besang nicht nur, was das Herz der Menschen bewegte, was ihr Sinn begehrte: die Liebe, die er Minne nannte, die Freude und den Glauben, die Schönheit der Natur, vor allem im Frühling und Sommer, und die Geselligkeit – er nahm in seinen Liedern auch Stellung zu den Tagesereignissen. Der Zwiespalt in Deutschland griff ihm ans Herz:

Nachdem Kaiser Heinrich VI. 1197 in Palermo gestorben war, wählte ein Teil der deutschen Fürsten Herzog Otto von Braunschweig zum Deutschen König, ein anderer Herzog Philipp von Schwaben, den zweiten Sohn Kaiser Friedrich Barbarossas. Im gleichen Jahr wurde Graf Lothar von Segni, 37 Jahre alt, als Innozenz III. Papst, der von sich selbst gesagt haben soll, er sei der eigentliche Herrscher des Abendlandes. Von ihm hing weitgehend ab, wer Kaiser werden sollte. Dazu dichtete Walther von der Vogelweide (in hochdeutscher Übersetzung):

„Ich ließ die Augen schauen  
Auf Männer und auch Frauen;  
Was einer tat, was einer sprach,  
Vernahm ich wohl und sann ihm nach.  
Zu Rom, da hört ich lügen,  
Zwei Könige betrügen:  
  
Das gab den allergrößten Streit,  
Der jemals ward in aller Zeit;  
Da sah man sich entzweien  
Die Pfaffen und die Laien.  
Die Not war über alle Not;  
Da lagen Leib und Seele tot.  
  
Die Pfaffen wurden Krieger,  
Die Laien blieben Sieger;  
Das Schwert sie legten aus der Hand  
Und griffen nach der Stola Band:  
Sie bannten, wen sie wollten,  
Nicht den sie bannen sollten:

Zerstört ward manches Gotteshaus:  
Ich hörte fern in einer Klaus  
Ein Jammern ohne Ende:  
Ein Klausner rang die Hände;  
Er klagte Gott sein bitteres Leid:  
„O weh, der Papst ist allzujung,  
Herr Gott, hilf deiner Christenheit.“

Wo Walther von der Vogelweide geboren wurde, ist bis heute nicht vollständig geklärt; sicherlich war er Süddeutscher. Seine ersten Gedichte entstanden am Hofe Herzog Friedrichs von Babenberg in Wien: „Zu Österreich lernte ich singen und sagen“, hat er selbst bekannt. Als Begleiter des Bischofs von Passau wird er in einer Urkunde erwähnt. Deshalb ist nicht verwunderlich, daß er in dem Thronstreit zunächst die Partei für Philipp von Hohenstaufen ergriff und ihn besang. Die Gedichte: „Die Kron ist älter als König Philipps Haupt . . .“ und die Huldigung am Weihnachtstag 1199: „Da schritt ein König, Kaiserbruder und Kaisersohn . . .“ gehören zu den schönsten des Dichters. Auch als Philipp vom Papst gebannt wurde und militärische Rückschläge erlitt, blieb ihm Walther treu.

Erst nachdem der König Philipp in Bamberg ermordet worden war (1208), alle deutschen Fürsten Otto anerkannten und Papst Innozenz ihn 1209 in Rom zum Kaiser krönte, besang Walther von der Vogelweide auch den Welfen:

„Herr Kaiser, seid uns nun willkommen;  
Des Königs Nam ist euch benommen  
Und eure Krone glänzt vor allen Kronen.  
  
Eure Hand ist stark und reich an Gut,  
Und ob ihr recht ob übel tut,  
So mag sie beides, rächen oder lohnen.  
  
Auch bring ich euch die Märe:  
Die Fürsten sind euch untertan,  
Sie harren eurer Wiederkunft geduldig;  
  
Und Meissens Fürst, der hehre,  
Ist euch ergeben sonder Wahn:  
Eh blieb ein Engel Gott die Treue schuldig.“

Das klingt keineswegs untertänig und schmeichelhaft, der Dichter ist sich seiner Bedeutung bewußt und wagt es, öffentlich für einen Fürsten einzutreten, der den neuen Kaiser bisher bekämpft hat. Es war der Markgraf Dietrich von Meißen aus dem Hause Wettin, an dessen Hof Walther eine zeitlang gelebt hatte: Auch für den Landgrafen Hermann von Thüringen legte er bei Otto ein gutes Wort ein:

„Nun soll der hehre Kaiser  
Verzeihen als ein weiser  
des Landgrafen Missetat.



Abb. 1 Kaisersiegel Ottos IV.  
an einer Urkunde im Nds. Staatsarchiv Wolfen-  
büttel (25 Urk 46)  
Foto: Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel/J. Treptow



Er war doch unverhohlen  
Sein Feind, und nicht verstohlen;  
Die Zagen hielten stillen Rat.

Sie schwuren hier, sie schwuren dort  
Und sann ungetreuen Mord,  
Rom riet zu solchen Taten.“

Am Hofe dieses Landgrafen auf der Wartburg war der Dichter häufig Gast gewesen und hat das auch in einem Huldigungsgedicht öffentlich bezeugt: „Ich zähle nun zu Landgraf Hermanns Hausgenossen, denn nur den Edelsten zu dienen bin ich fest entschlossen . . .“ Am Sängerkrieg auf der Wartburg hat er teilgenommen, wie ein Bild in der „Manessischen Handschrift“ zeigt, die auch die berühmte Darstellung Walthers enthält: „Ich saß auf einem Steine“.

Dann wendet der Dichter in eigener Sache ein Wort an den Herrscher aus Braunschweig:

O Roms erhabener Kaiser, ihr habt mich so beschenkt  
Mit euer Gunst, daß euch nun all mein Dank entgegendrängt,  
Ich täte gern noch mehr, doch meine Kräfte sind beschränkt.

Dank für euer Licht, das ihr mir weise übersendet  
Und hat es vielen auch die Augen sehr geblendet,  
Wurde mancher scheele Blick an mich verschwendet,  
So hat mein Nutz und eure Ehr ihr Schielen abgewendet.“



Abb. 2 Kaiser Otto IV. (links)  
auf dem Dreikönigsschrein im Kölner Dom  
Foto: Rhein. Bildarchiv Köln: 130344

In den Auseinandersetzungen, die zwischen Kaiser Otto und Papst Innozenz III. nun entstanden, weil der Welfe nach Süditalien zog und die kaiserlichen Rechte in Italien wieder zur Geltung brachte, stellte der Dichter sein Lied ganz in den Dienst des Kaisers. Im Jahr 1210 verhängte der Papst den Bann über Otto:

„Herr Papst, ich fürchte mich noch nicht,  
Denn ich gehorch euch, wie es Pflicht.  
Wir hörten euch der Christenheit gebieten  
Dem Kaiser untertan zu sein,  
Wir sahn euch ihm den Segen leihn,  
Daß wir ihn hießen Herr und vor ihm knieten.  
Gedenkt nun eures Spruches:  
Ihr spracht: wer dich segnet, sei  
Gesegnet, wer dir flucht, der erfahre

Das Vollgewicht des Fluches:  
Um Gott, bedenkt, ob sich dabei  
Der Pfaffen Heil und Ehre wohl bewahre?“

Der Dichter bot alle Seiten seiner Dichtkunst auf, Ironie, Hohn, Spott, Ermahnung, Widerspruch. Er schlug den Papst mit dessen eigenen Worten:

„Gott gibt zum König, wen er will“,  
Das glaub ich gern und schweige still,  
Uns Laien wundert nur der Pfaffen Lehre:  
Was sie vor kurzem uns gelehrt,  
Wird nun ins Widerspiel verkehrt,  
Was tuts um Gott und eure eigene Ehre.  
Und sagt bei eurer Treue,  
Mit welchem Wort ihr uns betrügt.  
Beweiset uns das eine recht von Grunde.  
Das Alte oder Neue?  
Gewiß ist, daß ihr eines sagt:  
Zwei Zungen stehen schlecht in einem Munde.“

Es folgen noch sieben Gedichte, in denen Walther heftige Anklagen gegen den Papst und die römische Kurie erhebt und den Kaiser in Schutz nimmt. Er mahnt aber auch Otto, sich in den Dienst Gottes zu stellen, einen Kreuzzug zu unternehmen und das Heilige Land von den Mohammedanern zu befreien:

„Herr Kaiser, ich bin hergesandt  
Als Gottes Bot aus Himmelsland:  
Ihr habt die Erde, er hat den Himmel droben.  
Er will, daß ihr ihm Recht verschafft,  
Ihr seid sein Vogt, die Heidenschaft  
Laßt nicht in seines Sohnes Lande toben.  
Seid willig, ihn zu richten,  
Sein Sohn, mit Namen Jesu Christ,  
Vergilt es einst, das hieß er mich euch sagen.  
Eilt seinen Streit zu schlichten:  
Er richtet euch, wo er Vogt ist,  
Und kämet ihr den Teufel zu verklagen.“

Ein Porträt Kaiser Ottos im heutigen Sinne gibt es nicht. Kein Herrscher oder Papst des Mittelalters wurde naturgetreu dargestellt. Trotzdem geben zwei Kunstwerke einen Eindruck von seiner Persönlichkeit. Sein kunstvolles Kaisersiegel, von dem sich Exemplare im Nds. Staatsarchiv in Wolfenbüttel erhalten haben, ist eine lebendige Darstellung seiner Herrscherwürde. Ferner sehen wir ihn auf dem goldenen Dreikönigsschrein im Kölner Dom in voller Gestalt. Man hat ihn hier angebracht, da er für die Reliquien der drei Heiligen

goldene Kronen gestiftet hatte, er steht hinter den drei Königen, die Christus und Maria Gaben bringen, gleichsam als der vierte König.

Auf die Dauer aber trübte sich das Verhältnis zwischen Dichter und Kaiser. Walther war oft mit Fürsten nicht zufrieden und rügte sie, wenn er nach seiner Meinung nicht genügend belohnt wurde. Sarkastisch und ironisch sang er auf die Größe Ottos anspielend:

„Herrn Ottos Milde wollt ich nach der Länge messen;  
Vergriffen hat ich mich an diesem Maß indessen:  
War er so mild als lang, viel Tugend hätt er dann besessen;  
Nun maß ich aber seinen Leib nach seiner Ehre,  
Da ward er plötzlich viel zu kurz, wie ein zerbrochen Schwert,  
An mildem Sinn zum winzig kleinen Zwerg verkehrt,  
Ja wenn er, noch zu wachsen, nicht zu alt an Jahren wäre.  
Dem König bracht' ich nun das Maß: der schoß empor!  
Sein junger Leib ward stark und groß, wie nie zuvor;  
Er wächst wohl noch und ragt schon riesig über ihm hervor.“

In der Tat schildern auch die Chronisten seiner Zeit den Welfen als stolz, hochfahrend, hart und undankbar. Dem Papst gegenüber war Otto eidbrüchig geworden und hatte, nachdem er in Rom gekrönt worden war, gegen sein Versprechen Süditalien und Sizilien unterwerfen wollen. Da ging eine neue Sonne am Horizont der Politik auf: Friedrich II., Sohn Kaiser Heinrichs VI. und Enkel Kaiser Friedrich Barbarossas. Der Papst und viele deutsche Fürsten ermutigten ihn, nach Deutschland zu kommen und das Reich in Besitz zu nehmen. Am 25. Juli 1215 wurde er in Aachen gekrönt, 21 Jahre alt. Otto, der sich inzwischen in einen Kampf mit Frankreich eingelassen hatte und in der großen Schlacht von Bouvins 1214 geschlagen worden war, mußte sich auf seine braunschweigische Heimat zurückziehen.

Der Dichter stellte nun beide Herrscher einander gegenüber, was zu Ungunsten Ottos ausfiel:

„Herr Otto gab sein Wort, mich reichlich zu beschenken:  
Was nahm er aber meinen Dienst mit solchen Ränken?  
Doch hätte König Friedrich Grund, statt seiner mein zu denken?  
Zu fordern hab ich wohl an ihn nicht eine Bohne:  
Er gebe nur, daß ich der alten Lehre werde froh:  
Es lehrte weiland seinen Sohn ein Vater so:  
„Dem ärgsten Manne diene, daß der beste Mann dir lohne“.  
Otto, ich bin der Sohn, ihr seid der ärgste Mann,  
Denn einen ärgern Herrn traf ich niemals an:  
Der König mag der beste sein, nun er das Reich gewann.“

In der Folgezeit richtete Walther von der Vogelweide nur noch Lieder an König Friedrich II., der 1220 zum Kaiser gekrönt wurde. Er belohnte den Dichter reich, wie ein Jubellied überliefert: „Ich habe mein Lehen!“ Nicht nur für ihn war Otto schon zu Lebzeiten vergessen. Der glücklose Kaiser starb 1218, von den meisten Fürsten verlassen, auf der Harzburg. Die Braunschweigische Geschichtsschreibung hat sich wenig mit ihm beschäftigt, ausführlich nur Gustav Langerfeldt 1872.



# Wie Fremdwörter in die ostfälische Volkssprache gelangten und wie sie hier mundgerecht umgewandelt wurden

Ein mundartlicher Beitrag zur Kulturgeschichte

Von Werner Flechsig

Wie die deutsche Schriftsprache haben auch die deutschen Mundarten im Laufe der Jahrhunderte mancherlei Veränderungen durchgemacht. Laute wandelten sich nach ungeschriebenen Gesetzmäßigkeiten, und der Wortschatz nahm an Umfang ständig zu in dem Maße, wie neue Sachen und Begriffe in das Blickfeld des Volkes kamen. So spiegelt das Wachstum des Wortschatzes auch das Wachstum der Zivilisation und Kultur wider. Besonders sinnfällig zeigt sich das am Eindringen von Fremdwörtern, die zusammen mit den durch sie benannten Gegenständen, Tätigkeiten und Vorstellungen aus den Kulturen anderer Völker in die Lebensweise und Gedankenwelt des eigenen Volkes übernommen wurden. Eine solche Übernahme von fremdem Sprachgut aus dem Kulturkreis des römischen Reiches der Antike wird schon in den ältesten Schriftdenkmälern der germanischen Sprachen aus dem frühen Mittelalter sichtbar, doch sprechen wir bei dem damals entlehnten fremden Wortgut noch nicht von Fremd-, sondern von Lehnwörtern, weil sie in dem Maße der Landessprache angeglichen wurden, daß ihre fremde Herkunft auf den ersten Blick gar nicht zu erkennen ist. Hier soll nur von den eigentlichen Fremdwörtern die Rede sein, die in der mittelniederdeutschen Schriftsprache des späten Mittelalters in Ostfalen, in ostfälischen Mundartgedichten des 17. und 18. Jahrhunderts und in den Sammlungen des Wortschatzes ostfälischer Mundarten aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert erscheinen. Dabei verwende ich im folgenden, um Platz zu sparen, die Abkürzungen Br. = Braunschweig, Go. = Goslar, Hann. = Hannover, He. = Helmstedt und Hi. = Hildesheim.

## 1. Fremdwörter des späten Mittelalters

Zunächst sei hier der eigenartigen Veränderung fremder Personennamen gedacht, die im Mittelalter als kirchliche Heiligennamen aus dem Griechischen, Lateinischen oder Hebräischen hierzulande bekannt gemacht und erst als Rufnamen bei der Taufe Neugeborenen verliehen und später zum Teil auch als Familiennamen vererbt wurden. Nur solche blieben in der Hauptsache unverändert, die wie deutsche Eigenwörter auf der ersten Silbe betont wurden, wie z. B. Jonas und Martha. Soweit sie allerdings einen Stammsilbenvokal enthielten, der in der heimischen Volkssprache im Laufe der Zeit Veränderungen unterlag, machten auch die Fremdnamen diesen Wandel mit; so wurde z. B. hiezulande aus Peter *Paiter*, und durch die Abschwächung der lateinischen Endsilbe -us zu -es entstand z. B. *Mark(e)s* bzw. *Marx* aus Markus. Anders die auf der zweiten oder dritten Silbe betonten Fremdnamen. Bei ihnen wurden in der Regel die unbetonten ersten Silben weggelassen, und so entstanden Formen wie *Sander* oder *Zander* aus Alexander, *Gust* (Gustel) aus Augustus, *Han(ne)s* aus Johannes, *Klaus* (*Klages*, *Klaas*) aus Nikoláus, *Mens* (Br. 1401 so, später *Menz*) aus Cleméntius, *Nisius* (Br. 1563) aus Dionýsius, *Onimus* (Br. 1561) aus Hierónymus, *Polii* (Br. 1598)

aus Hippolitus, Stacius (Br. 1323) aus Anastásius, und *Ties* (Br. 1492 *Tyes*) aus Mathias. Den Lautwandel des langen e zum mundartlichen ai machten *Drewes/Draíws* aus Andréas, *Mewes/Maiwes* aus Bartholomáeus *Tewes/Taiwes* aus Mattháeus mit, den Umlaut der Stammsilbe vor nachfolgendem i *Bestian* aus Sebástian, *Görries/Görges* aus Gregorius, und *Tönni(g)es* aus Antoínius. Auch bei den fremden Frauennamen wurden die unbetonten ersten Silben weggelassen und dafür meist die den Koseformen eigene Endung -ke angefügt, so bei *Fi(e)ke* aus Sophía, *Grete/Graite* aus Margaréte, *Lene* aus Helene, *Rieke* aus Maria, *Sanne* aus Susánna, *Stíne* aus Christina, *Tríne* aus Katharina und *Zielke* aus Cäcília.

Gemeinsam ist allen im späten Mittelalter übernommenen lateinischen Zeitwörtern mit der Endung auf -are aus den Bereichen der Kirchen-, Rechts-, Verwaltungs- und Philosophiesprache die Umbildung der Endung zu -eren. Da diese Lautform im 17. Jahrhundert zu -airen gewandelt wurde, bringe ich Beispiele erst im 2. Abschnitt.

Bei den fremden Hauptwörtern aus den Lebensbereichen der Verwaltung, des Gesundheitswesens und der Kaufmannschaft wurden teils wie bei den fremden Personennamen unbetonte Anfangssilben getilgt, so z. B. bei *tzize*, zu lesen *tsise* (Br. 1413) aus *accise*, teils Vokale unbetonter Nebensilben zum tonlosen Murrel -e abgeschwächt oder ganz weggelassen, wie bei *apteker* (Br. 1430) aus Apotheke, woraus später sogar *Aftaiker* wurde, teils das kurze o der lateinischen Vorsilbe con- zum kurzen u gewandelt, wie bei *kuntor* (Br. gegen 1520) aus *contor* ‚Kaufmannsbüro‘ oder *kumpel* (Br. 1335) aus *compario* ‚Genosse‘. Der für die ostfälische Volkssprache der neueren Zeit so kennzeichnende Übergang des alten e zu ai vollzog sich vermutlich im ausgehenden Mittelalter auch bei dem entsprechenden Laut in Fremdwörtern, doch läßt sich dies aus den geschriebenen Texten nicht ablesen, weil die heimischen Kanzleien bis weit in das 16. Jahrhundert hinein aus konservativer Grundhaltung an der von Lübeck geprägten altertümlichen Rechtschreibung der mittelniederdeutschen Schriftsprache festhielten, ohne Rücksicht auf die hierzulande gesprochenen Laute zu nehmen.

## 2. Fremdwörter des 17. bis frühen 19. Jahrhunderts

Unsere Kenntnisse von den Lautformen und vom Wortschatz der ostfälischen Volkssprache der frühen Neuzeit verdanken wir in der Hauptsache den plattdeutschen Gelegenheitsgedichten, die zwischen 1650 und 1820 in Helmstedt, Braunschweig, Wolfenbüttel, Goslar, Hildesheim, Göttingen und Hannover gedruckt wurden. Sie verraten eine nicht unbedeutende Vermehrung des heimischen Wortschatzes durch neue Fremdwörter, die hauptsächlich dem Kriegswesen und dem gesellschaftlichen Umgang entstammen und meist aus dem französischen, seltener aus dem italienischen Kulturkreis übernommen wurden. Die Bekanntschaft mit solchen Fremdwörtern vermittelten, soweit es sich um Soldatensprache handelte, wohl in erster Linie der Dreißigjährige und die Kriege des 18. Jahrhunderts, die teils fremde Krieger nach Ostfalen führten und teils ostfälische Krieger in die Nachbarländer gelangen ließen, und andererseits in Friedenszeiten die Reisen, die ostfälische Studenten, Gelehrte, Künstler, Kaufleute und adlige Kavaliers nach Frankreich und Italien unternahmen. In solchen Fällen gelangte das fremde Wortgut allerdings zunächst nur in die gebildeten Kreise und noch nicht in den Wortschatz breiterer Volksschichten, wie denn die plattdeutschen Gelegenheitsgedichte des 17. und 18. Jahrhunderts im wesentlichen die damalige

Sprechweise des Adels, der Beamten, Geistlichen, Schulmänner und Kaufleute wiedergeben und nicht die der kleinen Handwerker und Bauern<sup>1)</sup>). Manche der im folgenden aufgeführten Fremdwörter mögen übrigens schon vor dem 17. Jahrhundert nach Ostfalen gelangt sein, ohne daß es sich belegen läßt, weil sie zufällig erst seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in unseren plattdeutschen Texten bezeugt sind.

Ich bringe zunächst eine Reihe von fremden Zeitwörtern aus den Gelegenheitsgedichten, in denen statt der spätmittelalterlichen Endung -eren, wie im Hochdeutschen, -ieren fast durchweg -eiren bzw. -airen erscheint und zum Teil auch andere Silben lautliche Veränderungen zeigen. Es sind *abselveirt* ‚absolviert‘ (Wo. 1708), *karesseirt* ‚caressiert‘ (Br. 1732), *charmeirt* ‚charmiert‘ (Br. 1730), *klareiret* ‚clariert‘ (Wo. 1732), *cumpeleiren* ‚copulieren‘ (Br. 1728), *kortiseirt* ‚courtoisiert‘ (He. 1703), *dispeteiren* ‚disputieren‘ (Br. 1732), *ekserzeiren* ‚exerzieren‘ (He. 1716), *flatteirt* ‚flattiert‘ (Br. 1730), *grabbuleir* ‚gratuiere‘ (He. 1703), *informeiren* ‚informieren‘ (Wo. 1731), *inviteirt* ‚invitiert‘ (He. 1704), *musiceyren* ‚musizieren‘ (Wo. 1714), *observeiren* ‚observieren‘ (Hi. 1766), *oculeiren* ‚oculieren‘ (He. 1724), *passeiren* ‚passieren‘ (Go. 1727), *poleiren* ‚polieren‘ (He. 1743), *praesenteiret* ‚präsentiert‘ (He. 1704), *praubeiret* ‚probiert‘ (Wo. 1728), *prokelmeyret* ‚proklamiert‘ (Go. 1727), *prautaukollaire* ‚protokolliere‘ (He. 1728), *resonnairt* ‚raisonniert‘ (Br. 1730), *regeiren* ‚regieren‘ (Wo. 1735), *resolvairt* ‚resolviert‘ (Harz 1724), *spatzeiren* ‚spazieren‘ (Br. 1691), *stauदैiret* ‚studiert‘ (Br. 1724), und *vexairen* ‚vexieren‘ (He. 1720).

Auch bei der Wiedergabe der fremden Hauptwörter macht sich die typisch ostfälische Neigung zur Wandlung des alten langen e zu ai und des alten langen o zu au wieder bemerkbar. Ich nenne aus den Gelegenheitsgedichten *Clisteir* ‚Klistier‘ (Br. 1732), *Kallei* ‚Kollege‘ (He. 1728), *Curjausiteit* ‚Kuriösität‘ (Br. 1728), *Eivengilgen* ‚Evangelium‘ (Wo. 1731), *Feiberraries* ‚Februar‘ (Br. 1721), *Auper* ‚Oper‘ (Br. 1730), *Octauber* ‚Oktober‘ (He. 1703), *Propheite* ‚Prophet‘ (He. 1726), *Quarteir* ‚Quartier‘ (Hann. 1732), *Rausine* ‚Rosine‘ (He. 1726), *Pasteite* ‚Pastete‘ (Harz 1711), *Trumpeiten* ‚Trompeten‘ (Hi. 1766) und *Unvorstait* ‚Universität‘ (He. 1662). Beispiele für die ostfälische Umwandlung der lateinischen bzw. französischen Vorsilben com- und con zu kum- und kun- sind *Cumpelment* ‚Compliment‘ (He. 1733), *Kumsarye* ‚Commissarius‘ (Hann. 1750), *Kunsens* ‚Consens‘ (Hann. 1723) und *Cunterbuzi* ‚Contribution‘ (He. 1728). Eine andere Eigenheit der ostfälischen Volkssprache ist die Bewahrung der mittelalterlichen Endung -e bei solchen Hauptwörtern, wo sie in nordniedersächsischen Mundarten wie im Hochdeutschen längst getilgt wurde. Diese Endungen erhielten hierzulande nach einem gewissen Systemzwang auch Fremdwörter, denen sie ursprünglich gar nicht zukam. So finden wir in den plattdeutschen Gelegenheitsgedichten unserer Heimat außer dem schon genannten *Propheite* ‚Prophet‘ auch *Galane* ‚Galan‘ (He. 1743), *Losamente* ‚Losament‘ (Wo. 1648) und *Orgeliste* ‚Organist‘ (Hann. 1735). Ihre Zahl wäre noch größer, wenn die Verfasser nicht des Versmaßes wegen regelwidrig das auslautende -e weggelassen hätten. Weitere, mehr oder weniger auffällige Veränderungen des ursprünglichen Lautstandes zeigen fremde Hauptwörter wie *Affecaten* ‚Advocaten‘ (Br. 1731), *Zuckerkannich* ‚Kandis‘ (He. 1703), *Carpen* ‚Carmen‘ (Hann. 1737), *Capparal* ‚Corporal‘ (Wo. 1648), *Krammanßen* ‚Grimassen‘, *Malitsche* ‚Miliz‘ (Wo. 1708), *Muschate* ‚Muskat‘ (Br. 1733), *Plassier* ‚Plaisir‘ (Hi. 1732), *Salter* ‚Psalter‘ (Wo. 1715), *Zickertarig* ‚Sekretär‘ (Wo. 1732), *Scharsanten* ‚Sergeanten‘ (Wo. 1648) und *Tarte* ‚Torte‘ (Hann. 1711).

Seltener kommen in den Gelegenheitsgedichten fremde Eigenschaftswörter in veränderter Gestalt vor. Ich nenne hier als Beispiele nur *Carieusch* ‚kurios‘ (He. 1728), *upsternatsch* ‚obstinat‘ (Br. 1708), *pusseirlich* ‚possierlich‘ (Wo. 1732), *repteirlich* ‚reputierlich‘ (Br. 1734) und *reisolut* ‚resolut‘ (Wo. 1714).

### 3. Fremdwörter im 19. und 20. Jahrhundert

Anders als die plattdeutschen Gelegenheitsgedichte des 17. und 18. Jahrhunderts, die nur die mundartliche Sprechweise der „gebildeten“ Schichten widerspiegeln, lassen die im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert entstandenen Sammlungen des plattdeutschen Wortschatzes ostfälischer Dörfer erkennen, welche Fremdwörter mittlerweile Allgemeingut der Volkssprache geworden und wie sie auch von den „kleinen“ Leuten mundgerecht umgeformt waren. Am ergiebigsten ist in dieser Hinsicht die ungedruckt im Familienbesitz verbliebene Wörtersammlung aus Salzgitter-Lesse von Karl Maßberg aus dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts, die mir von Heinz Maßberg, dem Neffen des Verfassers, 1946 zugänglich gemacht wurde. Sie hat überdies den Vorzug, daß die in ihr enthaltenen Wörter mit größter phonetischer Genauigkeit aufgezeichnet worden sind, so daß man erkennen kann, in welchem Maße auch die Fremdwörter von den Lautwandlungen erfaßt wurden, die sich während des 19. Jahrhunderts in den bodenständig überlieferten niederdeutschen Wörtern vollzogen hatten. Ich muß mich im folgenden allerdings anstelle phonetischer Schriftzeichen bei der Wiedergabe der Lesser Wörter vereinfachend der normalen Drucktypen bedienen.

Ich beginne mit den fremden Hauptwörtern, denen das in Ostfalen bewahrte mittelalterliche Endungs-e angehängt wurde, nämlich *Adjedānte* ‚Adjutant‘, *Adjuñkte* ‚Adjunkt‘, *Bäiwele* ‚Bibel‘, *Kummedānte* ‚Kommandant‘, *Briljante* ‚Brillant‘, *Fāweräike* ‚Fabrik‘, *Patiente* ‚Patient‘, *Persōne* ‚Person‘, *Poletsiste* ‚Polizist‘, *Scharsānte* ‚Sergeant‘, *Spekelānte* ‚Spekulant‘, *Studēnte* ‚Student‘, *Tempermēnte* ‚Temperament‘, *Testamēnte* ‚Testament‘, *Tsaldāte* ‚Soldat‘ und *Tsupperdente* ‚Superintendent‘. Die nächste Auffälligkeit ist die Schärfung des dem Ostfälischen fremden stimmlosen s im Anlaut zu ts, wovon schon die beiden letztgenannten Wörter zeugen. Dazu kommen noch *Tsalfēster* ‚Silvester‘, *Tsalm* ‚Psalm‘, *Tsalpaiter* ‚Salpeter‘, *Tsappermēnter* ‚Sakramenter‘, *Tselderich* ‚Sellerie‘ und *Tsäirop* ‚Sirup‘. Häufig treffen wir auch auf die schon im 2. Abschnitt behandelte Wandlung der lateinischen bzw. französischen Vorsilben cm- und con in kum- und kun-, so bei *Kumfermatschōn* ‚Konfirmation‘, *Kummedānte* ‚Kommandant‘, *Kumpelmént* ‚Kompliment‘, *Kumpenäie* ‚Kompanie‘, *Kunfäifchen* ‚Convivium‘, *Kunjack* ‚Kognak‘, *kunsternäirt* ‚konsterniert‘, *Kunterband* ‚Contrebande, Diebesgut‘, *kuntānt* ‚contant, gesund, wohlauf‘ und *kunterhār* ‚contrair, entgegengesetzt‘. Die Endung -ion bei fremden weiblichen Hauptwörtern wurde nach -t- zu -schōn, so bei *Akschōn* ‚Aktion‘, *Okschōn* ‚Auktion‘, *Portschōn* ‚Portion‘, *Rewwelutschōn* ‚Revolution‘, *Seperātschōn* ‚Separation‘, *Speckelātschōn* ‚Spekulation‘ und *Statschōn* ‚Station‘. Merkwürdig ist der Einschub eines unorganischen -r- zwischem kurzem a und dem folgenden Konsonanten in den unbetonten ersten Silben der Fremdwörter, z. B. in *farmōst* ‚famos‘, *Kardissen* ‚Katechismus‘, *Karnāl* ‚Kanal‘; *Karnārgenfogge* ‚Kanarienvogel‘ und *Karnāniken* ‚Kaninchen‘. Aus anderen Dörfern außer Lesse nenne ich hier noch *Karnail* ‚Kanel, Zimt‘ und *Karstannije* ‚Kastanie‘. Eine besondere Vorliebe für die Umwandlung des kurzen e, i, o und u der unbetonten An-



fangssilbe bei Fremdwörtern zum kurzen a verraten die Formen *Kamode* ‚Kommode‘, *Karische* ‚Courage, Mut‘, *Karäter* ‚Kurator‘, *Karönä* ‚Korona, Gesellschaft‘, *krapäiern* ‚krepieren‘, *Maräkel* ‚Mirakel, Spektakel, Aufstand‘, *maschänt* ‚mechant, böse‘, *praiäl* ‚brutal‘ *Rafäir* ‚Revier‘, *Ramör* ‚Rumor‘, *schanant* ‚peinlich‘ und *Tarnöster* ‚Tornister‘.

Neben solchen gewissermaßen gesetzmäßig vollzogenen Veränderungen im Lautgefüge der Fremdwörter gibt es zahlreiche andere, bei denen scheinbar bloße Willkür im Spiele gewesen ist, doch lassen sich in manchen Fällen lautliche Angleichungen an niederdeutsche Eigenwörter mit ähnlicher Bedeutung erkennen. Dazu gehören *Buschkétt* ‚Boskett, Buschpflanzung, Lustwäldchen‘, *Fetterän* ‚Veteran, ausgedienter Soldat‘ (zu *Vetter* oder *fett*?), *Flitzepē* ‚Velociped, Fahrrad‘ (zu *flitzen* ‚sich sehr schnell fortbewegen‘), *kundschenäiern* ‚coujo-nieren, einem durch ständige Befehle keine Ruhe lassen‘ (zu *kundtun*), *kwestschenäiren* ‚que-stionieren, durch drängende Fragen belästigen‘ (zu *quetschen*?), *Madderätsche* ‚Matratze‘ (zu *madderich* ‚schwächlich und zart, von Kindern‘), *mortsackeräiern* ‚massakrieren‘ (zu *Mord*), *munkäiern* ‚mokieren, spöttisch über andere Leute reden‘ (zu *munkeln* ‚heimlich leise über etwas reden‘), *reggeläirn* ‚regulieren‘ (zu *Reggel* ‚Riegel‘), *schannäirlich* ‚genierlich, peinlich‘ (zu *Schanne* ‚Schande‘) und *Trittwär* ‚Trottoir, Geh- oder Fußweg‘ (zu *Tritt*). Unerklärlich bleiben dagegen die Lautveränderungen in *Attelräi* ‚Artillerie‘, *Bilantsich* ‚Balance‘, *Bolbäir* ‚Barbier‘, *Fusäite* ‚Visite‘, ‚Besuch‘, *Kandäl* ‚Skandal‘, *Kruck* ‚Grock‘, *Manören* ‚Manieren‘, *Masikeräde* ‚Maskerade‘, *Odder* ‚Order, Befehl‘, *Ollegander* ‚Oleander‘, *orgenär* ‚ordinär‘, *Ornebus* ‚Omnibus‘, *Packedell* ‚Bagatelle‘, *Posemtiur* ‚Positur, Stellung‘, *reselfäiern* ‚resol-vieren, entscheiden‘, *reskant* ‚riskant, gefährlich‘, *ritteräiern* ‚retirieren, sich zurückziehen‘, *Rollör* ‚Rouleau‘, *rungenäiern* ‚ruinieren‘, *Schawäl* ‚Krawall‘, *Schawwelöne* ‚Schablone‘, *Sektember* ‚September‘ und *simmenäiern* ‚simulieren, vortäuschen‘.

Das letztgenannte und die anderen vorher aufgeführten Zeitwörter mit den Endsilben *äiern*, die den hochdeutschen Endsilben *-ieren* entsprechen, sind nicht nur für Lesse kennzeichnend, sondern auch für die Wörtersammlungen aus Adersheim im Kr. Wolfenbüttel von Theodor Reiche und aus dem Amt Harzburg von Otto Rohkamm. Insoweit weichen diese fremden Zeitwörter im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert deutlich ab von den vergleichbaren Zeitwörtern des 17. und 18. Jahrhunderts mit der Endung *-eiren*. Einem alten *ekserzei-ren* steht ein jüngeres *eksertsäiern* gegenüber, einem älteren *passeiren* ein jüngeres *passäiern*, einem älteren *resonairen* ein jüngeres *resenäiern*, einem älteren *regeiren* ein jüngeres *regäiern* bzw. *rejäiern*, einem älteren *resolveiren* ein jüngeres *reselfäiern* und einem älteren *stau-deiren* ein jüngeres *studäiern*. Es handelt sich hierbei nicht um eine organisch fortschreitende Lautveränderung, sondern um eine neuere Anlehnung an Vorbilder aus der hochdeutschen Umgangssprache, die sich inzwischen die betreffenden fremden Zeitwörter auf *-ieren* angeeignet hatte. Nur vereinzelt blieben die altertümlichen Formen auf *--airen* andernorts erhalten, so z. B. neben dem Lesser *probäiern* in den Kreisen Helmstedt und Oschersleben *probairen*.

Es würde zu weit führen, hier auch noch Beispiele für Lautveränderungen in Fremdwörtern anzuführen, die zufällig nicht in Lesse, wohl aber in anderen ostfälischen Orten überliefert sind. Ich verzichte auch auf Beispiele für geringfügige Veränderungen wie z. B. auf die Abschwächung der Endsilbe *-or* in lateinischen Wörtern zu *-er* (*Dokter* aus *Doktor*, *Paster* aus *Pastor* usw.) und auf solche Fremdwörter, die aus welchen Gründen auch immer unverändert in die Mundart übernommen wurden, und wende mich zum Schluß der Frage zu, wie es im 19.

Jahrhundert zum Eindringen so vieler neuer Fremdwörter in die Volkssprache unserer Dörfer gekommen sein mag. Daß Dorfbewohner schon im 19. Jahrhundert durch Auslandsreisen in Berührung mit dem Wortschatz der Franzosen und Italiener gekommen sein könnten, dürfte kaum in Betracht kommen, ebenso wenig der vorübergehende oder längere Aufenthalt fremdsprachiger Dienstboten in bäuerlichen Haushaltungen. Dagegen hat zweifellos die französische Fremdherrschaft während der Jahre 1806–1812 in unserer Heimat eine erhebliche Rolle bei der Übermittlung französischer Wörter an die einheimische Bevölkerung gespielt, wurden doch nicht nur die Verordnungen der Behörden in dem von Napoleons Bruder Jérôme regierten Königreich Westphalen zweisprachig veröffentlicht, sondern die in vielen Häusern einquartierten französischen Soldaten sorgten dafür, daß ihr Wortschatz unter die Leute kam. Zu allem Überfluß mußten die jungen Söhne der Bauern, Tagelöhner und Handwerker, die zum Heeresdienst unter Napoleons Fahnen gezwungen wurden, sich bei der Truppe wohl oder übel an französische Ausdrücke gewöhnen. Zwar währte diese engere Berührung der einheimischen Bevölkerung mit der französischen Besatzungsmacht nur wenig länger als 6 Jahre, aber sie hinterließ doch offensichtlich bleibende Spuren Jahrzehnte über die Zeit der Fremdherrschaft hinaus. Ein übriges tat der deutsch-französische Krieg 1870/71, in dem ostfälische Soldaten nach raschem Vordringen in Feindesland monatelang Quartiere in französischen Familien bezogen und im Zuge der sprachlichen Verständigung mit diesen genug Gelegenheit bekamen, fremdes Wortgut aufzuschnappen. Anschauliche Beispiele dafür bietet das Buch „Zwei Brüder in Frankreich, Kriegstagebuch von 1870/71“ des Braunschweigers H. Leitzen, das 1915 in 4. Auflage zu Braunschweig erschien. Neben den französischen Einflüssen auf die ostfälische Volkssprache machten sich lateinische Einflüsse, die seit dem späten Mittelalter wirksam gewesen waren, auch im 19. Jahrhundert weiterhin bemerkbar. Während in den früheren Jahrhunderten im wesentlichen die studierten Leute lateinische Fachausdrücke übernommen hatten, lernten jetzt in steigendem Maße auch Leute aus anderen Volksschichten aus dem Munde der Juristen lateinische Brocken kennen, wenn sie mit Rechtsanwältinnen zu tun hatten oder vor Gericht erscheinen mußten. Je mehr gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch Dorfkinder Zugang zu den höheren Schulen in den Städten fanden, desto mehr gelangten durch sie französische und lateinische Wörter auch in die entferntesten Dörfer.

Gebremst wurde die Zufuhr von Fremdwörtern nach den nur begrenzt wirksamen Verdeutschungsbüchern des allgemeinen deutschen Sprachvereins von 1890 ff., die sich in erster Linie an die ‚Gebildeten‘ wandten, erst nachhaltig durch die patriotische Begeisterung, die während des Ersten Weltkrieges weitere Kreise des deutschen Volks erfaßte und ihren Niederschlag in den volkstümlich abgefaßten und weit verbreiteten Entwelschungsbüchern von Eduard Engel fand<sup>2)</sup>. Eine neue Welle von Fremdwörtern überflutete die deutsche Sprache nach dem Ersten und noch mehr nach dem Zweiten Weltkriege, allerdings nun nicht mehr aus dem romanischen Kulturkreis, sondern aus dem englischen und amerikanischen. Sie fanden allerdings kaum noch veränderten Eingang in die Mundarten, weil diese inzwischen ihre sprachliche Gestaltungskraft eingebüßt hatten.

<sup>1)</sup> Werner Flehsig, Ostfälische Mundartenpflege im 17. und 18. Jahrhundert (Braunschweigische Heimat 35. Jahrg., 1949, S. 35 ff. – <sup>2)</sup> Eduard Engel, Sprich Deutsch! Leipzig 1916. – Derselbe, Entwelschung. Verdeutschungswörterbuch für Amt, Schule, Haus, Leben. Leipzig 1918.

# *Tagebuchnotizen: Wanderfalke – Falco peregrinus – im braunschweigischen Weserbergland und in Südostniedersachsen*

Von Günter Pannach und Gerhard Wachsmuth

## **1. Allgemeines**

Engelmann (1928) schrieb: „Dieser gewaltige Flieger hat es verstanden, sich wie kaum ein anderer Vogel die ganze Welt zu erobern“. Heute müßte ergänzt werden, bis die schnell fortschreitende Kulturrevolution des Menschen dieses verhinderte. Ein Nebeneinander zwischen Menschen und anderen Lebewesen wurde und wird durch Ausrottungstätigkeiten gewisser Kurzsichtiger, wie im folgenden gezeigt wird, sehr eingeschränkt. Daß die Ordnung „Falconiformes“ und besonders der Wanderfalke in einer Industriegesellschaft wie der unseren noch anderen zur Ausrottung führenden Belastungen ausgesetzt ist, wie z. B. Pestizide, ergaben viele Untersuchungen, Ermittlungen und Feststellungen (Fischer 1977, Brown 1979, Looft u. Busche 1981, Rockenbach 1981, Schilling 1981, Vogt u. Ellenberg 1981, Scheglmann 1983, Brüll 1984 u. a.)

Der Wanderfalke lag zwischen den 50er- und 70er Jahren durch anthropogene Faktoren am Rande des Aussterbens (Schilling 1970, Glutz von Blotzheim, Bauer u. Bezzel 4, 1971, Kost 1974, Thielecke 1975, Kumari 1976, Fischer 1977, Brüll 1984 u. a.). Erst Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre konnte ein Aufwärtstrend der Brutpopulationen in Mitteleuropa verzeichnet werden (Walliser 1983). Er liegt augenblicklich in dem für diese Art spezifischen Fluktuationsbereich, dessen Schwankungsweite einige Jahrzehnte dauern kann, so daß die langsam zunehmende Stärkung einiger Populationen noch nicht gedeutet werden kann.

## **2. Beobachtungen während der Brutzeit**

*Tagebuchnotizen aus dem Weserbergland*

(Alle Beobachtungen stammen aus dem Tagebuch von G. Wachsmuth).

Im Sommer 1932 erfuhr G. Wachsmuth von seinem Bruder, daß ein Wanderfalkenpaar bei Heyen in der Nähe Bodenwerders im Weserbergland in einem Steinbruch, der sich 50 m tief und 140 m über der Weser befindet, gebrütet hat. Der Standort des Nistplatzes war 10 m unterhalb des Steinbruchrandes auf einer zur Wand hin abfallenden, überdachten Felsplatte so exponiert, daß die Falken noch etwa 0,75 m zu Fuß zurücklegen mußten. Einen zusätzlichen Schutz des Nistplatzes bot eine kleine davorstehende Eiche. Diese Brut wurde durch Menschenhand zerstört, denn man fand zwei erschlagene Jungvögel.

Als Lehrer veranlaßte dies den Bruder, seinen Schulkindern das Naturschutzgesetz zu erklären, mit der Warnung an die Eltern, bei Wiederholung der schändlichen Tat im nächsten Jahr Strafanzeige zu stellen. Dies konnte bewirkt haben, daß 1933 drei Jungvögel flügge wurden, jedoch an einem anderen Nistplatz. Auch dieser etwa 23 m hoch gelegene Standort war von einer Felsplatte überdacht. Hier wurden folgende Beobachtungen notiert: 3. 4.: Weibchen brütet. 28. oder 29. 4.: 3 Junge geschlüpft. 21. 5.: Junge kröpfen. 29. 5.: Männchen

stößt rufend auf Beobachter. 5. 6.: Nistplatz verlassen. 6. 6.: Ein Jungfalke sitzt oberhalb des Steinbruches und kröpft eine Taube. 8. 6.: Die Jungvögel sitzen in den Eichen in der Nähe des Brutplatzes. 12. 6.: Alle fünf Falken (Alt- und Jungvögel) kreisen über der Weser.

Durch Rupfungen festgestellte Beute: Feldlerche (*Alauda arvensis*), Amsel (*Turdus merula*), Meise (*Parus sp.*), Goldammer (*Emberiza citrinella*), Buchfink (*Fringilla coelebs*), einen Wasserläufer (*Tringa sp.*) Ringeltaube (*Columba palumbus*). Die zuletzt genannte Art wurde mit zunehmendem Alter der Jungfalken als Beute bevorzugt.

Die im Steinbruch in nächster Nähe des Falkennistplatzes gebrüteten Vogelarten: 2 Bp. Bachstelzen (*Motacilla alba*), 1 Bp. Dorngrasmücke (*Sylvia communis*), 1 Bp. Hausrotschwanz (*Phoenicurus ochruros*), 1 Bp. Blaumeise (*Parus caeruleus*).

1934 wurde der vorjährige Nistplatz von einem Falkenpaar angenommen. Erste Beobachtung am 23. 2., 24. 3.: Beide Vögel vertreiben einen Mäusebussard (*Buteo buteo*) in der Nähe des Steinbruches. 8. 4.: Weibchen brütet, wird aber von Spaziergängern vertrieben. 18. 5.: Auf der Felsplatte am Nistplatz 2 Junge im Alter von etwa 25 Tagen. 30. 5.: 2 Jungfalken sind ausgeflogen, der 3. steht auf der Platte.

1935 ist wieder ein Paar zurückgekehrt, das aber einen anderen Nistplatz gewählt hatte, nämlich auf einer kleinen nur von der Wandseite her geschützten Steinplatte. 19. 4.: 3 Jungfalken geschlüpft. Am 1. 6. verließen 2 und am 3. 6. der letzte den Nistplatz. 5. 6.: 5 Falken (2 Alt- und 3 Jungvögel) kreisten in der Nähe des Steinbruches.

Am 7. 4.: 1936 wieder ein Paar im Steinbruch. 20. 6.: Nur ein Jungfalke wurde flügge.

Am 5. 6. 1938 waren 3 Jungfalken bereits ausgeflogen. Ein Jungfalke kröpft eine Taube (*Columba sp.*)

#### *Tagebuchnotizen aus dem Elm*

Nördlich des Reitlingstales brütete am 1. 4. 1934 ein Weibchen auf einer Rotbuche in einem 18 m hochgelegenen Krähenhorst. Die Brut wurde durch Fällen des Horstbaumes am 21. 5. vernichtet.

Im folgenden Jahr fand man südlich des Reitlingstales am 22. 4. einen Horst 16 m hoch wiederum in einer Rotbuche. Das Weibchen brütete und am 12. 5. saßen 2 ca. 10 Tage alte Junge im Horst. Diese wurden am 2. 6. abgeschossen.

Um diese Kulturschande im vollen Ausmaß zu erfassen, ist Grund für die folgende wörtliche Übernahme aus dem Notizbuch, in dem es heißt:

1935: 2. 6. Welch ein trauriger Anblick! Unter dem Horstbaum liegen beide Junge; sie wurden vom Horst geschossen. Ein Jungvogel ist tot, während der andere mit zerschossener linker Schwinge noch lebt. An der Schußwunde haben sich bereits Fliegen und Käfer festgesetzt. Die Alten sind nicht zu sehen. Die Jungen sind etwa 32 bis 34 Tage alt, also nahezu flügge. Die Brut ist somit auch in diesem Jahr zerstört.

Das Geschilderte kann nur als Kulturschande bezeichnet werden, denn im 20. Jahrhundert sind diese primitiven Betätigungen ein Meisterwerk der Dummheit. Hier ein Beispiel:

Falkenrevier mit dem 18 m hochgelegenen Horst  
(Krähenhorst) im Adamshai bei Evessen (Elm)

Foto: G. Wachsmuth



Früher haben Wanderfalken die Haustauben kurz gehalten (Schnurre 1950). Da diese Falken fast ausgerottet sind, werden die Tauben nun mit all den negativen Begleitumständen vergiftet.

Im Tagebuch heißt es weiter, daß es in den folgenden Jahren zu keiner Brut mehr kam, obwohl am 10. 5. und am 1. 6. 1936 sowie am 24. 4. 1938 Wanderfalken sich in der Nähe des Reitlingstales aufhielten.

Durch die Kriegereignisse wurden die Beobachtungen erst wieder 1954 aufgenommen. Für den Elm heißt es weiter: Am 2. 5. brütet im Adamshai bei Evessen ein Weibchen 18 m hoch in einer Rotbuche. Es streicht beim Näherkommen bereits in einer Entfernung von 200 m ab und ruft. Kehrt nach etwa 15 Minuten zurück, hakt auf einem Nachbarbaum auf, fliegt dann zum Horst und setzt sich zum Brüten. Nach etwa 10 Minuten wird der Horstbaum vorsichtig angegangen. Weibchen steht auf, streicht aber nicht ab. Auch bei wiederholtem starken Klopfen bleibt der Falke auf dem Horst.

Das Verhalten des Vogels läßt auf starke Bebrütung der Eier schließen, aber auch auf Gewöhnung an den Menschen. Denn in der Nähe des Horstes sind Bäume gefällt, so daß Störungen durch Waldarbeiter ohne Schaden von diesem Vogel hingenommen wurde.

Rupfungsanalyse: Taube (*Columba* sp.), Turmfalke (*Falco tinnunculus*), Star (*Sturnus vulgaris*).

Das Falkenrevier besteht aus einem alten Rotbuchenbestand, an den sich ein großer Kahlschlag anschließt. Der Horstbaum steht etwa 8 m vom Kahlschlag entfernt (siehe Bild).

Am Vormittag, dem 16. 5. streicht das Weibchen beim Näherkommen rufend ab und umkreist den Horst. Nach kurzer Zeit hakt es auf einem Nachbarbaum auf. Es sitzt in der Sonne und bietet für den Beschauer einen herrlichen Anblick. Dann fliegt es zum Horst und läßt sich nieder. Anscheinend sind die Jungen kurz vor dem Ausfliegen. Keine neuen Rupfungen. Das Männchen kreist hoch über dem Brutrevier.



1955: 15. 5. Der Buchenbestand des vorjährigen Falkenreviers ist gefällt. Es wurden keine Wanderfalken beobachtet.

### **3. Beobachtungen außerhalb der Brutzeit aus verschiedenen Gebieten**

Am 26. 12. 1932 bis 16. 1. 1933 hielt sich ein junges Wanderfalkenmännchen am Wasserturm im Bürgerpark der Stadt Braunschweig auf. Hier wurde übernachtet und gekröpft. Die Beute setzte sich überwiegend aus Haustauben (*Columba livia domestica*) zusammen.

Weiterhin heißt es, daß ein Weibchen am 14. 2. 1937 in den Okerwiesen bei Steinhof Enten jagte und am 21. 2. ein Falke in NE-Richtung die Siedlung Lehdorf überflog. 1938 strich ein Vogel am 23. 1. an der Kanalbrücke in Nähe des Kiefernbestandes in Richtung Watenbüttel, während ein Weibchen am 27. 11. am Waller Bruch jagte (Wachsmuth 1939). Nun erst wieder wurde ein Weibchen am 4. 3. 1951 am Pawelschen Holz beobachtet.

### **Schlußwort**

Wir sind der Meinung, daß man der Nachwelt diese seltenen Beobachtungen nicht vorenthalten darf. Da Einzelheiten später bedeutend sein können, entschlossen wir uns, diese Tagebuchnotizen ausführlich zusammenzustellen. Die damaligen Falkenreviere können heute bedenkenlos bekanntgegeben werden, sie bestehen nicht mehr. Obwohl 1968 wieder eine Felsenbrut im Weserbergland bekannt wurde, was man in Naturschutzkreisen freudig aufnahm, konnten die Jungen vor Jagdwilderei nur durch Glück und Mühe gerettet werden (Schönnagel 1969).

Während 1969 und 1970 das Falkenrevier verwaist blieb, siedelte sich 1971 wieder ein Paar erfolgreich an. Durch den Einsatz des Deutschen Naturschutzrings wurde ein Jungfalk flügge (Schönnagel 1971).

Da die Kultur-Evolution der Menschen schneller als die genetische abläuft (Bonner 1983), ist die Natur stark in Gefahr. Menschen denken erdgeschichtlich gesehen in sehr kurzen Zeiträumen, so daß die gegenwärtigen Generationen nur das Schlimmste verhindern können und eine Strategie für das Überleben erarbeiten müßten.

Anzeichen für die eigene Selbstverstümmelung werden durch Anzeiger sichtbar. Diese Anzeiger sind biologische Indikatoren (sogenannte Indikatorarten), die den Menschen die Gefahr einer Katastrophe anzeigen (Thielcke 1981). Zu diesen Arten gehört der Wanderfalk, dem Jahrzehnte lang nachgestellt wurde und dem die Verwendung von Pestiziden in der Landwirtschaft dermaßen schadete, daß ein Populationszusammenbruch nur durch Wiedereinbürgerungen und Bestandsstützungen in Verbindung mit Schutzmaßnahmen, z. B. die Tätigkeiten der AGW (Arbeitsgemeinschaft Wanderfalkenschutz) vermieden werden konnte (Walliser 1983).

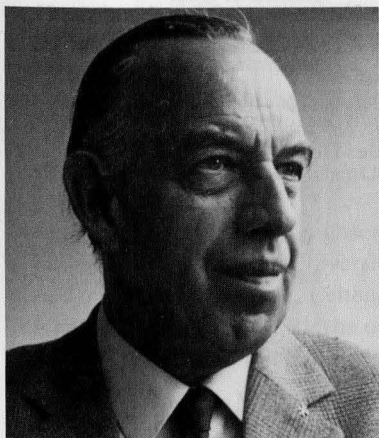
Dieser Schutz der Falken bewirkte in einigen Bundesländern einen Populationsneuaufbau. Dagegen ist der ursprüngliche Bestand noch längst nicht erreicht.

## Literatur:

- Bonner, J. T. (1983): Kultur-Evolution bei Tieren. – Berlin, Hamburg. — Brown, L. (1979): Die Greifvögel. – Hamburg, Berlin. — Brüll, H. (1984): Das Leben europäischer Greifvögel. – Stuttgart, New York. — Engelmann, F. (1928): Die Raubvögel Europas. – Neumann-Neudamm. — Fischer, W. (1977): Der Wanderfalk. N. Brehm-B. Nr. 380. – Wittenberg Lutherstadt. — Glutz von Blotzheim, Bauer u. Bezzel (4, 1971): Handbuch der Vögel Mitteleuropas. – Frankfurt-M. — König, C. & F. Schilling (1970): Beeinflussen Pestizide die Populationsentwicklung des Wanderfalken (*Falco peregrinus*) in Baden-Württemberg? – Vogelwelt 91: 170–176. — Kost, W. (1974): Falknerei: Illusion mit Verhaltenskrüppeln. – DBV, Jahresheft 1973–74: 54–57. — Kumari, E. (1976): Vom Schicksal der Wanderfalkenpopulation in Europa. – Falke 23: 6–10. — Looft, V. u. G. Busche (1981): Vogelwelt Schleswig Holsteins – Greifvögel. Neumünster. — Rockenbach, D. (1981): Zur Situation des Wanderfalken in Baden-Württemberg. – Ökol. Vögel (Ecol. Birds) 3, Sonderheft: 359–362. — Scheglmann, O. (1983): Bemühungen der Zollfandung, Falkenaushorstungen und Falkenhandel international einzudämmen. – Weltarbeitsgruppe für Greifvögel des Internationalen Rates für Vogelschutz (IRV), Bulletin Nr. 1: 102–109. — Schilling, F. (1981): Die Pestizidbelastung des Wanderfalken in Baden-Württemberg und ihre Rückwirkung auf die Populationsdynamik. – Ökol. Vögel (Ecol. Birds) 3, Sonderheft: 261–274. — Schnurre, O. (1950): Wandlungen in Bestand und Ernährung norddeutscher Wanderfalken und Habichte. – Syllogomena Biologica. Leipzig, Wittenberg. — Schönnagel, E. (1969): Acht Monate Gefängnis und 2000 DM Geldstrafe wegen schwerer Jagdwilderei. – Orn. Mitt. 21: 149. — Schönnagel, E. (1971): Der Wanderfalke (*Falco peregrinus*) wieder Brutvogel im Weserbergland. – Orn. Mitt. 23: 176. — Thielcke, G. (1975): Wanderfalke (*Falco peregrinus*). In: E. Bezzel: Das Schicksal der Greifvögel in der Bundesrepublik Deutschland. – Greven. — Thielcke, G. (1981): Greifvögel und Eulen – Umweltabhängigkeiten und Bioindikationsmöglichkeiten. – Ökol. Vögel (Ecol. Birds) 3, Sonderheft: 19–28. — Vogt, D. u. H. Ellenberg (1981): Der Rückgang des Wanderfalken im Mittelgebirge in Beziehung zu einigen Parametern der Landschaftsqualität. – Ökol. Vögel (Ecol. Birds) 3, Sonderheft: 277–281. — Wachsmuth, G. (1939): Wanderfalk auf Entenjagd. – Wochenschr. Aquarien- und Terrarienk. 39. — Walliser, H. (1983): Information für AGW-Mitarbeiter und DBV-Mitglieder zum Jahresabschluß 1982. In: Bulletin 1 der Weltarbeitsgruppe für Greifvögel.

## Segeband von Henninges zum Gedächtnis

Von Gerhard Steinhoff



Am Vormittag des letztjährigen Heiligen Abends nahm eine große Trauergemeinde in der Ordenskirche zu Lucklum Abschied von Segeband von Henninges. Alle, die den Verstorbenen näher gekannt haben, wissen was dieses Gotteshaus, seine Geschichte und der Deutsche Ritterorden auch in Verbindung mit seiner Familie Segeband von Henninges bedeutet haben. Ihm war es ein Herzensanliegen hier in dieser Kirche immer wieder dabei zu sein, wenn die Glocken zum Gottesdienst riefen. In vielen Führungen hat er die Entwicklung des Johanniterordens in Verbindung mit der Kommende Lucklum zahlreichen Besuchergruppen in Wort und Bild anschaulich vermittelt.

Seine intensiven Quellenstudien zur Ordensgeschichte, über die Ordensballei Sachsen und die Kommende Lucklum haben ihm neue Erkenntnisse und Einsichten gegeben, die zweifellos zur Aufhellung der Geschichte Lucklums wesentlich beitragen.

Segeband von Henninges wurde am 26. April 1907 in Hannover geboren und verlebte einen Teil seiner Jugend in Neustadt an der Dosse. Nachdem er sich – in einer Familientradition stehend – für den Beruf des Landwirts entschlossen hatte, durchlief er zunächst eine praktische Ausbildung auf mehreren Gütern und besuchte vom 5. September 1935 bis 23. September 1936 die Höhere Landbauschule in Potsdam. Gegen Kriegsende kam er nach Lucklum, um die Leitung des Familiengutes zu übernehmen.

Zahlreiche Ehrenämter im Molkereiwesen, der Zuckerfabrik Schöppenstedt, im Ritterschaftlichen Kreditinstitut in Wolfenbüttel und auch in anderen Bereichen hatte er in der Folgezeit übernommen. Aber das alles konnte ihn nicht hindern, auch immer wieder Zeit für seine historischen Interessen zu finden. Als im Jahre 1974 der Sohn die Führung des Rittergutes übernahm, war es Herrn von Henninges möglich, sich noch eingehender mit der Geschichte Lucklums und des Ordens zu befassen. Schon am 26. Januar 1957 war er zum Rechtsritter des Johanniterordens gewählt worden.

„Die Emblematische Bildausstattung der Kirche des Deutschen Ritterordens zu Lucklum“ wurde im Rahmen der „Niederdeutschen Beiträge zur Kunstgeschichte“ Band 14 (1975) von Hermann Oertel unter großer Anteilnahme des Verstorbenen untersucht. Seine historischen und denkmalpflegerischen Interessen führten Segeband von Henninges in den Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz. Sein außerordentliches Engagement für die Vereinsziele fand seinen Ausdruck darin, daß der Verstorbene seit 1983 dem Vereinsvorstand angehörte.

In einer Würdigung des Lebens von Segeband von Henninges darf sein Engagement im Raum unserer Evangelisch-Lutherischen Landeskirche in Braunschweig und darüber hinaus nicht übersehen werden. Als Patron der Kirchengemeinden Erkerode und Lucklum war er jederzeit bereit, Aufgaben und Pflichten für seine evangelische Kirche zu übernehmen. So geschah es viele Jahre als Mitglied der Landessynode und auch in derselben Funktion innerhalb der Propstei. Dazu gehörte er seit 1949 dem Verwaltungsrat der Neuerkeröder Anstalten an. Der Verfasser dieses Nachrufes weiß aus eigener Kenntnis, daß Segeband von Henninges eine unlösliche Verbindung sah zwischen seinen historischen Interessen und seiner Mitarbeit in der evangelischen Kirche.

Es hatte einen durchaus zeichenhaften Charakter, daß der letzte irdische Weg von Segeband von Henninges am Heiligen Abend aus der Kirche des Deutschen Ritterordens in Lucklum zu seiner Ruhestätte führte.

## *Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1985*

Die Vereinstätigkeit wurde in bewährter Form weitergeführt. Wiederum wurden in Vortragsveranstaltungen und auf Exkursionen sowohl historische Themen wie solche aus den Naturwissenschaften berücksichtigt. Mehrfach war den Mitgliedern Gelegenheit geboten, an den Aktivitäten teilzuhaben, die die große niedersächsische Landesausstellung „Stadt im Wandel“ anbot.

Die folgenden Veranstaltungen wurden unter reger Beteiligung der Mitglieder durchgeführt:

- |              |   |
|--------------|---|
| 10. 1. 1985  | Vortrag mit Lichtbildern „Lag Atlantis bei Helgoland? (Oberstudienrat W. Wickboldt)   |
| 9. 2. 1985   | Winterfahrt nach Wolfenbüttel mit niederdeutscher Autorenlesung (Frau E. Pansegrau) und Schlachtestessen.   |
| 14. 2. 1985  | Vortrag mit Lichtbildern „Ausgrabungen einer bandkeramischen Siedlung in Esbeck bei Schöningen (Dr. M. Fansa, Institut für Denkmalpflege, Hannover)   |
| 18. 5. 1985  | Studienfahrt nach Salder und Lichtenberg. Besucht wurden die Schloßkirche in Salder, das Städtische Museum Salzgitter im Schloß Salder, die Burg und der Ort Lichtenberg. Herr W. Forche hielt einen Lichtbildvortrag zum Thema „Neue Gesichtspunkte zur Altersfrage der Burg Lichtenberg (Führungen: R. Steding, W. Forche). |
| 8. 6. 1985   | Studienfahrt „Botanische und historische Beobachtungen bei Stätten des Deutschen Ordens am und im Elm (Dr. D. Brandes, S. v. Henninges, R. Steding). Exkursionsziele waren das Rittergut Lucklum (Kirche und Gemäldegalerie) sowie der Reitling/Wurtgarten im Elm.  |
| 13. 7. 1985  | Studienfahrten in das Lipper Land (R. Steding) mit Besuch des Westfälischen Freilichtmuseums in Detmold, des Schlosses Detmold, des Hermannsdenkmals sowie der Externsteine.  |
| 5. 10. 1985  | Fahrt zur Teilnahme an der Festveranstaltung des 66. Niedersachsentages in Bückeburg in Verbindung mit Besichtigungen in Bückeburg (u. a. Schloß, Stadtkirche), Leitung: R. Steding.  |
| 15. 10. 1985 | Vortrag mit Lichtbildern „Roter Rock und weißer Kittel – Ländliche Trachten im Braunschweigischen“ (Dr. D. Becker).   |
| 14. 11. 1985 | Besuch der Niedersächsischen Landesausstellung „Stadt im Wandel“ unter dem Leitthema „Braunschweigisches“ in dieser Ausstellung (Dr. D. Becker, Dr. M. Wiswe).  |
| 12. 12. 1985 | Vorweihnachtlicher Gottesdienst in St. Martini in Braunschweig (Pastor Nietzold).   |

Die Jahreshauptversammlung unseres Vereins fand am 14. März 1985 in der Universitätsbibliothek der Technischen Universität Braunschweig statt. Vor Eintritt in die Tagesordnung ehrte der Erste Vorsitzende, Leitender Bibliotheksdirektor Professor Dr. J. Daum die verdienten Mitglieder Frau G. Rieche und Frau M. Diestel für ihre ehrenamtliche Tätigkeit zum Wohle unseres Vereins mit Buchgaben.

Auf Beschluß der Mitgliederversammlung wurde der jährliche Mitgliedsbeitrag ab 1986 auf DM 30,— festgesetzt.

Der Vorstand unseres Vereins tagte im Berichtszeitraum fünfmal. Neben Fragen der Geschäftsführung wurden Probleme des Denkmal- und Naturschutzes erörtert sowie die Begründung einer „Braunschweigischen Landschaft“ diskutiert.

Unsere Vereinszeitschrift „Braunschweigische Heimat“ konnte wiederum im gewohnten Umfang von 128 Seiten erscheinen. Dank der besonderen Bemühungen des Vorsitzenden Professor Dr. J. Daum konnte ein Aufsatz mit mehreren Farbbildungen angereichert werden.

M. Wiswe

## *Neues heimatliches Schrifttum*

Hartmut Rötting u. a.: Stadtarchäologie in Braunschweig. Ein fachübergreifender Arbeitsbericht zu den Grabungen 1976–1984. Forschungen der Denkmalpflege in Niedersachsen. 3. Hameln: CW Niemeyer (1985). 318 S., zahlreiche, teils farbige Abb. DIN A4. – Olwd.

Erst 1976 – und damit viel später als in den meisten norddeutschen Städten – begannen in Braunschweig systematische stadttarchäologische Untersuchungen. So konnten hier verfeinerte und inzwischen anderwärts bereits erprobte Methoden und Verfahren eingesetzt werden. Nicht zuletzt dank des besonderen Engagements des zuständigen Bezirksarchäologen Hartmut Rötting, M. A. wurden bis zum Abschluß des vorliegenden Bandes 62, bis 1985 aber insgesamt 82 Grabungen durchgeführt. Trotz des späten Beginns konnte infolge einer besonders günstigen Fundsituation ein reichhaltiges und aussagekräftiges Material zutage gebracht werden. Die vorliegende voluminöse Publikation dokumentiert die Funde nicht nur beschreibend und zeichnerisch bis ins Detail in beispielhafter Form. Darüberhinaus werten 23 Fachleute ihres Gebietes das spezifische Material z. T. mit modernsten Methoden aus. Dankenswerterweise ist naturwissenschaftlichen Materialuntersuchungen Raum gegeben (M. Okrusch, R. Wilke-Schiegries: Mineralog. Untersuchungen an gelbtoniger Irdenware ...; H. W. Hennicke, I. Huismann: Keram. Untersuchungen an grautöniger Irdenware des 13. bis 16. Jh.; J. Ruge, K. Thomas: Metallkundliche Untersuchungen einiger Braunschweiger Pilgerzeichen-Funde). So bietet der – auch für den Laien gut lesbare – Band weit mehr als der allzu bescheidene Untertitel „ein fa-

chübergreifender Arbeitsbericht“ vermuten läßt. Die Hauptlast nicht nur der Grabungen, sondern auch der Publikation lag bei Hartmut Rötting. Der erste Hauptteil (S. 7–179) ist überwiegend von diesem bearbeitet. Darin werden nach einer kurzen methodischen Einführung und in Verbindung mit einer Übersicht über die stadttarchäologische Denkmalpflege in Braunschweig die Funde – übersichtlich nach Fundstellen geordnet – ausführlich dokumentiert und so für spätere Forschungen leicht zugänglich gemacht. Durch das Beiziehen von Vergleichsstücken aus anderen Orten werden größere Zusammenhänge und zeittypische Erscheinungen offenbar. Am Schluß dieses ersten Teiles der Publikation gibt Professor Günter Weimann (Institut für Photogrammetrie und Kartographie der TU Braunschweig) einen methodischen Überblick über den Einsatz der Photometrie in der Archäologie, d. h. der Vermessung von Fundstellen „berührungsfrei mit Hilfe von Photographien“. Teil II. des Bandes enthält unter dem Oberthema „Archäologisches Quellenmaterial als interdisziplinäres Untersuchungsgut“ 19 Aufsätze von verständlicherweise unterschiedlichem Umfang und unterschiedlicher Qualität. Ausgewertet sind vor allem und von mehreren Autoren die bedeutungsvollen Grabungen 21 („Kohlmarkt“) und 36 („St. Ägidien“). Allein drei Beiträge befassen sich mit Keramikfunden, die ja ein klassischer Gegenstand archäologischer Forschung sind. Dagegen fehlen spezielle Aufsätze zu den Glasfunden und zu einem Teil der Metallfunde. Stärker als in früherer Zeit stehen heute in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen Fragen der Alltagskultur im Vordergrund. Diesen widmen sich insbesondere die Beiträge von U. Willerding „... zu Umwelt und Ernährung ...“



bzw. von M. Matthias über „Nutzpflanzenfunde ...“.

Parasitologische Befunde aus einer mittelalterlichen Fäkaliengrube (Kleine Burg, jetzt „Stiftsherrenhäuser“) stellt B. Hermann vor, während E. May „Zu den Tierknochenresten ... vom Packhof ...“ Stellung nimmt. Der sehr begrenzte Raum unserer Zeitschrift verbietet leider ein ausführlicheres Eingehen auf diese gewichtige Publikation, die einen Meilenstein in der Erforschung unserer Stadt darstellt.

MWi

**Braunschweig – Das Bild der Stadt in 900 Jahren. Geschichte und Ansichten.** Hrsg. v. Gerd Spies. Bd. 1. Braunschweigs Stadtgeschichte. V. Richard Moderhack. Bd. 2. Braunschweigs Stadtbild. Bearb. v. Franz-Josef Christiani, Matthias Puhle, Heinrich W. Schüpp, Gerd Spies. Braunschweig: Städtisches Museum 1985. 234 S., 3 Karten u. 612 S., 614 Abb. 4° – 2 Pappbde.

Während der niedersächsischen Landesausstellung 1985 zeigte das Städtische Museum Braunschweig die Ausstellung „Braunschweig – das Bild der Stadt in 900 Jahren“. Dazu ist unter demselben Titel ein zweibändiges Werk erschienen, das reichhaltiges Material an Ansichten von Braunschweig unter dem Gesichtspunkt des Wandels vorführt. Der erste Band befaßt sich mit der Stadtgeschichte, die vom Stadtarchiv- und -bibliotheksdirektor i. R. Richard Moderhack hervorragend und übersichtlich bearbeitet worden ist. Sie ist z. Zt. die einzige zusammenfassende Darstellung der Vergangenheit der Stadt Braunschweig, welche vor allem neuste Forschungsergebnisse berücksichtigt. Durch eine ausführliche Zeittafel, in der die wichtigsten Daten nachgeschlagen werden können, wird sie ergänzt. Querverweise erleichtern den Bezug zu dem zweiten Band, dem Bildteil. Ein äußerst umfangreiches Literaturverzeichnis zur stadtbraunschweigischen Geschichte sowie ein Register zum Textteil erleichtern dem an speziellen Themen interessierten Leser die Suche.

Drei Stadtpläne – zwei aktuelle und einer des spätmittelalterlichen Braunschweigs – beschließen den ersten Band. Der historische Plan ist ausklappbar, so daß die farbige, die heutige Innenstadt wiedergebende Karte daneben gelegt werden kann und der Leser vergleichen kann.

Der zweite Band wird mit einer Zusammenfassung über Braunschweiger Stadtansichten eingeleitet. Dann folgen fünf Kapitel zum Wandel des Stadtbildes seit dem Mittelalter bestehend aus

kurzen Einführungen und vielen z. T. farbigen Abbildungen. Getrennt werden diese Kapitel durch gelbe Titelblätter, die dem Benutzer das Suchen wesentlich erleichtern. Künstler-, Orts-, Straßen- und Gebäuderegister beschließen den Band. Dadurch werden vor allem auch viele unbekannte oder bisher noch nicht weiter erforschte Künstler erfaßt.

Während Ausstellungen wieder abgebaut werden und bald in Vergessenheit geraten, sind die Kataloge von bleibendem Wert. So verhält es sich mit der hier vorgestellten Publikation, denn sie ist ein weiterer Schritt zur Erforschung der stadtbraunschweiger Geschichte und auch eine gute Ergänzung zur Festschrift „Brunswiek 1031 – Braunschweig 1981“, ebenfalls vom Städtischen Museum zu einer Ausstellung gleichen Titels herausgegeben.

Dem an Braunschweig Interessierten ist das hier vorgestellte Werk zu empfehlen, da er die Stadt aus einer ganz besonderen Perspektive kennenlernt, während der Leser der älteren Generation viel Bekanntes wiederfinden wird.

B.-D. Becker

**Das Vieweghaus in Braunschweig.** Hrsg. von Hans-Herbert Möller. Arbeitshefte zur Denkmalpflege in Niedersachsen. 5. Hannover: Niedersächsisches Landesverwaltungsamt 1985. 136 S., 177, teils farbige Abb. DIN A 4 – Brosch.

Im Jahre 1976 entschloß sich das Land Niedersachsen, den ehemaligen Sitz des Verlages Vieweg am Braunschweiger Burplatz zu erwerben und für die Nutzung durch das Braunschweigische Landesmuseum zu restaurieren. Die Beendigung dieses Vorhabens und der Beginn der musealen Nutzung boten Anlaß zu der hier anzuzeigenden Bestandsaufnahme. Darin zusammengefaßt sind neun Beiträge von Fachleuten, die mit der Wiederherstellung dieses einst größten Bürgerhauses der Stadt beschäftigt waren bzw. mit seiner neuen Nutzung. Dankenswerterweise wird nicht nur der Bau und der Umbau unter speziellen Gesichtspunkten gewürdigt, sondern auch seine ursprüngliche und seine zukünftige Nutzung. In einem bemerkenswerten Vorwort erörtert Landeskonservator Professor Hans-Herbert Möller insbesondere die denkmalpflegerischen Aspekte des Vorhabens.

Unter den übrigen Beiträgen sind besonders hervorzuheben die auf intensivem Quellenstudium fußenden, gewichtigen Beiträge von Horst Masch zur Geschichte und zum Baubestand des

„Vieweghauses“ sowie die „Hinweise zur Farbigeit — — —“ von Peter Königfeld, die die Entscheidung für den jetzigen, von der Öffentlichkeit nicht ohne Kritik aufgenommenen Anstrich erläutern.

Insbesondere für denjenigen, der das Innere des Gebäudes vor dem Umbau kannte und die Diskussionen über die hinter dem Portikus gelegene Haupttreppe verfolgt hat, dürften Urs Boecks Ausführungen über „Wandlungen einer Eingangshalle“ interessant sein.

Die Architekten Röcke und Quiram haben einen Beitrag über den Umbau des Hauses „aus der Sicht des Architekten“ beigesteuert. Rolf Hagen hat über „die Gründung vom Campes Schulbuchhandlung und die Übersiedlung des Vieweg-Verlages nach Braunschweig“ und über die Nutzung des Gebäudes durch das Landesmuseum geschrieben.

MWi

Hermann Bote. Zwei Kapitel aus dem Schichtbuch. Mittelniederdeutsch mit neuhochdeutscher Übersetzung. Ausgewählt, übersetzt und mit einer Einführung versehen von Herbert Blume. Bibliophile Schriften der Literarischen Vereinigung Braunschweig e. V. 32. Braunschweig: Literarische Vereinigung 1985. 80 S., 12 Farbb. 4°. — Pappbd.

Der Braunschweiger Zoltschreiber Hermann Bote (um 1460–1520), Verfasser u. a. des Eulenspiegel-Buches, ist nach dem Urteil der Fachleute „die bedeutendste Autorenpersönlichkeit der niederdeutsch-hansischen Welt“ in der unruhigen Zeit um 1500. Wiewohl in literarischem Stil und Weltauffassung konservativ, hat Bote vornehmlich sozialkritische Schriften hinterlassen, die oft voll beißender Ironie sind. Hierher gehört das „Schicht boick“, das in der reich bebilderten Originalhandschrift des Verfassers seit 1671 in der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel aufbewahrt wird. Gegenstand sind die „Schichten“, d. h. Unruhen, die sich im Mittelalter in Braunschweig abgespielt haben. Dank der besonderen Bemühungen des Ersten Vorsitzenden der Literarischen Gesellschaft Braunschweig, Hans-Joachim Steigertahl, konnte jetzt als Jahressgabe eine kommentierte Auswahl aus dieser Schrift publiziert werden. Dafür wurde mit Dr. Herbert Blume vom Seminar für Deutsche Sprache und Literatur der TU Braunschweig einer der besten Bote-Kenner unserer Zeit gewonnen. Wiedergegeben sind der „Prolog“ und der „Uplop van twen schoten“, der „Aufruhr wegen doppelten Schos-

ses“ (einer Steuer) in mittelniederdeutschem Original und parallel dazu in einer sehr geschickten neuhochdeutschen Übertragung von Herbert Blume, die möglichst getreu am Originaltext bleibt, dabei philologisch einwandfrei und doch gut lesbar ist.

Faksimiles von 15 bebilderten Seiten des Autographs ergänzen den Text. Darunter ist das Titelblatt mit dem Selbstporträt Botes. An die Textwiedergaben schließt sich eine umfassende Würdigung der Schrift durch H. Blume an. Den Beschluß bildet ein Nachwort von Hans-Joachim Steigertahl, das sich mit dem Werk Botes auseinandersetzt und die Wahl gerade dieses Themas für die Jahressgabe erläutert. Im Inhalt sorgfältig gearbeitet und in gewohnt nobler Form gestaltet (H.-D. Buchwald, H. R. Billeter) ist der Band dazu angetan, Hermann Bote in verdientem Maße in seiner Heimatstadt Braunschweig in das Bewußtsein der Öffentlichkeit zu rücken. Die Literarische Gesellschaft hält noch wenige Exemplare der Veröffentlichung zum Verkauf bereit.

MWi

Elisabeth Meyer-Runge und Siegfried Sichtermann (Hrsg.): Alltiet Ulen-spiegel. Ut nedderdütsche Eulenspiegel-Dichtungen. Husum: Husum Druck- und Verlagsgesellschaft 1985. 136 S. — 8°.

Dem Hrsg. S. Sichtermann verdanken wir bereits eine umfangreiche Anthologie aus hochdeutschen Eulenspiegeldichtungen, die auf Hermann Botes „Dyl Ulen-spiegel“ vom 16. Jh. bis in die Gegenwart folgen (Die Wandlungen des Till Eulenspiegel. Köln/Wien: Böhlau 1982). Gemeinsam mit E. Meyer-Runge, die sich als Autorin plattdeutscher Gedichte einen Namen gemacht hat, legt Sichtermann hier nun das niederdeutsche Seitenstück zur hochdeutschen Sammlung vor: rund vier Dutzend Texte, von 22 Verfassern in unterschiedlichen plattdeutschen Dialekten (von Ostfalen bis Schleswig-Holstein) geschrieben.

Noch eng an Botes Eulenspiegelbuch und an seiner böse-artig-negativen Eulenspiegelfigur orientiert sind die Übersetzungen bzw. Übertragungen einzelner Historien (von K. Tannen, W. Sandfuchs, W. Krogmann, H. Bredendiek), von denen die Anthologie 16 bietet. Das ist immerhin ein Sechstel von Botes Historien-vorrat. Doch nach diesem Auftakt lernen wir dann auch auf niederdeutsch die oftmals erstaunlichen literarischen Wandlungen des Helden kennen. Vom asozialen Schadenstifter Eulenspiegel ist höchstens zwischen den Zeilen noch etwas zu entdecken: hier

erleben wir (wie in den hochdeutschen Adaptationen der Figur) z. B. Till den Spaßmacher, den altersklugen Lebenskünstler, den Helfer der Notleidenden. Wir erleben ihn im Gespräch mit Bürgermeistern, mit Herzögen, mit Tod und Teufel. Überhaupt scheint kein Thema die nd. Autoren stärker fasziniert zu haben als: Till im Angesicht des Todes.

Viele der Texte sind Szenen aus niederdeutschen Eulenspiegeldramen und, für die niederdeutsche Literatur spezifisch, aus Hörspielmanuskripten. Deren Zugänglichmachung ist ein besonderes Verdienst der Anthologie. Neben weniger bekannten tauchen da vertraute Namen auf, wie H. Schmidt-Barrien, H. Ehrke, P. Schurek. Weiterhin enthält der Band einige kürzere Prosastücke (u. a. J. Brinckman) und schließlich einen Strauß von (oft erzählenden) Gedichten (H. Claudius, J. D. Bellmann u. a. m.). Nicht vergessen ist das eindringlichste Beispiel niederdeutscher Eulenspiegel-Lyrik: Moritz Jahns „Ulenspiegel un Jan Dood“.

Das Buch ist reichlich mit einführenden, kommentierenden und wertenden Zutaten der Herausgeber versehen; die Worterklärungen hätten wohl ein wenig zahlreicher sein dürfen. Eine Sammlung von Kostproben, die Appetit auf mehr macht; ein in der Typographie und im Einband schön gestaltetes Bändchen; ein Buch zum Selberhaben und zum Verschenken.

Herbert Blume

Dietrich Mack: Braunschweiger Bürgergeschlechter im 16. u. 17. Jh. Genealogien von Stiftern der Bildzyklen in der Brüdernkirche zu Braunschweig. (1596–1638). (= Beiträge zu Genealogien Braunschweiger Familien. Bd. 2, 1). Göttingen: Erich Goltze 1985. 432 S., 16 Farbbabb. 8°. – Brosch.

Die Beschäftigung mit den Inschriften an alten Braunschweiger Häusern (1952, 1982) sowie mit den Bildzyklen in der Brüdernkirche und ihren 118 Stiftern (1983) hat den Verfasser zu umfassenden genealogischen Nachforschungen im Stadtarchiv Braunschweig geführt. Sie liegen jetzt in einem ersten Bande vor und betreffen die Personennamen von A bis L.

Nach den mancherlei Veröffentlichungen der 1927 von Rudolf Borch in Hildesheim gegründeten Ostfälischen Familienkundlichen Kommission und ihrer jetzigen Nachfolgeorganisation haben besonders die Sippenforschungen von Sophie Reidemeister, Werner Spieß und Hermann Mitgau über das Braunschweiger Patriziat die Aufmerk-

samkeit der Soziogenealogen gefunden. Nicht minder wichtig ist nun die vorliegende Arbeit, die sich mit einem Kreis von Familien beschäftigt, die einer sozialen Mittelschicht angehören. Es sind die erwähnten 118 Stifterfamilien aus dem Weichbild Sack, von dem wir hier erstmals sozialgeschichtliche Zusammenhänge erfahren.

Tausende von personenbezogenen Angaben über Lebenslauf, Beruf, Amt, Haus- und Grundbesitz, Frauen und Kinder, Ahnen und Nachfahren sowie weitere Verwandtschaft über Weichbild und Stadt hinaus erlauben nunmehr einen genaueren Einblick in das Bevölkerungsgefüge im Sack um und nach 1600, als mit dem Niedergang der Hanse stärkere soziale Umschichtungen einsetzten und die Autonomie der Stadt unter dem Druck der weltlichen Landesherren ihrem Ende zuging (1671).

Die zahlreichen ermittelten Daten über die 118 Familien sollten jetzt in einen Computer eingegeben werden und würden wechselseitig auf die verschiedensten Fragestellungen zuverlässige Aussagen ermöglichen, etwa über Namen, Herkunft, Gesundheit, Lebensdauer, Ehegewohnheiten, Ebenbürtigkeit, Gildenzugehörigkeit, Besitzstruktur, Zuzug und Abwanderung oder Beziehungen zu Verwandten in anderen Hansestädten. Hoffen wir, daß es dem Verfasser gelingt, das verdienstvolle Werk bis zum Buchstaben Z fortzusetzen.

R. Moderhack

Konrad Vanja u. a.: Vivat – Vivat – Vivat. Widmungs- und Gedenkbänder aus drei Jahrhunderten. Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin. 12. Berlin: Museum für Deutsche Volkskunde 1985. 128 S., 101 Abb. – 4°. – Brosch.

Zur Ausstellung „Vivat – Vivat – Vivat“ im Museum für Deutsche Volkskunde in Berlin ist ein Katalog erschienen, der sich ausführlich mit den bedruckten und verzierten Seidenbändern, den sogenannten Vivatbändern, beschäftigt. Seit dem 7jährigen Krieg wurden sie vor allem in Preußen, aber besonders auch in Braunschweig zur Feier und Erinnerung an siegreiche Schlachten und Friedensabschlüsse geschmückt mit Gedichten und Liedern hergestellt.

Im Bürgertum wurde seit dem späten 18. Jh. an festliche Ereignisse aus dem Lebenslauf mit Gelegenheitsgedichten oder Liedern auf Seidenbändern erinnert.

In der Einleitung stellt der Verfasser kurz die bedeutendsten und umfangreichsten Sammlungen vor, zu denen die des Braunschweigischen Lan-

desmuseums zählt. Im ehemaligen Herzogtum erfreute sich seit dem 18. Jh. das Vivatband einer großen Beliebtheit. Dazu hat im übrigen auch der Landesverein für Heimatschutz mit seinen Vivatbändern beigetragen, die er 1913 zum Einzug des Herzogpaares Ernst August und Viktoria Luise und zur Taufe des Erbprinzen 1914 herausgab. In den folgenden Kapiteln werden die Herkunft und die Geschichte der Vivatbänder dargelegt und die charakteristischen Gestaltungselemente – Emblem, Widmungsgedicht, Bindeband –, die verschiedenen Bändertypen, der allgemeine historische Hintergrund sowie ihre Entstehung, Herstellung und ihr Vertrieb eingehend erläutert. Anschließend folgt der Katalogteil mit zahlreichen Abbildungen. Verzeichnisse der Melodien, Herkunftsorte und Hersteller ergänzen ihn. Besonders hilfreich ist ein kleines textilkundliches Glossar, das dem Leser die verschiedenen Seidenarten der Bänder und ihre Herstellung erläutert. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis beschließt den Katalog.

B.-D. Becker

Heinfried Spier: Die Alte Harzstraße im Bereich der Goslarer Stadtforst. Geländeuntersuchung und -auswertung. Hornburg: Harenberg-Verlag 1983. 36 S., 27 Anlagen mit Karten, Profilen u. Schwarzweißabbildungen. – Paperback.

Diese bisher zu wenig beachtete Arbeit erschien bereits 1983 im Hornburger Harenberg-Verlag, der sich neben der Herausgabe von Schriften zur populären Archäologie auch schon durch kritische Veröffentlichungen zur Umweltproblematik des Braunschweiger Raumes bekannt gemacht hat (u. a. Rolf Jürgens, *Die Rettung der Okeraue*, 1982, und Kurt Binneweis, *Harzwasserkrise?*, 1983). Verfasser bietet eine systematische Geländeuntersuchung der „Alten Harzstraße“ von Goslar nach Osterode im Abschnitt zwischen Goslar und dem Auerhahn in Bezug auf die Ausbildungsfaktoren Verlauf, Zahl und Tiefe der Wege, Überformung, Gleispaarbildung auf der Wegsohle, Wegbesserung und Wegbau, Alter, Nutzung und Verkehrscharakter. Dazu werden das in einer 25 Titel umfassenden Literaturliste nachgewiesene Schrifttum zur Straßen- und Wegforschung im Harzgebiet kritisch gegenübergestellt sowie einschlägige Quellen im Stadtarchiv Goslar ausgewertet. Ein 27seitiger Anhang dient der Veranschaulichung der Geländebefunde. Er bringt u. a.

profile sowie insbesondere 9 Kartenausschnitte, teils als Reproduktion historischer Karten aus dem Stadtarchiv Goslar bzw. dem Staatsarchiv Wolfenbüttel, teils als Wiedergabe bereits im Druck erschienener Karten mit Einzeichnung der Geländebefunde. Heinfried Spier greift in der vorliegenden Arbeit eine Forderung seines Vaters wieder auf (Heinrich Spier: *Stand, Aufgaben und Methoden der Wegforschung im Harz*. In: *Harz-Zeitschrift* 1962, S. 121–128) und folgt nicht zuletzt den von Ernst Pitz daran anknüpfenden Hinweisen (Ernst Pitz: *Archivalische Quellen zur Wegforschung*. In: *Harz-Zeitschrift* 1962, S. 129–136). Ob mit dieser Untersuchung letztendlich ein hinreichender Beweis für die in der Literatur umstrittene frühe Existenz einer bedeutenden Fernverkehrsstraße über den Harz erbracht ist, muß dem weiteren Urteil der Fachwissenschaft überlassen bleiben. Bruns/Weczerka (Friedrich Bruns/Hugo Weczerka: *Hansische Handelsstraßen Teil II*, Köln-Graz 1967, S. 317–318; fehlt leider im Literaturnachweis!) und Denecke (Dietrich Denecke: *Methodische Untersuchungen zur historisch-geographischen Wegforschung im Raum zwischen Solling und Harz*, Göttingen 1969, S. 243–244) äußern sich zu dieser Frage jedenfalls nur vorsichtig. Zumindest ist Spiers Studie ein gelungenes Beispiel für die Verknüpfung historischer und archäologischer Forschung auf lokaler Ebene. Ohne Bedenken darf man sich dem Schlußplädoyer für die Erhaltung dieses auch für den Laien in der Landschaft unschwer erkennbaren Bodendenkmals anschließen. Mit Interesse ist deshalb der im Vorwort angekündigten erweiterten Untersuchung und Auswertung aller alten Wege der Goslarer Stadtforst entgegenzusehen. Ihr wäre dann allerdings eine technisch befriedigendere Reproduktion der Fotos und Abbildungen zu wünschen.

Abschließend sei an dieser Stelle noch ein Hinweis gestattet, daß auch im anderen Teil des Harzes die Wegforschung nicht aus dem Blickfeld des wissenschaftlichen Interesses gerückt ist. Beleg dafür ist ein ebenfalls 1983 als Heft 17 der Veröffentlichungen des Städtischen Museums Halberstadt erschienener Aufsatz (Martin Prell: *Über Altwegforschung im Harz und Harzvorland*, ausgehend von einer frühmittelalterlichen Wallanlage bei Meisdorf, Kreis Aschersleben. In: *Veröffentlichungen des Städtischen Museums Halberstadt* 17, Halberstadt 1983, S. 52–63).

H.-M. Arnoldt

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschweiger Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Burgplatz 1 – Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, Kälberwiese 13c – Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig – Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

72. Jahrgang

September 1986

Heft 2

## *Schöningen als Zentrum früher Industrie zwischen Braunschweig und Magdeburg*

Geringfügig veränderte Fassung eines Vortrages anlässlich der Wiedereröffnung  
des Heimatmuseums Schöningen am 26. April 1986 \*

Von Karl-Heinz Ahrens

Urkundlich wird Schöningen erstmals im Jahre 747 erwähnt als ein Ort an dem Handelsweg, der von Westen am südlichen Elm entlang und weiter nach Magdeburg führte sowie an der nord-südlich verlaufenden Salzstraße. Die günstige Verkehrslage und das Salzvorkommen gaben den Ausschlag dafür, daß Schöningen bereits so frühzeitig Bedeutung erlangte. Wesentlich für die Entfaltung Schöningens war darüberhinaus, daß es am Westrand einer fruchtbaren Mulde liegt, die sich bis Magdeburg erstreckt. All' diese Voraussetzungen haben dazu beigetragen, daß Schöningen bereits im 13. Jahrhundert als wichtige Marktsiedlung Stadtrecht erhielt. Von da an hat sich in besonderem Maße zunächst das Handwerk entwickeln können, das man im gewerblichen Sektor im gewissen als Vorläufer der Industriebetriebe bezeichnen kann.

Verfolgt man die einzelnen Epochen, so erkennt man für Schöningens wirtschaftliche Situation ein Auf und Ab. Insbesondere kriegerische Einwirkungen und ihre Folgen führten zu einer Stagnation in der Entwicklung.

So endete eine Epoche beim 30-jährigen Krieg, und wäre damals nicht die Herzogin Anna-Sophie mit ihrem diplomatischen Geschick gewesen, wäre von Schöningen nicht viel übrig geblieben. Im 18. Jahrhundert entwickelte sich das Gewerbe wieder schnell, es kamen neue Handwerksgilden dazu.

\*) Als der Vorsitzende des Heimatvereins Schöningen, Werner Köhler, an mich herantrat mit der Bitte, anlässlich des heutigen Tages der Wiedereröffnung des Heimatmuseums über Schöningen als Zentrum früher Industrie zwischen Braunschweig und Magdeburg zu sprechen, stand ich diesem Anliegen zunächst skeptisch gegenüber. Wo sollte ich Unterlagen finden? Gab es außer den Heimatbüchern von Rose Quellen über die nicht mehr bestehenden Betriebe? Herr Werner Köhler und seine Mitarbeiter in der Museumsarbeitsgemeinschaft sowie Herr Werner Freist, der langjährige Kenner Schöningens, sagten Unterstützung zu. Ihnen und allen übrigen, die mir geholfen haben, danke ich sehr dafür.



Die westfälische Zeit brachte den Aufwärtstrend zum Stillstand. Erst nach 1813 gab es eine deutliche Verbesserung durch die Entdeckung des Braunkohlevorkommens. Damit begann die stärkste Industrieentwicklung Schöningens, die jedoch 1914 wiederum unterbrochen wurde. Seitdem ist die mittelständische Industrie in unserer Stadt nie wieder zu solch einer Blüte gekommen. Sie blieb rückläufig, besonders in den Jahren nach 1945.

Schon 1385 wurde die Schneidergilde in Schöningen gegründet, danach die Schuhmacher-, 1393 die Fleischer Gilde, 100 Jahre später die der Leineweber. Zu dieser Gilde gehörten auch Mitglieder der Dörfer des Fürstlichen Amtes Schöningen. Dazu kam die Damastweberei.

Das Salz wurde anfangs recht primitiv gewonnen.

In der Landesausstellung, die im vorigen Jahr in Braunschweig stattfand, konnten wir die ersten Salzkoten betrachten. Die dort Gezeigten waren aus Blei und stammten aus der Saline Lüneburg.

In Schöningen wurden derartige Salzpflanzen aus Eisen verwandt, die man mit Stroh- und später mit Holzfeuer beheizte. Eine solche Pflanze hatte ein Fassungsvermögen von 300 Litern, und zu einer Quelle gehörten mindestens 3 Salzpflanzen. Das gewonnene Salz wurde in Fässern von den Karrenführern – die Schöninger Karrenführer waren selbständig – auf den Salzstraßen abtransportiert. Schon damals war der Absatz durch die Zersplitterung des Herzogtums, der Durchgangszölle und der hohen Frachtkosten nicht leicht.

Ein am 23. Dezember 1749 angefertigtes Namensverzeichnis besagt, daß im Handwerk in Schöningen über 200 Personen beschäftigt waren; davon allein 82 bei den Leinwebern. Die Salinen-Arbeiter sind in dieser Zahl nicht enthalten. 1764 hatte Schöningen bereits 2000 Einwohner.

Als bedeutendste industrielle Produktion konnten zu dieser Zeit die Salzgewinnung, die Damast-, die Leinwand- und die Drellweberei bezeichnet werden. In Schöningen wurde damals an 120 Webstühlen gearbeitet. Man lieferte nach Helmstedt, Goslar und Wernigerode und nach Braunschweig Wolle. Vor allem aber war die Leinwand sehr begehrt. Aus vielen Städten kamen die Aufkäufer, wie z. B. aus Braunschweig und Hamburg.

Die letzte Damast-Weberei hat ihren Betrieb zwischen 1939 und 1945 eingestellt. Es handelte sich dabei um die „Nickel'sche Damast-Weberei“ im Westendorf. Sie lieferte ihre Erzeugnisse weit über das Braunschweiger Land hinaus. So wurde die Aussteuer für Königin Friederike von Griechenland in Schöningen bei Nickel hergestellt.

Die älteste Bäckerei befand sich auf dem „Bäckerberg“ im Westendorf 27. Sie wurde bis vor wenigen Jahren von Bäckermeister Schönborn betrieben. Familie Sartorius, die nach meiner Information in 3 Jahren, also 1989, auf eine 200-jährige Tradition zurückblicken kann, ist heute noch in Schöningen in der Bismarckstraße ansässig.

Zwiebäcke, eine Schöninger Spezialität, waren schon 1766 ein begehrtes Erzeugnis und wurden von den „Brodweibern“ bis nach Braunschweig verkauft. Über den Zwieback-Krieg zwischen Helmstedt und Schöningen berichtete am 5. Februar 1986 der „Helmstedter Blitz“ mit einem sehr interessanten Artikel.

Hier muß aber auch Schöningens wohl älteste Handwerks-Familie erwähnt werden. Die Familie Holstein, die in Schöningen seit etwa 1700 das Schuhmacherhandwerk betreibt. Aus den Aufzeichnungen geht hervor, daß es um 1830 42 Schuhmachergesellen in Schöningen gegeben hat und in der Werkstatt bei Holstein wurden 8 Gesellen beschäftigt. Damals suchte man die Märkte in den einzelnen Orten bis Magdeburg auf, um das Schuhwerk zu verkaufen. Durch Einrichtung von Ladengeschäften und die mechanische Fertigung von Schuhen ging die Zahl der Gesellen mehr und mehr zurück und der Maßschuh verschwand vom Markt.

Zwischen Schöningen und Hötensleben soll ein Arbeitsmann namens Kiehne beim Hamstergraben die erste Braunkohle entdeckt haben. Dieser Fund versprach Arbeitsplätze. Dem Kohlefinder soll man auf Lebenszeit einen freien Kohlebedarf zugesagt haben.

Die erste Kohle wurde mit Hacke und Spaten gewonnen, aber die Entwicklung ging schnell voran. Schon 1821 wurde der erste Schacht bei Wolsdorf und im gleichen Jahr zwischen Schöningen und Hötensleben eingerichtet. Die Bevölkerung stand anfangs dem neuen Brennstoff sehr zurückhaltend gegenüber. Es traten auch auf technischem Gebiet erhebliche Schwierigkeiten auf, so daß im ganzen keine Rentabilität im Abbau vorhanden war. Aus diesem Grunde bot die Herzogliche Kammer 1872 die Grube öffentlich und meistbietend zum Verkauf an.

Das ist die Geburtsstunde der BKB, die am 26. 1. 1873 in Berlin gegründet wurden und die die Gruben für 2 Millionen Taler erwarben. Die Übergabe erfolgte am 3. 2. 1873. Da die Industrialisierung erhebliche Fortschritte machte, und im Raum Schöningen bis hin nach Magdeburg eine Reihe von Zuckerfabriken entstanden, die anfangs Hauptabnehmer der Rohbraunkohle waren, war der Zeitpunkt der Übernahme durch die BKB günstig.

Hier möchte ich einfügen, daß es 1836/37 bereits 122 Zuckerfabriken in Mitteldeutschland gegeben haben soll. Die Zuckerfabrik in Hoiersdorf feierte bereits am 6. Februar 1906 ihr 50-jähriges Bestehen. Aus der Festschrift dazu geht hervor, daß 1856 74 000 Zentner Rüben verarbeitet wurden, 1905 500 000 Zentner.

Aber zurück zu der BKB: Trotz des günstigen Übernahme-Zeitpunktes konnte eine Vergrößerung der Belegschaft erst nach 1886 erfolgen, als man sich entschloß, eine Brikettfabrik zu bauen.

Bis 1889 erfolgte der Abbau noch mit der Hand. Erst dann schaffte man einen Eimerketten-Bagger an und von diesem Zeitpunkt an setzte die Technisierung ein.

Das Auffinden der Kohle und das Vorhandensein des Salzes war für unseren Lebensraum der Start zur Ansiedlung von wichtigen Betrieben, so daß Schöningen im 19. Jahrhundert zu einer bedeutenden und wohlhabenden Industriestadt zwischen Braunschweig und Magdeburg wurde. 1905 wird die ÜZH gegründet, 1909 der Grundstein für den Bau des Kraftwerkes Harbke gelegt. Nach dem Bau des Kraftwerkes Harbke wurde der Raum bis Magdeburg mit Strom beliefert.

In der Folgezeit entwickelten sich die BKB zum größten Arbeitgeber für die Schöninger Bevölkerung. – Leider ging aber die Verwaltung, die von 1862 – 1867 unter herzoglicher Leitung in Schöningen war, endgültig nach Helmstedt. Dadurch wurde Schöningen in den Schatten gedrängt. Das wirkt sich bis in die heutige Zeit negativ aus. 1900 beschäftigten die BKB bereits 1600 Mitarbeiter, und die Kohleförderung überstieg erstmals 1 Million to.

1910 wird der erste elektrisch betriebene Löffelbagger in Betrieb genommen.

Was war in der Zwischenzeit aus der Salzgewinnung geworden?

Im 18. Jahrhundert wurde die Salzförderung gesteigert. Es wurde die „alte“ Saline erbaut mit großen Siedepfannen, Trockenkammern und Salzmagazin. Die Salzförderung wurde verbessert, ein Gradiertwerk errichtet, man ging von der Holzfeuerung auf Steinkohlenbeheizung über. Die Saline war jetzt im Besitz des Herzogs, der sie verpachtet hatte.

Nach der westfälischen Zeit wurde sie vollkommen in die staatliche Verwaltung übernommen, da der Pachtbetrieb nicht rentabel war. Deshalb mußte unbedingt die Jahresproduktion gesteigert werden; es wurden nach 1845 Tiefbohrungen niedergebracht, um eine reichhaltigere Sole zu bekommen. Bis auf eine Tiefe von 600 m trieb man diese Bohrungen auf dem uns heute als Bohrfeld bekannten Bebauungsgelände. Eine dritte Tiefbohrung führte man an der Grasmühle durch. Durch den Einbau von 2 weiteren Siedepfannen konnte eine Jahresproduktion von 100 000 Zentnern Salz erzielt werden. Die wirtschaftliche Situation wurde mit der Schließung der Saline Salzdahlum noch verbessert.

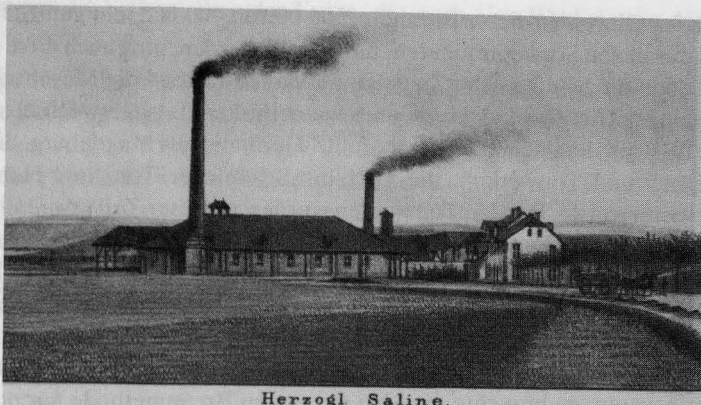
Die allgemeine Verkehrslage hatte sich bereits 1858 für Schöningen durch den Bau der Eisenbahnlinie Jerxheim – Schöningen – Helmstedt verbessert. Nach dem Bau der Bahnlinie Schöningen – Eilsleben – Magdeburg im Jahre 1872 konnten die Transportkosten nochmals gesenkt werden, so daß eine Steigerung des Reingewinns der Saline erreicht wurde.

Durch die Westdeutsche Eisenbahngesellschaft kam es 1909 zur Gründung eines Elektrizitätswerkes. Die Kölner Firma, der die Eisenbahnlinien Schöningen – Braunschweig und Schöningen – Oschersleben gehörten, wollten die Strecke elektrisch betreiben und gleichzeitig alle an der Strecke liegenden Ortschaften mit Strom beliefern.

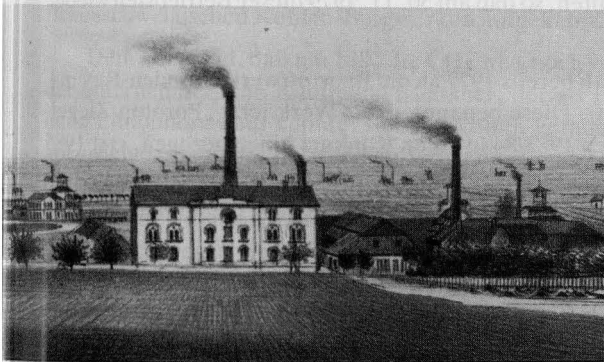
Für die Kohleversorgung wurde eine Seilbahn von der Firma Mackensen eingesetzt, mit der die Kohle von der Verladung zum E-Werk transportiert wurde. Mit dem Bau dieses Kraftwerkes war es auch für die Saline möglich, von der Kohlenfeuerung auf Dampfbeheizung überzugehen. Übrigens gab es mit der Inbetriebnahme des E-Werkes 1910 in Schöningen elektrischen Strom.

Das neuartige Siedeverfahren nach dem amerikanischen Grainersystem war die Grundlage der wirtschaftlichen und auch technischen Überlegenheit der Schöninger Saline, dafür wurde 1911 die neue Saline „Neuhall“ gebaut. Man stellte 6 Grainerpfannen auf. Bereits 1913/14 zwei weitere. Eine neue Bohrung, die vierte, wurde bis auf eine Tiefe von 396 m niedergebracht. Die Salzproduktion stieg von Jahr zu Jahr. – Es wurden jetzt 150 Mitarbeiter beschäftigt. Das Schöninger Siedesalz wurde auch in die nordischen Länder, nach Holland, Belgien, England, Irland, ja sogar nach Westafrika geliefert.

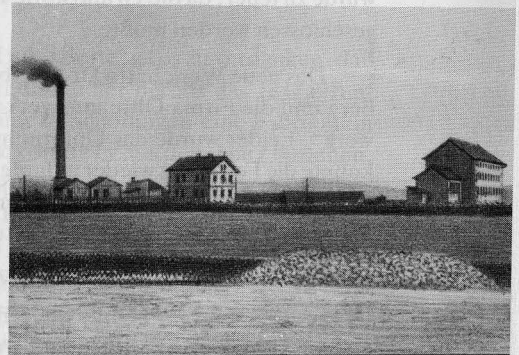
Die erste Ziegelei, „Ziegelhütte“ genannt, war nicht weit von der alten Saline entfernt. Hier wurden bereits 1728 Barnsteine, Ziegel und Dachziegel hergestellt. 1748 wurde die Ziegelhütte stillgelegt. Nach 1802 entstanden die ersten Ziegelbrennereien, und zwar die erste dort, wo sich heute der MTV-Platz befindet. Diese Ziegelei wechselte mehrmals den Besitzer. Der letzte, Gustav Günther aus Büddenstedt, ließ eine Seilbahn bauen, um das Rohmaterial schneller von der Tongrube zu den Fabrikräumen zu transportieren. Trotzdem wurde das Werk 1889 stillgelegt. Eine weitere Ziegelei gab es ab 1855 an der Wilhelmstraße – Büd-



Herzogl Saline.

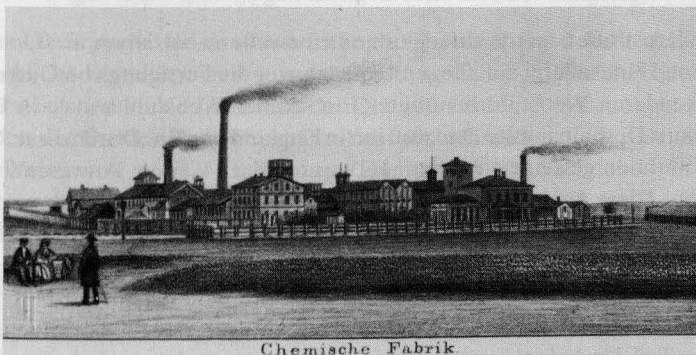


Becker'sche Dampfmahlmühle u. Ziegelei.



Paulmann's Dampfscheidemühle.

Culemann



Chemische Fabrik

Industrieanlagen in Schöningen um 1865  
 Farblithographien von F. G. Müller in Verden/Aller  
 Erschienen im Verlag der Buchhandlung Bruhn in Helmstedt  
 Originale: Bs Landesmuseum: Zg 3671

denstedter Straße. Obwohl in dieser Brennerei 600 000 bis 700 000 sehr gute Steine und Ziegel, allerdings nur in den Sommermonaten, hergestellt wurden, ging auch diese in Konkurs. 1886 entstand dann die Schlütersche Ziegelei, neben dieser 1888 die Meyer'sche Ziegelei; beide an der Langen Trift. Daraus wurde nach wiederholtem Besitzerwechsel und Zwangsversteigerung 1919 mit dem neuen Besitzer, Julius Hermann aus Magdeburg, die „Schöninger Dampfziegelei und Tonwerke“, die 1921 in „Schöninger Ton- und Hohlsteinwerke GmbH“ umbenannt wurde. Bei den Tonwerken wurden zu dieser Zeit etwa 150 Mitarbeiter beschäftigt. 1937 wurde ein Stampfwerk errichtet, um anfallenden Ziegelbruch unter Zugabe von Zement zu Großblocksteinen zu verarbeiten. Bis 1959 wurde der Betrieb als Aktiengesellschaft geführt, danach in eine GmbH umgewandelt. 1970 ging die Firma über in „Schönton-Werke KG. Dr. Vielberth“. Dieser errichtete 1972 westlich der Bahn ein neues Werk mit einem neuartigen Brennofen, der kontinuierlich beschickt wurde. Wenn 1945 noch 300 Mitarbeiter tätig waren, so brauchte man bei der neuen Brennmethode nur noch etwa 50. Von 1976–1979 wurden im Werk östlich der Bahn Betonteile hergestellt. Diese Produktion wurde zu teuer, da die Grundstoffe fehlten, so daß am 30. 11. 1979 dieser Betriebsteil wieder geschlossen werden mußte.

Das neue Werk hatte Dr. Vielberth bereits 1977 an die Baustoffwerke Minden-Ravensberg und die Firma Oltmanns verkauft. Diese benannten das Werk jetzt „Poroton-Ziegelwerk“. Leider wurde das Unternehmen 1983/84 in einen Konkurs hineingezogen, erst 1985 konnte die Fertigung wieder anlaufen. Durch die schlechte Auftragssituation in der Bauindustrie ist man heute leider gezwungen, nur saisonbedingt zu arbeiten, d. h. 6 Monate lang. In dieser Zeit werden ca. 40 Mitarbeiter beschäftigt.

Seit ca. 1720 wurden in der Niedernstraße 6 – bekannt als Café Böttcher oder heute als Drogerie – und 1729 in der Niedernstraße 10 jeweils eine Seilerei eingerichtet. Aus der letzteren wurde die Seilerei Haberkorn. Haberkorn konnte sich in der Niedernstraße nicht so recht ausdehnen, weshalb er 1909 in der Augustastraße eine mechanisch eingerichtete Seilerei ausbaute. Dieser Betrieb wurde 1921 von seinem Sohn übernommen; leider 1944 stillgelegt.

In der Niedernstraße 6 wurde anfangs eine Leinweberei betrieben. Erst Jacob Danzfuß richtete dort eine Handseilerei ein. Gegen 1850 nahm er die Fertigung von Gurten auf, wozu man einen besonderen Webstuhl benötigte. Ein solcher Webstuhl wurde in Deutschland noch nicht gebaut. Deshalb mußte Danzfuß ihn in England kaufen. Durch diese Anschaffung konnte die Produktion gesteigert werden. Es wurden dazu weitere Anwesen in der Baderstraße erworben. Diese reichten bald auch nicht mehr aus, man arbeitete bereits an 4 Webstühlen. Danzfuß entschloß sich, in der Marienstraße 15 einen neuen Betrieb aufzubauen, in dem er dann ab 1888 Hanf- und Drahtseile sowie endlos gewebte Gurte herstellte. Durch den persönlichen Einsatz von Karl Danzfuß blühte das Unternehmen auf. Er beschäftigte bald 100 Arbeiter und 8 Angestellte, 58 Webstühle waren eingesetzt. 1908 brach ein Brand aus, der den größten Teil der Anlagen vernichtete. Zwar wurde wieder neu aufgebaut, doch leider verstarb der Unternehmer Danzfuß zu früh. Seine beiden Söhne führten den Betrieb weiter. Als Erich Danzfuß starb, ging der Besitz 1924 in die Firma Vollrath und Sohn, Blankenburg, über. Diese legte 1931 die Fabrik völlig still. Aus der Linie Danzfuß erwarb 1924 einer der Nachkommen das Grundstück Westendorf 1 und richtete dort wieder eine Seilerei ein. Hier-



aus wurde später die Seilerei Wengler-Lutze, die auch eine Werkstatt in der Kesselstraße errichtete.

Ermutigt durch das Vorhandensein von Salz, Kalk, Kohle und Wasser – letzteres trat am Alversdorfer Weg sogar artesisch heraus – gründeten 1856/57 beherzte Männer, wie Otto Löbbecke, August Rimpau, Edgar Vieweg, Ludwig Seeliger und Prof. Vahrentropp eine chemische Fabrik. Es wurde Soda, Salzsäure und Glaubersalz sowie Chlorkalk erzeugt. Damals gab es nur wenige solcher Anlagen. Und der erste Direktor, Dr. Rose, wurde von Justus von Liebig unterstützt. Durch die Erfindung eines billigeren Herstellungsverfahrens bei der Firma Solvey in Bernburg mußte man 1887 auf die Herstellung von Soda verzichten, es wurde nur noch Kunstdünger erzeugt. Leider kam es im Jahre 1926 zur Stilllegung des Betriebes. Das ist umso bedauerlicher, als in der Hauptzeit immerhin über 125 Mitarbeiter in dieser Chemischen Fabrik beschäftigt waren.

Die Mehrzahl der Aktien erwarb die Firma Klapproth, eine Getreidehandlung aus Halberstadt, die 1927 das Gelände an die Stadt verkaufte. Später wurde das Gelände von den Braunschweigischen Kohlen-Bergwerken aufgekauft.

Dem Umstand, daß um 1880 die CHEMA noch voll fabrizierte, ist es zu verdanken, daß der unternehmerische Kaufmann Meissner, der als Farbenhändler bereits das 1847 erfundene Lithophoneweiß kannte, sich entschloß, gerade hier in Schöningen eine Fabrikation aufzuziehen, denn das notwendige Schwerspat und Zink konnte er aus dem Harz beziehen, die Kohle von den BKB. 1876 gründete der Kaufmann Bourjou mit Meissner die Offene Handelsgesellschaft Meissner & Bourjou, die spätere Firma Bourjou & Co. – Meissner trennte sich wegen Unstimmigkeiten bald von Bourjou und gründete mit Andreas Keibel am 4. Oktober 1878 die Lithophone- und Permanent-Weißfabrik AG Schöningen an der Gabelsbergerstraße, woraus 1884 die Lithophonefabrik Schöningen Sachtleben & Co. wurde – später Sachtleben & Co. Unter der Leitung von Dr. Sachtleben wurde ein zweites Werk in Homberg-Essen am Rhein gegründet, welches 1892 in Betrieb ging. In Schöningen beschäftigte man 1896 bereits 53 Arbeiter, bis 1930 sogar 130 Mitarbeiter. Trotzdem wurde das Schöninger Werk 1930 wegen mangelnden Absatzes stillgelegt.

Die Firma Bourjou & Co. als älteste Lithophone-Fabrik entwickelte sich gut. Nach 1900 hat man erhebliche Erweiterungen vorgenommen, so daß die tägliche Produktion auf 5 bis 10 t bei einer wesentlichen Verbesserung der Qualität anstieg. Die Leitung des Betriebes lag in den Händen der Brüder Bourjou, später kam als technischer Leiter Dr. Stephan hinzu, danach Dr. Weber und ab 1927 Dr. Fanger. Dieser kam von Sachtleben, in dessen Besitz Bourjou zur gleichen Zeit übergegangen war. Als am 1. Januar 1952 das 75-jährige Jubiläum stattfand, vermutete niemand, daß 10 Jahre später der Betrieb geschlossen würde.

Aber nicht nur chemische Betriebe siedelten sich in Schöningen an und machten mit ihren Erzeugnissen den Ort weltweit bekannt. Auch der Maschinenbau hat das Seinige dazu beigetragen.

1845 errichtete der Schmiedemeister Meinberg eine kleine Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen auf dem Hinterhof des Geländes der früheren Firma Lüders. 1854 durfte er einen Dampfkessel aufstellen. Danach wurde der Betrieb um eine Gießerei erweitert. Über diese Erweiterung und die eingetretene Verschmutzung durch den Rauch erbosten sich die

Nachbarn, so daß sich Meinberg gezwungen sah, seinen Betrieb zu verlagern. 1856 soll er schon über 30 Mann beschäftigt haben, darunter auch Dreher, die er aus Magdeburg angeheuert hatte, da es solche in und um Schöningen noch nicht gab.

An der Hötensleber Straße 22/23 errichtete Meinberg gemeinsam mit dem Ing. Nieschulze aus Magdeburg einen größeren Betrieb. Man stellte jetzt in der Hauptsache Maschinen für die Zuckerfabriken, Gruben und Ziegeleien her. Im Dezember 1876 erwarb A. W. Mackensen aus Braunschweig die Fabrik, da beide Gründer verstorben waren. 1886 hat die Firma Mackensen die erste Drahtseilbahn für die Kohlegrube „Viktoria“ bei Hötensleben gebaut und in Betrieb genommen. Zu der Zeit wurden 120 Mitarbeiter beschäftigt. 1898 wandelte Mackensen die Firma in eine GmbH um. Bei gleichem Fertigungsprogramm stieg die Belegschaft bis 1914 auf fast 250 Mitarbeiter an. Der Betrieb lieferte seine Erzeugnisse auch ins Ausland. 1922 wurde der Hauptsitz nach Magdeburg verlegt, dort errichtete man ein neues Werk. Der Schöninger Betrieb wurde Werk 2, es waren danach noch etwa 80 Mitarbeiter tätig.

Schon vor dieser Verlegung war Herr Bruschke Betriebsleiter des Werkes Schöningen. Als 1930 der Betrieb stillgelegt werden sollte, entschlossen sich Herr Bruschke, Herr Heiß und der Werkmeister, Herr Wolter, das Unternehmen weiterzuführen. Anfangs war es möglich, die Gebäude zu pachten; 1933 konnte Herr Bruschke das Werksgelände käuflich erwerben und firmierte unter „Schöninger Maschinenfabrik GmbH“.

1939 wurde daraus die „Schöninger Maschinenfabrik Bruschke & Co.“. Herr Heiß und Herr Wolter waren mit je 25 % an dem Unternehmen beteiligt. Nach wie vor wurden Maschinen für die Zucker- und für die chemische Industrie sowie Spezialwagen und Stahlkonstruktionen gebaut.

Herr Heiß, der der Techniker im Unternehmen war, entwickelte eine neue Schnitzpresse für Rübenschnitzel sowie eine Waschmaschine für Rübenblätter. Für beide Entwicklungen wurden ihm Patente erteilt. Nach dem Tode von Herrn Bruschke führte Herr Heiß den Betrieb eine gewisse Zeit weiter. Es gelang ihm, Herrn Richard Weber aus Braunschweig zunächst als Partner zu gewinnen, der den Betrieb schließlich ganz übernahm. Das Unternehmen nannte sich jetzt „Weber-Stahlbau GmbH“ und fertigte von da ab Aufzugskabinen, Kabinentüren und Schachtgerüste. Seit dem 1. 1. 1984 gibt es einen neuen Besitzer. Herr Weber ist ausgeschieden. Das Fertigungsprogramm läuft weiter, es werden 40 Mitarbeiter beschäftigt.

Der Salinendirektor, Bergrat Abich, baute auf dem Salinengrundstück eine Soda-, Natron- und Vitriolfabrik. 1844 wechselte durch den Tod von Abich die Fabrik den Besitzer. Den notwendigen Schwefelkies bezog man aus Runstedt, aber bald war die Grube ausgebeutet, so daß 1860 der Betrieb eingestellt werden mußte. Auf dem Grundstück Büddenstedter Straße 12/14, wo sich Heute DEPOT und der Verkaufsraum der Firma Thiede befinden, haben die Gebäude mehrmals den Besitzer gewechselt, bis 1897 August Gerlach wieder mit der Vitriolherstellung anfang.

1907 erwarb Thomas Emmel das Grundstück und richtete dort eine Gelbgießerei ein. Es wurden Armaturen für Wasser- und Dampfleitungen gegossen. Diese Gießerei wurde nach 1945 von dem Arzt Dr. Lohaus weitergeführt; aus Hötensleben kam Herr Herbig dazu.

Leider stellte Dr. Lohaus den Betrieb ein, als Herbig erkrankte. Er verkaufte das Gelände und die Gebäude an den Holzhändler Himstedt.

In dem Komplex Hötensleber Straße 54 war zuerst eine Zimmerei, dann war Axtmann der Besitzer, der Molkereigeräte fertigte, danach kam eine Firma aus Schöppenstedt, später wurde Hering Besitzer dieses Unternehmens. Es ging 1926 in Konkurs und die Schöninger Bank wurde Eigentümer. Von diesem Zeitpunkt an wurden die Hallen unterschiedlich genutzt.

Klempnermeister Karl Nebel machte sich 1919 selbständig. Er konnte das Grundstück Niedernstraße 36 preiswert erwerben und richtete in der Werkhalle eine Klempnerei ein. 1930 kam Nebel in Finanzschwierigkeiten, so daß seine Frau Veronika als Geschäftsführerin auftrat und seitdem hieß die Firma V. Nebel & Co. Nebel begann auch Molkereigeräte zu fertigen. Seine Klempnerei und Installation unterhielt er weiter. Nach 1945 entwickelte sich das Unternehmen gut. Es wurden bis zu 60 Mitarbeiter beschäftigt. Die Räumlichkeiten in der Niederlassung wurden zu eng, so daß eine Umsiedlung in die Hötensleber Straße 54 erfolgte. Leider ist nach dem Tode von Karl Nebel der Betrieb durch ein schlechtes Management 1957/58 in Konkurs gegangen. An der Gabelsbergerstraße errichtete 1878 Josef Klaß eine Kesselschmiede. Es wurden Dampfkessel, Lokomotiv-Kessel, Feuerungsanlagen, Geräte zur Seifenherstellung, Apparate für chemische Betriebe, Brauereien, Brennereien usw. hergestellt. Um 1900 soll Klaß über 100 Personen beschäftigt haben.

Der Braumeister Artur Kegel betrieb in der Niedernstraße 12 eine Brauerei. Um 1900 erteilte das Kaiserliche Patentamt ihm für einen Spezial-Pasteuriser-Apparat, mit dem man Bier faßweise pasteurisieren konnte, ein Patent; vermutlich wurde dieser Apparat bei Klaß gebaut. 1909 wird ein Ing. Freistedt Besitzer, später Fuchs + Loblich + Braunsberg. 1924 erwarb Theodor Hey den Komplex, der Hackmaschinen und andere landwirtschaftliche Geräte fertigte. Nach 1945 wurden auch Öl-Lagertanks gebaut, fast 40 Mitarbeiter fanden dort noch Arbeit. Aus Altersgründen wurde der Betrieb 1963 eingestellt.

In der Schützenbahn 11 erbaute A. H. Thiele eine Wagenfabrik, die 1909 in den Besitz von A. Knust überging. Hier wurden Transportwagen (sogenannte Kaffernwagen) im Auftrage der Regierung für die deutschen Kolonien gebaut. Von 1914–1918 ruhte der Betrieb. Danach wandte man sich dem Automobil zu. Es wurden Autokarosserien gebaut. Übrigens soll August Knust den ersten Autobus gebaut haben, der von ihm im Pendelverkehr zu den östlichen Dörfern ohne Bahnanschluß eingesetzt wurde.

1872 übernahm der Schöninger Bürger Lefeldt die Entwicklungskonstruktion der Milchzentrifuge, die bis in die heutige Zeit von weltweiter Bedeutung ist. Zentrifugen werden heute nicht nur in der Milchwirtschaft, sondern in unzähligen anderen Sparten verwandt, so zum Beispiel in Brauereien, in der Chemie, der Gen-Technologie und vielen anderen Gebieten. Natürlich dauerte es einige Jahre, bis die Entwicklung praxisreif war, aber 1877 hielt die Zentrifuge ihren Einzug in die Praxis. Der Pastorensohn Wilhelm Lefeldt, der in Wolsdorf geboren war, hatte ein Ingenieur-Studium absolviert, war mehrere Jahre im Ausland tätig und fing im Nebengebäude des Amtsgerichts 1863 mit der Herstellung von landwirtschaftlichen Maschinen an. In Zusammenarbeit mit seinem Schwager errichtete er 1871 in der Fabrikstraße neue Werkräume und begann dort, Molkereigeräte und -maschinen zu

fertigen. Um 1900 wurde das Werk erweitert. Es wurden danach auch Kältemaschinen hergestellt. Die Firma hieß von da ab Lefeldt & Lentsch, und es wurden über 200 Mitarbeiter beschäftigt. Nicht nur die Milchzentrifuge, auch andere bedeutende milchwirtschaftliche Geräte entwickelte Lefeldt. Er erhielt für all seine Erfindungen zahlreiche Preise und Auszeichnungen, die bedeutendste auf der Weltausstellung in Chicago 1893. Um 1910 soll Lentsch jun. noch eine Motorenfabrik betrieben haben, die aber nur kurze Zeit bestand. Am 21. Mai 1913, verstarb Wilhelm Lefeldt im Alter von 77 Jahren, im Oktober 1914 Otto Lentsch. – Lentsch jun., der die Firma weiterführte, war nicht in der Lage, das Unternehmen zu erhalten. 1920 ging die Firma Lefeldt & Lentsch in eine GmbH über unter dem Namen „Schöninger Maschinenfabrik“. 1923 wurde das Werk geschlossen. – Bedauerlich für Schöningen, denn die guten Techniker und Facharbeiter gingen von hier fort. Wie ist es möglich, daß ein Mann wie Lefeldt, der solche Entwicklungen hervorgebracht hat, nicht in der Lage war, seine Chance zu nutzen?

Ich vermute, daß wie bei einigen mittleren Betrieben, die es einmal in Schöningen gegeben hat, es stets finanzielle Probleme waren, die die Unternehmen zur Aufgabe zwangen; denn bei den meisten bisher Genannten kam es zum Konkurs bzw. zur Zwangsversteigerung.

Auf dem Gelände Hötensleber Straße 48 gründete Wilhelm Fricke 1873 die Firma C. W. Fricke + Röse, eine Dampfkessel- und Blechwarenfabrik. Im gleichen Jahr wurde daraus die Firma Böhm, Burkas & Cie. mit dem gleichen Fertigungsprogramm. Dieser Betrieb entwickelte einen Spezialdampfkessel mit Überhitzer. Für diese Konstruktion erhielt man Gebrauchsmusterschutz. 1919 wurde Ing. Johannes Meyer Besitzer und 1930 erwarb Hermann Meyer die Werkanlagen. Hermann Meyer war viele Jahre als Kühlmaschinen-Spezialist bei Lefeldt & Lentsch tätig gewesen; meistens als Inspekteur im Ausland.

1922 hatte Hermann Meyer sich selbständig gemacht und fertigte anfangs in den Räumen von Glasermeister Tiedge in der damaligen Ritterstraße 7. Als Meyer dann mit der Fertigung von Kühlmaschinen begann, siedelte er zur Hötensleber Straße über. Die Fertigung lief nach ersten Startschwierigkeiten recht gut an. 1954 verstarb Hermann Meyer. Die beiden Söhne trennten sich. Otto Meyer, der jüngere, hat heute noch ein Unternehmen in Helmstedt.

Auf dem Gelände Alversdorfer Weg 1 kauften Axtmann & Brüning 1874 von der Stadtpfarre St. Vinzenz Gelände, um hier eine Fabrik für landwirtschaftliche Geräte zu erbauen, an die auch eine Eisengießerei angeschlossen wurde. 1891 wurde August Schönemann aus Berlin Eigentümer der Firma Brüning & Co., Axtmann war bereits früher ausgeschieden. 1893 fanden 170 Mitarbeiter dort ihre Beschäftigung.

In der Hauptsache stellte man Molkereigeräte her. Man handelte auch mit Maschinen, die man nicht selbst erzeugte, so zum Beispiel mit Zentrifugen, aber nicht mit den Fabrikaten von Lefeldt & Lentsch, sondern mit denen der Firma Alfa-Laval in Schweden. Mit dem Eintritt von Herrn Kadack wurde die Fertigung von Kältemaschinen aufgenommen. Man kann sagen, Schöningen war die Hochburg für Maschinen und Geräte für die Milchindustrie, begünstigt durch die Tatsache, daß zwischen Braunschweig und Magdeburg sich ertragreiche landwirtschaftliche Betriebe befanden und fast in jeder Stadt und jedem Dorf eine Molkerei vorhanden war.

1912 kam es bei der Firma Schönemann & Co. zur Zwangsversteigerung. Der „Creditverein Schöningen“ führte den Betrieb unter dem Namen „Schöninger Eisenwerk“ anfangs weiter. 1916 kam es zum Konkurs.

Herr Kadack versuchte noch einmal, ein Unternehmen zu gründen; zunächst mit Herrn Tiedge, dann mit Braunsberg. Aber 1922 wurde das Werk endgültig geschlossen, das Gelände erwarb in der Liquidation Hans Klepp über die damalige CHEMA. Dieser verkaufte das Gelände mit den Hallen an Ahrens + Bode.

In welcher Blüte stand die Industrie um 1900 in Schöningen! In den Betrieben wurden mehr als 1 000 Mitarbeiter beschäftigt, ausgenommen die bei den BKB und der Saline. Die gute Beschäftigungslage wirkte sich natürlich auf das Leben und Treiben innerhalb der Stadt aus.

Auch dem Einzelhandel ging es wirtschaftlich sehr gut, zumal aus den Dörfern östlich von Schöningen die Bewohner zum Einkaufen in die Stadt kamen.

Die Landwirte verhandelten in Schöningen bei Heckner, Rautenschlein oder Witten über ihre Lieferungen; bei der Firma Kebbel wegen ihres Viehbestandes. Fast jede Gaststätte hatte Ausspannmöglichkeiten – festliche Veranstaltungen wurden durchgeführt.

Der Krieg 1914/18 hat dieser erfreulichen Entwicklung in Schöningen ein jähes Ende bereitet. Viele Jahre brauchte die Wirtschaft, um sich einigermaßen zu erholen – und was den Krieg überstanden hatte, mußte meistens in den Jahren danach noch aufgeben. Deshalb muß man all denjenigen, die durchgehalten haben bzw. den Mut hatten, einen Betrieb neu aufzubauen, Anerkennung zollen.

1924 wurde die Firma Ahrens + Bode gegründet. Aus einem technischen Handel entwickelte sich zuerst in gemieteten Räumen auf dem Gelände am Alverdorfer Weg eine eigene Fertigung. Mit großem Fleiß und Ehrgeiz konnte auch das Krisenjahr 1929 gemeistert werden. Ständig bemühte man sich, die Palette der eigenen Erzeugnisse zu erweitern. Bis 1939 wurden auch komplette Molkereianlagen durch eine eigene Montageabteilung erstellt. Damals wurden etwa 100 Mitarbeiter beschäftigt. Leider erfuhr das junge Unternehmen harte Schicksalsschläge. 1935 verstarb Arno Bode, 1939 Heinrich Ahrens, der Vater des Verfassers. Nach dem Zweiten Weltkrieg mußten neue Absatzgebiete erschlossen werden, und man begann wieder ganz klein. Überall herrschte jetzt verständlicherweise ein großer Nachholbedarf.

Ahrens und Bode begann nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem gleichen Fertigungsprogramm wie es 1939 vorgelegen hatte. 1950 wurden neue Geräte mit aufgenommen. 1958 und 1960 erfolgte eine weitere Ausdehnung des Fertigungsprogrammes. Heute – bei einer Belegschaft von 180 bis 200 Mitarbeitern – sieht das Fertigungsprogramm schon wieder ganz anders aus. Zwar stellt „abo“ heute noch Ausrüstungen für die milchverarbeitende Industrie her. Ein bedeutender Anteil von Erzeugnissen geht aber jetzt in die Brau-, die Nahrungs- und Genußmittel- sowie in die Getränkeindustrie. Des weiteren beliefert „abo“ die chemische und die Pharma- sowie die Metallindustrie. Vom Jahresumsatz gehen etwa 20 % der Erzeugnisse in den Export.

Ich erwähnte schon, daß alle hiesigen Betriebe von 1939 bis 1945 versucht haben zu überleben. Während des Krieges wurden aber auch Betriebe nach Schöningen verlagert. So

war eine Mützenfabrik Clemens Wagner im Schützenhaus untergebracht. Auf dem Gelände an der Hötensleber Straße 54 beschäftigte die Firma Unger & Sohn, die aus Ostpreußen gekommen war, 100 weibliche und 25 männliche Mitarbeiter. Man fertigte Milchkannen und Kronenverschlüsse. Nach 1945 ging dieser Betrieb nach Leer.

Waren nach 1945 noch Kontakte in die DDR möglich, so endeten diese am 26. Mai 1952, als die Grenze hermetisch abgeriegelt wurde, und damit war für Schöningen die Tatsache klar, in Zukunft – zwar in der Mitte Deutschlands gelegen – eine Grenzstadt zu sein. Hart wurden durch diese scharfe Trennung die BKB getroffen. Fast zwei Drittel des Kohlevorkommens, das Kraftwerk Harbke und mehrere Brikettfabriken, gingen verloren. Anfangs reichte die gewonnene Kohle nicht aus, um das Schwelwerk und die verbliebenen Brikettfabriken ausreichend zu versorgen. Es wurde aber schnell und richtig reagiert: Bereits am 1. 12. 1952 wurde der Grundstein für das Kraftwerk Offleben gelegt. Die ersten Kessel mit Generatoren liefen 1954 an, 1962 zwei weitere, 1967 nochmals 2 Blöcke und 1972 ein Block mit 325 MW. Diese gewaltige Stromerzeugung machte das Kraftwerk in Schöningen, das seit 1910 im Besitz der ÜZH war, unrentabel. Es wurde deshalb 1965 stillgelegt und das Kesselhaus 1966 abgerissen. In der Braunschweiger Zeitung vom 31. August 1966 heißt es:

„Mit dem hohen Schornstein fiel am Dienstag das letzte weithin sichtbare Zeichen des einstigen Kraftwerkes Schöningen. Viele Jahrzehnte hindurch galt es mit seinem hohen Schornstein, seiner Kohlenseilbahn, als ein mitbestimmendes Merkmal in diesem Industriebereich der Stadt Schöningen.“

Es wäre noch zu erwähnen, daß nicht nur die Saline, auch die Ton- und Hohlsteinwerke und eine große Gurkentreibhaus-Anlage Abdampf vom Schöninger Elektrizitätswerk erhalten haben. Auf das weitere Geschehen bei den BKB möchte ich nicht mehr eingehen. Nach wie vor ist dieses Unternehmen mitbestimmend für die Geschichte Schöningens, denn es ist neben dem VW-Werk der größte Arbeitgeber. Die Frage ist, was aus Schöningen wird, wenn in 20 oder mehr Jahren das Kohlevorkommen zu Ende geht. – Ein verschlafenes Städtchen?

Wo sind aber die Betriebe geblieben, die nach 1945 in Schöningen neu begonnen haben, wie z. B. die Schöninger Kleiderfabrik Rudolf Bull & Co. KG? 1948 kam Herr Bull aus Rostock nach hier. Im Hause Niedernstraße 12 begann er die Produktion auf mitgebrachten Nähmaschinen. Herr Biertümpel und Herr Bahnsen sowie Frau von der Wense waren seine Hauptgesellschafter. Damenmäntel, Kostüme und Herren-Oberbekleidung wurden hergestellt.

Da die Räume in der Niedernstraße zu klein wurden, errichtete Bull einen neuen Betrieb in der Eichendorff-Straße 1a und damit konnte auch die Herstellung von Uniformen für Post, Bahn und Bundeswehr aufgenommen werden. 1970 wurden über 150 Personen beschäftigt. Leider verstarben Herr Bahnsen und Herr Biertümpel zu früh, und da keine rechte Nachfolge vorhanden war, entschloß sich Herr Bull, 1972 aus Altersgründen seinen Betrieb zu schließen. Heute werden die Räume von der Firma Harbig genutzt.

1947 begann in der damaligen Schmiede von Wilhelm Buchholz in der Nicolaistraße der Magdeburger Hudemann mit der Herstellung von Brillengläsern. Nach 1948 konnte Herr Hudemann bessere Maschinen anschaffen und siedelte 1950 in die Räume an der unteren Niedernstraße – früher Firma Nebel – über.



Es wurden jetzt Brillengläser nach Rezepten angefertigt, und da sie von guter Qualität waren, wurden die „Optischen Werke“ im ganzen Bundesgebiet und auch über die Grenzen hinaus bekannt. 1955 verlegte Herr Hudemann die Werkstätten in den Neubau an der Schüttestraße. Aus finanziellen Gründen übernahm um 1960 eine holländische Brillenfabrik die Mehrheit am Kapital, sie verlegte den Betrieb nach Bückeburg. Herr Hudemann schied aus der Firma aus, er verstarb 1965. Somit ging ein weiterer Betrieb von Schöningen fort, der bis 30 Mitarbeiter beschäftigt hatte. Die Räumlichkeiten gingen ab 1. Januar 1961 in den Besitz der Firma Decofaltglas über. Daraus entstand 1965 die „E. O. Kagelmann GmbH Glasbauelemente“. Auch diese Firma existiert nicht mehr. Der Gebäudekomplex ist in das Wohngebiet einbezogen worden.

Auch andere Betriebe versuchten nach 1945 in Schöningen einen Anfang. So die Firma Sack- und Planenfabrik Förster in der Marienstraße, die Firma Modisch-Aktuell, die Firma Heinze-Röcke und andere mehr. Aber kaum einer spricht heute noch von ihnen bzw. kennt sie.

Heinz Niemann, gebürtiger Schöninger, gründete im Januar 1949 eine Lederhandschuhfabrik. Zuerst in der Nähe seines Elternhauses in der Heinrich-Jasper-Straße, ab 1956 im Neubau Negenbornttrift. Er beschäftigte langsam ansteigend bis zu 80 Personen im Betrieb und in der Heimarbeit. Hergestellt wurden Lederhandschuhe aller Art für den zivilen Bereich, aber auch für die Bundeswehr, Post, Zoll, Polizei usw. Seine Erzeugnisse gingen an Abnehmer im ganzen Bundesgebiet, sogar nach Holland und in die nordischen Länder. Leider mußte Frau Niemann im März 1983 den Betrieb schließen, nachdem ihr Mann verstorben war.

Ein erfreuliches Beispiel ist die Firma Rautenschlein. Sie hat nach 1945 eine Landmaschinenabteilung eingerichtet und die Fertigung von Parzellenmähdreschern für die Pflanzenzüchtung und Forschung aufgenommen und betreibt sie auch weiterhin. Durch den persönlichen Einsatz von Hans Rautenschlein hat das Unternehmen diese Mähdrescher in über 40 Länder der Erde liefern können; es seien nur Australien, Mexiko und auch der Ostblock genannt.

Im Juli 1969 wurde in der Fabrikstraße 3 unter dem Namen „Wennerscheid KG“ ein Betrieb gegründet, in dem noch heute über 20 Frauen Kleinst-Transformatoren für die Firma IBM und ähnliche Betriebe herstellen. Der heutige Besitzer – eine Erbengemeinschaft –, die Firma Bitdorf in Mellrichstadt unterhält in Berlin einen weiteren Betrieb.

Erfreulich ist aber auch die jüngste Ansiedlung an der Langen Trift. Hier hat Herr Rudolf Nehls einen Zweigbetrieb unter dem Namen „Mikro-Bak-Biotechnik GmbH“ eröffnet. Seit dem 1. 7. 1985 betreibt man die Erforschung, Entwicklung, die Herstellung und den Vertrieb von Mikroorganismen aller Art. Wir haben letzts über die Versuche in der Kläranlage Schöningen in der Zeitung gelesen. Das dort angewandte Verfahren, das in Amerika entwickelt wurde und unter Lizenz hier betrieben wird, soll zum besseren biologischen Abbau beitragen. Außerdem forscht man in der Gen-Technik.

In dem jetzt an Schöningen angegliederten Hoiersdorf gab es interessante Industriebetriebe. Die Zuckerfabrik habe ich schon erwähnt; sie wurde 1919 liquidiert, daraus wurde eine Sirupfabrik. Später gingen die Gebäude in den Besitz der Hoiersdorfer Maschinenfabrik

Fickarts & Co. über. In diesem Betrieb reparierte man Eisenbahn-Lokomotiven und baute Güterwaggons. 1925/26 sollen dort etwa 400 Personen beschäftigt worden sein.

Durch die Auswirkungen des Bankkraches 1929 mußte man 1930 schließen. Außerdem betrieb Hans Klepp auch einmal eine kleine chemische Fabrik.

1947 wurde in etlichen Räumen der alten Zuckerfabrik die Braunschweiger Konservenfabrik Sauerland & Strelow eingerichtet. Leider war man durch die Gründung der EG nicht mehr konkurrenzfähig, und der Betrieb mußte schließen.

Das gleiche Schicksal traf eine Dachpappenfabrik.

1908 wurde das Zementwerk Hoiersdorf gegründet. Bereits 1910 produzierte man 36 000 t Zement. Nach dem 1. Weltkrieg lag das Werk von 1920 – 1932 still. 1933 konnte nach erheblichen Überholungsarbeiten die Produktion wieder aufgenommen werden. Von 1939 – 1945 wurde nur notdürftig gearbeitet. Nach Verbesserung der Anlagen kamen bereits 1953 100 000 t zum Versand. Damals wurden 140 Betriebsangehörige beschäftigt. Durch den Rückgang von Zementlieferungen nach Berlin mußte die Belegschaft reduziert werden, und da das Werk am Rande der Zonengrenze lag, entstanden längere Transportwege für Lieferungen in den Westen, so daß das Werk nicht mehr konkurrenzfähig war. Am 31. 12. 1970 erfolgte die Stilllegung.

1961 entstand dann die Wattefabrik, die 1975 in Konkurs ging. Seitdem gibt es in Hoiersdorf keine Industrie mehr.

Ich komme nochmals auf den alten Traditionsbetrieb Schöningens, die Saline, zurück. Während des Krieges 1914/18 lief die Erzeugung unverändert weiter. Während der Inflation traten erhebliche Absatzschwierigkeiten auf, so daß das erzeugte Salz zwischengelagert werden mußte. Die Werksleitung entschloß sich 1922, aus dem Salzverband auszutreten, um den Absatz selbst zu organisieren. Dies gelang. Bereits 1927 erfolgte eine Produktionserhöhung. 1934 wurde ein neuer Salzbund gegründet. Diesmal erhielt die Saline Schöningen den größten Prozentsatz an Kontingent, so daß die erzeugte Jahresmenge bis 1938 auf ca. 63 500 t gesteigert werden konnte. Dies war natürlich nur möglich bei einer ständigen Verbesserung der maschinellen Einrichtungen. Im 2. Weltkrieg erlitt die Saline erhebliche Absatzeinbußen, denn das gesamte Auslandsgeschäft ging verloren. Bisher wurde das Salz in Salzwannen erzeugt. Um eine rationelle Erzeugung zu erhalten, mußte von 1950 – 1953 mit einem Kostenaufwand von 5 Millionen DM eine Vakuumanlage installiert werden, die weitere Investitionen nach sich zog. Die Saline Schöningen wurde durch diese Erneuerung zur größten und modernsten Saline Westdeutschlands mit einer Jahreskapazität von über 100 000 t. Mit der Bildung des Gemeinsamen Europäischen Marktes wurde der Salzabsatz über die Grenzen neu geregelt mit dem Ergebnis: Die landeseigene Niedersachsen GmbH beschloß, gemeinsam mit der Koninklijke Nederlandsche Zoutindustrie in Hengelo und der Preußischen Bergwerks- und Hütten-AG. Hannover sich an einer neuen Gesellschaft maßgeblich zu beteiligen mit dem Zweck, eine neue Vakuum-Saline in Stade zu errichten. 1962 wurde die Saline Schöningen in die Norddeutsche Salinen GmbH in Stade eingebracht. Damit war für die mehr als 1200 Jahre alte Saline, das Schöninger Traditionsunternehmen, der Untergang beschlossen. Für Schöningen ein nicht wieder gutzumachender Verlust. 200 Mitarbeiter waren damals bei der Saline beschäftigt. Obwohl 1964/65 noch eine eigene Energieversorgung

geschaffen wurde, kursierten die Gerüchte über eine Schließung weiter. Den Todesstoß versetzte die damalige Landesregierung der Saline mit dem Verkauf ihrer Anteile an der Niedersachsen GmbH. Trotz heftigster Proteste und Eingaben wurde am 21. 6. 1968 der Beschluß gefaßt, das älteste Industrieunternehmen unserer Stadt am 31. 8. 1970 zu schließen. Was dieser Beschluß für Schöningen als Grenzstadt für eine Bedeutung haben würde, haben sich die damals verantwortlichen Politiker in Hannover wohl nicht vorstellen können. Ja, und was ist nun aus dem damals modernsten Salinenbetrieb Westdeutschlands geworden? – Ein trostlos totes Gelände.

Aus einer blühenden Industriestadt um 1900, in der das Leben pulsierte, ist Schöningen im Laufe der Geschichte zu einer Grenzstadt geworden, in der man wohl leben kann, für diese Stadt wird es aber sehr schwer werden, die Zukunft zu meistern. Wie schwer es ist, in Schöningen neue Industriebetriebe anzusiedeln, wissen wir. – Alle bisherigen Bemühungen sind fehlgeschlagen.

Ob allein die Erhöhung des Freizeitwertes ausreicht, Schöningen zu erhalten und dem Bevölkerungsschwund Einhalt zu gebieten, bezweifle ich. Aber es nützt nichts, glorreicher Vergangenheit nachzutruern. Wir sind alle gefordert, Wirtschaft und Handel in unserer Stadt zu stärken. Nur wenn das gelingt, hat Schöningen die Chance, in der Zukunft weiter zu bestehen.

## *Krappanbau in Königslutter in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts*

Von Heinz Röhr

Im Zuge merkantilistischer Bestrebungen versuchte Herzog Karl I. mit allen Mitteln sein Land von teuren Einfuhren unabhängig zu machen. So förderte er zum Beispiel sehr die Seidengewinnung und den Tabakanbau. In Königslutter betrieb er besonders den Anbau von Krapp, einer Färberpflanze, aus deren Wurzeln man durch Trocknen und Präparieren roten Farbstoff gewinnen kann. Durch Krappkulturen sollte erreicht werden, von Krappeinfuhren aus den Niederlanden unabhängig zu werden.

Am Ende der 1760-er Jahre erfolgten die ersten Versuche in Königslutter. Der dort wohnende Kürschnermeister Christian Heinrich von Seidlitz (1746–1820)<sup>1</sup>, dessen Vater im Jahre 1752 das erste Haus vor dem Braunschweiger Tor errichtet hatte, erklärte sich im Jahre 1771 bereit, die Krappkultur im Großen zu betreiben, wenn ihm drei Bedingungen erfüllt würden: „1) daß die hinter seinem Hause belegenen 3 Stiftsgärten wie auch der eben dasselbst belegene, dem Bürger Wahnschaffe zugehörige Garten ihm und seinen Nachkommen zum Krappanbau ohnentgeltlich und auf beständig eingegeben würden 2) daß sobald er in diesem Garten eine hinlängliche Quantität Pflanzen gezogen, ihm sodann 10 Morgen zum Krappanbau tüchtiges Land ohne Entgelt eingegeben würden und zwar auf so lange, als er

oder seine Nachkommen deren  $\frac{1}{3}$  jährlich mit Krapp bebauen würden 3) daß 30 Jahre von jetzt an, so oft er jährlich über 20 Ct Färber Röthe gewinnen würde, ihm eine premie von 50 Tlr. gereicht werde.“<sup>2</sup> Die Regierung setzte zwei Gutachter, einen Blau- und einen Schönfärber ein, um die Proben, die von Seidlitz eingereicht hatte, zu überprüfen. Diese stellten fest, daß diese „ganz gut“ wären, aber noch besser sein könnten, wenn die Krappwurzeln noch etwas länger in der Erde geblieben wären und man sie in einer richtigen Darre getrocknet hätte. Trotz einiger Bedenken, die hauptsächlich die Höhe der Forderungen des geschäftstüchtigen Kürschnermeisters betrafen, bewilligte der Herzog das Projekt am 16. 12. 1771, und nun konnte der Krappanbau in Königslutter in größerem Umfang beginnen.

Von Seidlitz erwies sich anfangs als ein recht betriebsamer Krappanbauer. Sein Krapp wurde durchweg gelobt. So heißt es zum Beispiel 1777, daß er dem holländischen Krapp „auf alle Weise gleich käme“ und 1786, „daß er von ohntadelhafter Güte wäre und auswärts einen guten Ruf habe, so daß man ihn gut ins Brandenburgische und nach Hildesheim verkaufen könne.“ Zwar erreichte von Seidlitz nicht immer die verabredete Lieferung von 20 Ztr. Krapp pro Jahr, aber über 10 waren es immer. Herzog Karl I. (1735 – 1780) und sein Nachfolger Herzog Karl Wilhelm Ferdinand (1780 – 1806) unterstützten den Krappanbau des Kürschnermeisters weiterhin in großzügiger Weise. 1776 erhielt dieser das ehemalige herzogliche Torfhaus vor dem Braunschweiger Tor, das er mit staatlicher Unterstützung zu einem Krapp-Trockenhaus umbaute, 1783 pachtweise 66 Morgen Kammerland und 22 Morgen Heidteichs-Wiesen. Im Laufe der Jahre stellten sich aber mancherlei Unregelmäßigkeiten in seinen geschäftlichen Unternehmungen ein. Er mußte wiederholt Mißernten hinnehmen, die wachsende Konkurrenz machte sich bemerkbar, seine Schulden wuchsen und überstiegen schließlich den Wert seiner Grundstücke. So wurde er im Jahre 1806 gezwungen, Konkurs anzumelden und seinen Betrieb einzustellen<sup>3</sup>.

Inzwischen war es den diensteifrigen Amtsräten Cramer (1739 – 1779) und Ribbentrop (1779 – 1807) gelungen, auch andere Bürger der Stadt Königslutter für Krappanpflanzungen zu interessieren. Nachdem man in den ersten Jahren den Krapp in den Backöfen der Stadt getrocknet hatte, richtete der Kantor Siburg in seinem im Jahre 1770 erbauten und noch jetzt stehenden Haus Am Kirchhof 1 eine kleine Darre ein. Innerhalb der Bürgerschaft bildete sich eine Krapp-Interessentschaft, und diese nahm im Jahre 1783 den Bau eines großen Krapp-Trockenhauses auf dem Niedernhof in Angriff.

Herzog Karl Wilhelm Ferdinand sagte dem Stadtmagistrat von Königslutter in seinem Schreiben vom 29. 8. 1783 dafür folgende Unterstützung zu: „Der Krapp Bau weiset den Einwohnern zu Königslutter einen so wichtigen und ergiebigen Nahrungs Zweig an, daß Wir dahero solchen auf alle nur thunliche Art ermuntert und befördert haben wollen. Wir haben deshalb gerne gesehen, daß einige von der dortigen Bürgerschaft sich unter sich vereinigt haben, ein Capital zur Erbauung eines Krapp Trocken Hauses und einer Darre vorzuschließen, auch ihnen, um ihr nützliches Vorhaben zu unterstützen, den Forstzins des zu diesem Bau erforderlich gewesen Bauholzes gänzlich erlassen. Um aber diese ihre Verbindung auf die Zukunft dauerhaft zu machen und überhaupt den Krapp Bau so viel ohne Hintansetzung und daraus zu besorgenden Nachtheil des Korn Baues geschehen mag, mehr zu befördern, haben Wir nöthig gefunden, jene Krapp Bau Interessentschaft unter Unseren specialen Schutz zu nehmen, auch ihr eine besondere, von Uns selbst angeordnete Direction vorzuset-

zen, welche Wir dermalen dem Justitz Amtmann Ribbentrop übertragen haben<sup>4</sup>“. In der Instruktion für den Amtmann legte die herzogliche Regierung folgendes fest: Der Krappanbau ist zwar stark zu fördern, darf aber nicht zu einer Behinderung des Kornbau führen. Um mehr Dünger zu gewinnen, sind die Einführung der Stallfütterung sowie der Anbau von Klee und anderer Futterkräuter empfehlenswert. Der Verkauf von Pflanzen, die zur Krappgewinnung dienen, ins Ausland ist streng verboten, der Absatz ins Inland ist genau zu überwachen. Am notwendigsten erscheint im Interesse eines guten Rufes eine Kontrolle der Qualität des Krapps, die genauso sorgfältig wie in Holland vorgenommen werden muß. Jedes Jahr ist ein ausführlicher Bericht über den Krappanbau im Amt Königsutter zu erstatten.

Aus diesen Berichten geht hervor, daß der Krappanbau in Königsutter sich gegen Ende des Jahrhunderts von Jahr zu Jahr steigerte. Pflanzen zum Präparieren wurden nicht nur von den Bürgern der Stadt, sondern auch von dem Oberhauptmann von Schwarzkoppen in Rottorf, dem Drost von Egidy in Bornum, dem Oberforstmeister von Bülow in Beienrode, Bauern aus Lauingen, Sunstedt und Süplingen, Amtmann Degener in Gr. Veltheim, Justizrat Kerl in Schöningen, Förster Brandes in Runstedt, der Gemeinde Vorsfelde und vielen anderen geliefert. 1784 überschritt die Menge des präparierten Krapps erstmalig 100 Ztr., 1790 Ztr. und erreichte 1794 mit fast 1 100 Ztr. ihren Höhepunkt. Dann ließ sie allerdings nach. In den Jahren 1800 bis 1806 wurden durchschnittlich nur noch 50 bis 100 Ztr. Krapp bearbeitet<sup>5</sup>, danach noch weniger, weil die Kriege Napoleons für den Anbau ungünstig waren. Die erzielten Gewinne waren unterschiedlich, da die Preise für den Krapp stark schwankten. Im allgemeinen lagen sie zwischen 10 bis 20 Tlr. für einen Zentner. In den besten Zeiten erreichten sie insgesamt jährlich 18 000 Tlr. Damit war Königsutter für die Krappgewinnung im Herzogtum Braunschweig der bei weitem wichtigste Ort, denn die übrigen Krappfabriken, die meistens im Weserbergland lagen, brachten zusammen nur Erlöse von 10 000 Tlr.<sup>6</sup> Fritz Reuter, der 1822 als 12-jähriger Junge auf einer Reise Königsutter besuchte, betont: „Wer die Krapplogie cum succu et sanguine studieren will, der begeben sich nach der Herzoglich braunschweigischen Stadt Königsutter. Vivat rubia tinctorum!“ 1826 stellte Venturini dagegen fest, daß der Krappanbau in Königsutter nicht mehr viel bedeute. Endgültig verschwand er überall mit der Erfindung des Alizarins.

#### *Quellennachweis*

<sup>1</sup>) H.-Br. Krieger: Die Familie von Seidlitz in Königsutter am Elm. In: Zeitschrift für Genealogie 4/1966. – <sup>2</sup>) Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel 2 Alt 14038; – <sup>3</sup>) Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel 2 Alt 14040; – <sup>4</sup>) Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel 2 Alt 14043. – <sup>5</sup>) Stadtarchiv Königsutter: R VII, 11. – <sup>6</sup>) G. Hassel und K. Bege: Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg. Braunschweig, 1802–03.

# *Ein Gandersheimer als Rektor der Universität Erfurt*

Von Kurt Kronenberg

Am 18. Oktober 1576 wurde der aus Gandersheim gebürtige Magister Siegfried Wend, Professor in der Theologischen Fakultät, zum Rektor der Universität Erfurt gewählt und in sein Amt eingeführt<sup>1)</sup>. Damit trat er an die Spitze einer alten und berühmten Hochschule, die 1392 als fünfte deutsche Universität gegründet, im Spätmittelalter der Mittelpunkt des Humanismus gewesen war. Hier hatte Martin Luther 1501 mit dem Studium begonnen, hierher waren viele Studenten aus dem Land Braunschweig und der Stadt Gandersheim gezogen, da Nord- und Mitteldeutschland lange keine andere Universität besaßen.

Der Amtsantritt eines neuen Rektors war in alten Zeiten ein öffentlicher und mit Würde begangener Akt, vor zahlreicher Versammlung unter viel Pomp durchgeführt. Dem festlichen Zuge der Professoren in ihren farbigen Talaren, verschieden nach den vier Fakultäten, schritten die Pedellen voraus mit den Insignien der Universität. Im Auditorium Maximum waren alle Studenten versammelt und hörten die Rede des scheidenden Rektors, der seinen Nachfolger mit dem Ornat bekleidete, ihm die Amtskette anlegte, Zepter und Siegel übergab. Der Gewählte erläuterte das Programm, nach dem er die Universität leiten wollte. Ein Festessen beschloß den Akt, ein Umzug zu Pferd durch die Stadt und ein Fackelzug der Studenten den Tag.

Das alles ist verklungen und einer phantasielosen Übergabe gewichen. Einen kleinen Eindruck davon, wie wichtig man die Rektoratsübergabe damals nahm, ersehen wir aus der Matrikel der Universität Erfurt, die noch vorhanden ist und im Stadtarchiv zu Erfurt aufbewahrt wird. Man begnügte sich nämlich nicht, die neuen Studenten dieses Semesters einzutragen, sondern ließ zum Beginn ein ganzseitiges buntes Bild malen, 1576 zum Rektorat des Gandersheimer Siegfrieds Wend war es die Taufe Jesu. Die Darstellung ist von einem überreich und verschörkelten Rahmen umgeben, dessen Stil die Zeit der Renaissance verrät. Der Heiland kniet im Jordanfluß, nur mit einem Lendenschurz bekleidet, Johannes der Täufer gießt ihm Wasser über den Kopf. In Gestalt der Taube mit Heiligenschein kommt der Heilige Geist über den Heiland, von Gott Vater ausgesandt, der darüber schwebt, im Himmel, umgeben von Engeln, und auf Christus hinweist. Drei Gestalten umgeben die Szene, rechts hält ein Jüngling die Kleider des Getauften, links ein Fürst, am Hermelinmantel kenntlich, daneben ein Mönch mit Kapuze. Der Jordan mündet in einen See, hinter dem eine Stadt und hohe Berge sichtbar sind. Der Bildrahmen ist reich mit Früchten und Blumen verziert; auf dem oberen Gebälk stehen zwei Engel, die Weihrauchfässer schwenken. Auf der Inschrifttafel liegen zwei üppige Frauen von denen die linke einen Kelch, die rechte einen Vogel hält. Unter der Taufszene ist das Wappen des neuen Rektors angebracht: In silbernem Schild ragt ein grüner Zweig auf, dem drei rote Blüten entspringen, er ist umgeben von den Anfangsbuchstaben des Namens S W G = Siegfried Wend Gandersheimensis. I B für den Maler lesen wir unter der Schrifttafel.

Siegfried Wend war in Gandersheim als Sohn des Bürgers Lorenz Wend und seiner Ehefrau Margarete Hopff geboren worden<sup>2)</sup>. Die Familie Wend läßt sich in der Stadt Gandersheim bereits im 15. Jahrhundert nachweisen. Cort Wend wird 1496 und Hermann Wend 1497





Titelseite der Matrikel der Universität Erfurt für das Jahr 1576, in dem Magister Siegfried Wend aus Gandersheim das Rektorat dieser Universität übernahm

Archivfoto

genannt. Beider Namen sind in den frühesterhaltenen Schoßregistern 1512–1519 verzeichnet, dazu ein Engelke Wend. Der Vater Lorenz erscheint in den aus den Jahren 1531–1540 erhaltenen Schoßregistern, dazu Engelke und Jürgen. Lorenz bewohnte das Haus Neustadt Ass. Nr. 207, heute Nebengebäude der Bäckerei Kolle<sup>3)</sup>).

Für den jungen Siegfried Wend war entscheidend, daß der Bruder seiner Mutter Professor an der Universität Erfurt und Propst des Domstiftes war<sup>4)</sup>; ja im Jahr 1547 das Amt des Rektors bekleidete. Dr. Henning Hopff war eine einflußreiche Persönlichkeit in Erfurt, was dem Neffen zugute kam. Am 2. Mai 1547 wurde in die Matrikel eingetragen: „Sigifrid Wenth de Gandershem, Nepos rectoris“ und dazu wurde vermerkt: „Gratis adscriptus“ (= umsonst eingeschrieben). Nur den Pedellen mußte er einen „Schneeberger“ geben.

Als Siegfried Wend die Universität Erfurt bezog, herrschte Krieg im Land. Kaiser Karl V. hatte im Juni 1546 den Kampf gegen die evangelischen Fürsten begonnen, war im Frühjahr 1547 durch Thüringen gezogen und hatte am 14. April bei Mühlberg an der Elbe den Kurfürsten von Sachsen entscheidend geschlagen. Auch die evangelisch gesinnte Stadt Erfurt hatte sich unterwerfen und Strafe zahlen müssen. Es wäre sicher für Siegfried Wend schwierig gewesen, nach Erfurt zu wandern, wenn er nicht, wie ich vermuten möchte, sich bereits bei dem Oheim aufhielt und hier das Gymnasium besuchte.

Die Universität Erfurt litt unter den Zeitereignissen, wie sie schon Jahrzehnte zuvor durch die Reformation und den Bauernkrieg geschädigt worden war. Die Zahl der Studenten war drastisch gesunken und sank weiter. Aus Gandersheim kamen noch verhältnismäßig viel, denn hier regierte der katholisch gesinnte Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig. 1548 waren es vier, 1549 zwei, 1550 zwei und 1556 vier, die sich einschreiben ließen, darunter Siegfrieds Bruder Georg Wend. Der Oheim Dr. Henning Hopff gehörte zu den Persönlichkeiten, welche die Rekatholisierung der Universität betrieben. Er war nicht nur Professor der Universität sondern auch Kanoniker und Propst des einflußreichen Stiftes Beatae Mariae Virginis, des Domstiftes. Von seinem Neffen Georg, der später Kanoniker in Heiligenstadt war, wird berichtet, er sei „ein arger pontificius und missifex“ gewesen<sup>5)</sup>. Der Oheim verschaffte seinem vielversprechenden Neffen Siegfried ein Kanonikat an dem von ihm beherrschten Domstift.

Siegfried Wend hat seinen Oheim nicht enttäuscht. Bei seiner Wahl am 18. Oktober 1576 wird er „Bonorum artium Magister, Ecclesiae Beatae Mariae Virginis Canonicus et eiusdem Praepositurae officialis“ genannt. Er führte also im Stift die Geschäfte des Propstes. Später erhielt er den Titel Vizepropst. Das Rektorat dauerte von Michaelis 1576 bis Michaelis 1577, wurde dann noch einmal verlängert. Zehn Jahre später wirkte er als Dekan der Theologischen Fakultät bei der Einführung des Rektors mit, ebenso in den Jahren 1589, 1592, 1594 und 1596. Das ist zugleich seine letzte Erwähnung, fünfzig Jahre, nachdem er als Student eingeschrieben worden war; er mag also 70 Jahre alte geworden sein.

Wie sein Oheim Dr. Hopff ihn und seinen Bruder Georg aus Gandersheim zum Studium in Erfurt bewogen und die Wege geebnet hatte, so zog auch Siegfried Wend einige Neffen nach sich. Bei seinem Antritt des Rektorats am 18. Oktober 1576 ist in der Matrikel verzeichnet: „Asscriptus gratis Johannes Wendt, Erfordensis“. Der stammte aus Gandersheim und wird wohl deshalb als Erfurter bezeichnet, weil er vorher das Gymnasium in Erfurt besucht

hatte. Dafür spricht, daß im Wintersemester des folgenden Jahres ein Eintrag besagt: „Johannes Wenth Gandersheimensis, patruelis rectoris“. 1576 wird außer ihm immatrikuliert: „Laurentius Wendt, patruelis rectoris“, schließlich noch Michaelis 1586, als Siegfried Wend nicht Rektor war: „Henricus Wend Gandersheimensis“. Es sind also Söhne eines oder mehrerer seiner Brüder in Gandersheim. In Frage kommen: Hans Wend, 1583 als Besitzer des Hauses Neustadt Ass. Nr. 207 genannt, das einst dem Vater Lorenz Wend gehört hatte. Ferner Conrad (Cort), der 1586–1597 das Haus Hagen Ass. Nr. 220 besaß, Albrecht, von 1579 bis 1593 als Besitzer des Hauses Moritzstraße Ass. Nr. 16 verzeichnet, und schließlich Hermann, 1582 erwähnt, als er das Haus Hagen Ass. Nr. 215 verkaufte.

Das Geschlecht der Wend in Gandersheim blühte noch lange. Im 17. Jahrhundert waren mehrere von ihnen Ratsherrn und im 18. Jahrhundert einer Bürgermeister (Gerd Wend † 1740). Dessen Bruder war Küchenschreiber der Äbtissin, dessen Söhne und Enkel höhere Staatsbeamte in verschiedenen Hauptstädten. Ein Universitätsrektor war aber nicht mehr dabei.

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Weißenborn, H.: Die Akten der Universität Erfurt. 2. Band. 1884, S. 436. Auch die folgenden Nachrichten über Wend und seine Neffen sind in diesem Werk entnommen und im Verzeichnis zu finden. – <sup>2)</sup> Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 17 N 1083, 1084 und 1089 (Stipendium des Dr. Hopff). – <sup>3)</sup> Wie vor: 41 Urk 89 und 89 b, 17 N 336 und 337, ferner Kronenberg, K.: Häuserchronik der Stadt Bad Gandersheim. 1983, S. 304 und Verzeichnis. – <sup>4)</sup> Krxonenberg, K.: Das Leben des Erfurter Universitätsrektors Dr. Henning Hopff aus Gandersheim. In: Gandersheimer Chronikblätter. Jg. 1985 Nr. 8 und 9. – <sup>5)</sup> Goetting, H.: Das Kanonissenstift Gandersheim. (Germania Sacra, VII) 1973, S. 506.

## *Spaten und Schaufel in Ostfalen*

Von Werner Flechsig

Bei den Vorarbeiten für das zu erstellende Ostfälische Wörterbuch richtete ich mein besonderes Augenmerk auf die mundartlichen Bezeichnungen für alte Arbeitsgeräte und Arbeitsvorgänge, weil ich vermutete, daß auf diesem Sachgebiet des mundartlichen Wortschatzes am ehesten landschaftliche Eigenheiten und Unterschiede zu anderen Sprachlandschaften in Erscheinung treten würden. Demgemäß erkundigte ich mich in den von 1951 bis 1966 versandten Mundartfragebögen des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum nach den Namen vieler bäuerlichen und handwerklichen Geräte, von denen ich die Bezeichnungen für alte Erntegeräte schon 1958 in dieser Zeitschrift veröffentlicht habe. Jetzt sollen die Erhebungen über den Spaten und die Schaufel an die Reihe kommen, die wieder mancherlei überraschende Erkenntnisse über Gemeinsamkeiten der ostfälischen Sprachlandschaft und über Unterschiede einzelner Landesteile vermitteln. Die hier gemachten Angaben über die Kreiszugehörigkeit der aufgeführten Belegorte für die einen oder anderen Gerätenamen beziehen sich auf die Verhältnisse vor der niedersächsischen Gebietsreform in den 70er Jahren. Zu den historischen Belegen für die Gerätenamen aus

früheren Jahrhunderten sei noch vorweg bemerkt, daß ich dabei keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebe, weil ich die einschlägigen Archivalien nicht planmäßig auf Gerätenamen durchsucht, sondern nur das für das Zettelarchiv des Ostfälischen Wörterbuches ausgezogen habe, worauf ich zufällig bei der Durchsicht von Nachlaßinventaren, Rechnungen und anderen Quellen stieß.

## 1. Der Spaten

Das Gerät zur Herstellung von Löchern im Erdboden durch Ausheben von Erdreich oder zum Umgraben von Gartenerde vor deren Besamung, das hochdeutsch Spaten genannt wird, bestand in alter Zeit ganz aus Holz, bis man die Erfahrung machte, daß die Abnutzung des zum Einstechen in die Erde dienenden hölzernen Blattes verzögert wurde, wenn es wenigstens an der Schneide durch Eisenbeschlag verstärkt und so widerstandsfähiger gemacht wurde. Von solchen altertümlichen Vorstufen der heute gebräuchlichen Spatenart mit ganz stählernem Blatt und darüber angesetzter Tülle, die bis weit ins 19. Jahrhundert und zum Teil sogar noch später Verwendung fanden, konnte ich in den 50er und 60er Jahren noch einige wohlerhaltene Beispiele verschiedener Entwicklungsstufen für das Braunschweigische Landesmuseum erwerben, nämlich einen Spaten, bei dem nur die gerundete Schneide des Blattes mit einem Eisenstreifen beschlagen ist, einen, bei dem der Eisenbeschlag etwa zwei Drittel des hölzernen Blattes auf beiden Seiten umfaßt, und einen, dessen hölzernen Blatt völlig bis zur oberen Kante mit Eisen ummantelt ist.

Durch die Mundartfragebögen konnte festgestellt werden, daß als mundartliche Bezeichnung des gewöhnlichen Spatens *Spå(e)n* in Ostfalen am weitesten verbreitet ist. Ich bekam dafür 1954 bzw. 1964 267 Ortsbelege aus dem ostfälischen Teil des zur DDR gehörenden Bezirks Magdeburg (13) und aus den niedersächsischen Kreisen Helmstedt (10), Gifhorn (15), darüber hinaus nach F. Tita überall in den westlichen Teilen der Altkreise Gifhorn und Isernhagen<sup>1</sup>, Braunschweig (11), Wolfenbüttel (14), Goslar (23), Stadt Salzgitter (15), Peine (26), Hildesheim (34), Gandersheim (27), Zellerfeld (3), Osterode (8), Einbeck (5), Holzminden (6), Alfeld (2), Springe (1), Hannover (1), Nienburg (2), Fallingb. (1), Neustadt (10), Burgdorf (12) und Celle (26). Keine Belege kamen aus den Kreisen Hameln, Grafschaft Schaumburg und Schaumburg-Lippe. Die Form *Spå'en* geht zurück auf mittelniederdeutsch *spade* und diese auf altniederdeutsch *spado* und entstand, nicht vor dem 19. Jahrhundert nachweisbar, durch lautgesetzlichen Schwund des intervokalischen -d-, der in Ostfalen folgerichtiger eintrat als im Nordniedersächsischen. Alle Belege aus früheren Jahrhunderten weisen noch das intervokalische -d- auf. So heißt es in einem handschriftlichen Arzneibuch von 1789 aus Wendeburg, Kr. Braunschweig, „*man rühret es mit einem hölzern Spaden beständig um*“<sup>2</sup>, in einem Braunschweiger Versteigerungskatalog von 1770 „*ein alter Spaden*“<sup>3</sup>, in der gedruckten fürstlich braunschweigischen Taxordnung von 1622 „*ein Spade*“<sup>4</sup>, im Inventar des Schlosses Fallersleben, Kr. Gifhorn von 1576 „*ein spade*“<sup>5</sup>, im Nachlaßinventar des Braunschweiger Bürgers Lüdeke Brutters (?) von 1531 „*III spaden*“<sup>6</sup>, im Testamentbuch der Braunschweiger Altstadt von 1504 „*3 verndel landes, welke Hans Hod under dem spaden heft*“<sup>6</sup>, in den Braunschweiger Allgemeinen Kämmereirechnungen von 1432 „*vor 2 spadholt in de spaden up de smede*“<sup>7</sup>, in den Allgemeinen Kämmereirechnungen von 1391 „*dit*“ (d. h. „*spaden*“ u. a. m.)

„kam to dem nygen slote to Vechelde“<sup>8</sup> und in den Bestimmungen der Goslarer Schmiedegilde um 1320 „spaden“ unter anderen Schmiedewaren<sup>9</sup>. Im Lüneburgischen wurde nach Kück *Spörn* aus *Spade(n)*<sup>10</sup>.

Eine Lautvariante *Spägen* statt *Spä'en* erbrachten die Mundartfragen aus den Kreisen Haldensleben (Ostingersleben, Sommerschenburg), Helmstedt (25 Orte, fast nur im Nordteil), Gifhorn (nach F. Tita nur im Südosten des Altkr. G.<sup>11</sup>), Braunschweig (13, fast nur östlich der Oker), Wolfenbüttel (nur Schöppenstedt), Stadt Salzgitter (nur Groß Mahner), Hildesheim (nur Hary), Gandersheim (Hachenhusen, Volkersheim), Zellerfeld (nur Buntentrock), Alfeld (nur Schlem), Burgdorf (Ilten, Katensen) und Celle (nur Wathlingen). In Kücks Lüneburger Wörterbuch fehlt diese Lautvariante. Sie entstand dadurch, daß das intervokalische -d- bei seinem Schwund durch g oder j ersetzt wurde. Das war ein eigenartiger Lautwandel, der in Teilen Ostfalens auch bei einigen anderen einschlägigen Wörtern zu beobachten ist, so bei *Hē/Hēje* statt *Hē'e* für ‚Hede, Flachsabfall‘, *Māge/Māje* statt *Mā'e* für ‚Made‘, und bei *Snege/Sneje* statt *Sne'e* für ‚Grenze‘. Ältere Beispiele für den Lautwandel des intervokalischen d zu g bzw. j auch bei anderen Wörtern bieten plattdeutsche Gelegenheitsgedichte des 17./18. Jahrhunderts aus Ostfalen zahlreich. Belege für *Spagen/Spajen* aus der Zeit vor dem 19. Jahrhundert konnte ich allerdings bisher nicht entdecken.

Auch einen ganz anders gearteten Namen für den Spaten, der im nördlichen Ostfalen vorkommt, sucht man in älteren Mundartproben und in Kücks Wörterbuch vergebens, nämlich *Gräwer*, d. h. das Gerät zum Graben. Nach den Untersuchungen von F. Tita herrscht *Gräwer* im ganzen Ostteil des Altkr. Isenhagen, wo er südwärts bis Ehra, Tülow, Zicherie, Croya, Barwedel und Brome reicht. Darüber hinaus erbrachten meine Umfragen Belege aus den Kreisen Helmstedt (Brechtorf, Parsau, Zobbenitz), Burgdorf (10) und Neustadt (12), nicht aber aus dem Kr. Celle.

Der im westlichen Ostfalen vorherrschende, aber auch östlich der Oker neben *Spä'en* verbreitete Spatenname ist *Schüte* (*Schoute*, *Schiute*). Es handelt sich dabei nach dem Manuskript des ungedruckt gebliebenen Ostfälischen Wörterbuchs von Th. Reiche aus Adersheim, Kr. Wolfenbüttel, im Stadtarchiv Braunschweig nicht um den gewöhnlichen Spaten mit geradem Stiel und gerundeter Blattschneide sondern um eine Form mit leicht gekrümmten Stiel und schaufelartigem Blatt. Diesen Namen fand ich in den Kreisen Einbeck (fast überall), Holzminden (fast überall), Hameln (überall), Grafschaft Schaumburg (Helsinghausen), Neustadt (8 Orte), Burgdorf (26), Hannover (42), Springe (27), Alfeld (fast überall), Gandersheim (fast überall), Northeim (Hohnstedt, Imbshausen, Schnedinghausen), Osterode (fast überall), Zellerfeld (Lonau), Goslar (25), Stadt Salzgitter (21), Peine (31), Celle (Bröckel, Ummern), Gifhorn (Müden, Warmse, Wilsche/Gr. Schwülper), Braunschweig (21, davon 9 in östlich der Oker), Wolfenbüttel (56, davon 31 östlich der Oker), Helmstedt (12, davon 7 im östlich der Oker), Dardesheim, Hessen). In Kücks Lüneburger Wörterbuch fehlt *Schüt(e)* in der Bedeutung ‚Spaten‘, ist aber nach Woeste-Nörrenbergs Wörterbuch in Westfalen als ‚Schaufel‘ bekannt. Bezeugt ist das Wort schon in mittelniederdeutscher Zeit. Die mir bisher bekannten frühesten Belege für das Wort aus Ostfalen enthielten ein in Privatbesitz befindliches Nachlaßinventar des Bauern J. H. Rühle in Kl. Mahner, Kr. Goslar, von 1795, wo neben „*I Spaden*“ im Werte von 16 Groschen „*I Schüte*“ im Werte von 14 Groschen aufgeführt sind, und das Erbregister der Harzburg von 1699, wo „*Schutenmachers Län-*

derer“ in Harlingerode, Kr. Wolfenbüttel, erwähnt wird<sup>12</sup>. Dazu gehört wahrscheinlich der Personennamen „Anna Marg. Schuten aus Gandersheim“ im Goslarer Bürgerbuch von 1740<sup>13</sup>. Mittelalterliche Belege für das Wort *schute* aus Ostfalen sind mir, vielleicht nur zufällig, bisher nicht bekannt geworden.

## 2. Die Schaufel

Das Gerät zum Schieben, Aufheben, Forttragen oder Fortwerfen von lockeren Erdrich, Steinen, Körnerfrüchten, Kohlen oder dergleichen, das aus einem langen, leicht gekrümmten Holzstiel und einem flachen, an den Seitenrändern leicht aufgebogenen Blatt aus Eisen oder Holz mit gerader Arbeitskante besteht, wird in Ostfalen meist *Schüffel(e)* genannt. Ich fand diesen Namen bei meiner Umfrage 1953 in allen untersuchten Orten der Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel, Goslar, Stadt Salzgitter, Peine, Hildesheim, Gandersheim, Zellerfeld, Osterode und Alfeld, ferner im ostfälischen Teil des zur DDR gehörenden Bezirks Magdeburg (12 Ortsbelege), in den meisten Orten der Kreise Helmstedt und Gifhorn, in 13 Orten des Kr. Einbeck, in 3 Orten des Kr. Holzminden (Boffzen, Harderode, Heinade), in Coppenbrügge, Kr. Hameln, Kirchwehren, Kr. Hannover, Hagen, Kr. Neustadt, 4 Orten des Kr. Burgdorf (Ilten, Immensen, Isernhagen, Ölerse) und 4 Orten des Kr. Celle (Bargfeld, Ummern, Wathlingen, Wieckenberg). Als zweites Glied zusammengesetzter Wörter erscheint der Name in Ostfalen auch bei *Körnschüffel* bzw. *Koornschüffel* für ein ganz aus Holz bestehendes Gerät zum Umschaufeln der Getreidekörner auf dem Kornboden und als *Worpschüffel(e)* ‚Wurfschaufel‘, mit der man vor Erfindung der Windfegemaschine die ausgedroschenen Körner auf der Dreschdäle in die Höhe warf, um sie vom *Käf*, der abfallenden Spreu, säuberlich zu trennen. Die Verbreitung dieser beiden Ausdrücke habe ich nicht untersucht. Das Inventar des Ritterguts Astfeld im Kr. Gandersheim enthielt 1657 „*Korn- und Wurfschaufel*“<sup>14</sup>. Im Nachlaßinventar des Braunschweiger Krämers Bartholomäus Ebeling von 1655 werden unter den Waren des Ladens „31 *Worffschüffeln*“ aufgeführt<sup>15</sup>. Den frühesten mir bekannten ostfälischen Beleg für „*korneschuffel*“ bieten die Braunschweiger allgemeinen Kämmererechnungen von 1432<sup>16</sup>. Da, wo in Inventaren oder anderen Archivalien früherer Jahrhunderte nur von „*Schüffeln*“ die Rede ist, bleibt es zweifelhaft, ob es sich um Korn- bzw. Wurfschaufeln handelte oder um Schaufeln mit eisernem Blatt für Erdarbeiten und dergleichen, soweit nicht das Eigenschaftswort „*isern*“, d. h. eisern, vorangesetzt ist. Dies ist der Fall im Nachlaßinventar des Braunschweiger Krämers Barth. Ebeling von 1655 („13 *Stücke Eisern Schauffeln*“) <sup>17</sup>, im Nachlaßinventar des Braunschweiger Bürgers Hans Flake von 1647 („1 *Eyserne Schauffel*“) <sup>18</sup>, in den Baurechnungen der Braunschweiger Altstadt 1545 („*iserne schuffeln*“) <sup>19</sup> und im Inventar der Harzburg, Kr. Wolfenbüttel, von 1507 („1 *Isern schuffel*“) <sup>20</sup>.

Eiserne Schaufelblätter hatten sicherlich ebenfalls, wenn auch nicht ausdrücklich vermerkt, eine „*ladeschuffel*“ in den Kämmererechnungen der Stadt Braunschweig von 1521 und eine ebendort 1437 erwähnte „*kolschuffel*“ = Kohlschaufel<sup>21</sup>. Die ältesten Zeugnisse für Schaufeln in Ostfalen, die mir bisher bekannt wurden, sind „*schuffele*“ ohne Zusatz in den Allgemeinen Kämmererechnungen der Stadt Braunschweig von 1420<sup>22</sup> und die Mehrzahlform „*scuflen*“ in den um 1320 erlassenen Bestimmungen der Goslarer Schmiedegilde, die allerlei Schmiedeerzeugnisse nennen<sup>23</sup>. Bemerkt sei zum besseren Verständnis noch, daß



alle von mir hier aufgeführten alten Belege für *schuffel(e)* als *Schüffel(e)* zu lesen sind, da der Umlaut des u bis ins 17. Jahrhundert hinein noch nicht durch übergesetzte ü-Häkchen gekennzeichnet wurde.

Statt *Schüffel(e)* erscheint in einigen Orten am West- und Nordrande sowie im Osten der ostfälischen Sprachlandschaft *Schüppe* oder entrundet *Schippe* f. als mundartliche Bezeichnung der Schaufel, und zwar in den Kreisen Einbeck (Amelsen, Avendshausen, Dassel, Hilwartshausen, Hullersen, Hunnesrück, Krimmensen, Lüthorst, Markoldendorf, Portenhagen und Sievershausen), Holzminden (Bisperode, Dielmissen, Dohnsen, Eimen, Golmbach, Halle, Lenne, Reileifzen, Vorwohle und Warbsen), Gifhorn (Boitzenhagen, Brome und Wittingen), Helmstedt (Ahnebeck, Bergfeld, Offleben, Parsau, Saalsdorf, Schöningen und Zobbenitz), Haldensleben (Ostingersleben: *Schüppe* alt, *Schüffel* jung), Wanzleben (Drakenstedt, Dreileben, Eilsleben, Klein Wanzleben), Oschersleben (Wackersleben) und Staßfurt (Unseburg). Die Belege im westlichen Ostfalen leiten über nach Westfalen, wo *Schüppe* von Woeste-Nörrenberg im Westfälischen Wörterbuch allerdings als ‚Spaten‘ erklärt wird, während Bauer in seinem Waldeckischen Wörterbuch für dieses Wort wie in Ostfalen ‚Schaufel‘ angibt. Die nordostfälischen Belege scheinen Anschluß nach Norden zu haben, wo *Schüpp*’ und *Schipp*’ nach Kücks Lüneburger Wörterbuch im Osten seines Untersuchungsgebietes verbreitet sind, aber gleichwohl seltener vorkommen, während Danneil in seinem Altmärkischen Wörterbuch *Schüpp*’ aufführt, ohne eine räumliche Eingrenzung zu geben. In das östliche Ostfalen scheint *Schüppe*/*Schippe* aus dem Brandenburgischen, wo die Verbreitung des Wortes von H. Teuchert untersucht wurde<sup>24</sup>, westwärts über die Mittelelbe gelangt zu sein, wie nach K. Bischoffs Untersuchungen auch andere brandenburgische Spracheinflüsse auf das östliche Ostfalen eingewirkt haben<sup>25</sup>. Teuchert sucht den Ursprung des Gerätenamens *Schüppe* im niederländisch-niederfränkischen Raum, von wo aus er einerseits mit den Franken schon früh nach Südwestdeutschland über das Mittelrheingebiet, Nassau und Oberhessen in die fränkisch besiedelten nördlichen Teile Badens, Württembergs, Bayerns und des Elsaß gelangte und andererseits von niederländischen und niederfränkischen Kolonisten im 12. Jahrhundert in die Bremer Gegend, nach Mittelholstein, in die Halle-Leipziger Bucht und die Mark Brandenburg mitgebracht wurde<sup>26</sup>. Ob die Verbreitung des Wortes *Schüppe(e)* im östlichen Lüneburgischen und nördlichen Ostfalen ebenfalls unmittelbar auf die Ansiedlung niederländischer Kolonisten im Mittelalter zurückgeht oder auf sekundäre Spracheinflüsse aus der nachweislich stark niederländisch befruchteten Altmark, mag dahin gestellt bleiben. Merkwürdigerweise fehlt *Schüppe*/*Schippe* im Raum zwischen Braunschweig und der mittleren Aller und insbesondere im „Papenteich“ des Kr. Gifhorn, wo niederländische Spracheinflüsse ebenfalls, wenn auch in geringerem Maße, wirksam gewesen zu sein scheinen.

#### Anmerkungen

<sup>1</sup>) Fritz Tita, Wortkarte ‚Spaten‘ im Sprachatlas des Kreises Gifhorn, unveröffentlichtes Manuskript im Braunschweigischen Landesmuseum. – <sup>2</sup>) Unveröffentlichte Handschrift in Wendenburger Privatbesitz. – <sup>3</sup>) Stadtarchiv Braunschweig, Signatur G IV 2, C VI (Druckbelege der Waisenhaus-Buchdruckerei. – <sup>4</sup>) Zeitschr. des histor. Vereins f. Niedersachsen 1869, S. 142. – <sup>5</sup>) Stadtarchiv Braunschweig Sign. A I 4 (Inventare, J 1). – <sup>6</sup>) Stadtarchiv Braunschweig, Sign. B I 23. –

7) Stadtarchiv Braunschweig Sign. B II 1. — 8) wie Anm. 7. — 9) Urkundenbuch der Stadt Goslar, hrsg. v. G. Bode, Bd. 3. Nr. 504. — 10) Eduard Kück, Lüneburger Wörterbuch. Neumünster 1942 ff.; hier Bd. 3, Sp. 231. — 11) wie Anm. 1. — 12) Karl Ewald Schmidt, Chronik und Heimatkunde des Pfarrdorfes Harlingerode. Bad Harzburg 1953; hier S. 159. — 13) Friedrich Bonhoff, Goslarer Bürgerbuch 1700–1801. Hamburg 1940; hier S. 53, rechte Spalte Nr. 16. — 14) Niedersächs. Staatsarchiv Wolfenbüttel, Sign. 8 AltLagh. 32. — 15) Stadtarchiv Braunschweig, Sign. H. V. (Sacksche Samml.), Bd. 204 (Preise). — 16) wie Anm. 7. — 17) wie Anm. 15. — 18) wie Anm. 15. — 19) Stadtarchiv Braunschweig, Sign. B II 11 (Baurechnungen der Altstadt). — 20) K. B. Fischer u. R. Wieries, Aktenstücke zur Geschichte des Amtes Harzburg. Braunschweig 1914; hier S. 38. — 21) wie Anm. 7. — 22) wie Anm. 7. — 23) wie Anm. 9. — 24) Hermann Teuchert, Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts. Neumünster 1944; hier S. 70, 97, 101, 129, 165, 247 ff. — 25) Karl Bischoff, Die Volkssprache in Stadt und Land Magdeburg (= Nr. 16 der Reihe „Magdeburger Kultur- und Wirtschaftsleben“). Magdeburg 1938; hier an verschiedenen Stellen. — 26) wie Anm. 24; hier S. 70, 97, 101, 129, 165, 247 f.

## *Am Quell- und Oberlauf der Altenau zwischen Schöppenstedt, Eitzum und der Quelle im südlichen Elmwald*

Von Rolf Jürgens

Zu den vom Niedersächsischen Landesverwaltungsamt kartierten, für den Naturschutz besonders wertvollen Gebieten zählt auch der Quell- und Oberlauf der Altenau. Oberhalb von Eitzum im Elmwald befinden sie sich, die weitverzweigten Quellen der Altenau, die einmal mehr und einmal weniger Wasser zu Tage bringen. Während niederschlagsreicher Zeiten entwickeln sich im Quellbereich regelrechte kleine Wildbäche mit hoher Wasserführung.

Die Schöppenstedter Landschaft zeigt nur noch wenige Fließgewässer, die ihren Lauf selber bestimmen. Erst um 1950 begann der Mensch, die Altenau unterhalb von Schöppenstedt in eine „Zwangsjacke“ zu stecken. Sie wurde begradigt und kanalisiert. Damit wurde gleichzeitig der Bewuchs bis auf wenige noch vorhandene Reste vernichtet. Die Altenau wurde in vielen Bereichen geradezu ein Abwasserkanal.

Vom ursprünglichen Reichtum eines natürlichen Fließgewässers haben sich nur unbedeutende Reste halten können. Am Oberlauf wurde der Bachlauf der Altenau von Korrekturen, einer sogenannten „Unterhaltung“, nicht verschont. Im letzten Moment konnte ich diesen Unterhaltungsmaßnahmen, die einem Ausbau gleich kamen, Einhalt gebieten. Heute läßt man den Oberlauf im ursprünglichen Zustand.

Der ministerielle Runderlaß von 1973 des Niedersächsischen Ministers für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten legt eine Berücksichtigung von Natur- und Landschaftsschutz bei wasserbaulichen Maßnahmen fest. Daraus ist zu entnehmen, daß grundsätzlich anzustreben ist, daß die Oberläufe und Quellgebiete naturnaher kleiner Fließgewässer nicht oder nur schonend unterhalten werden dürfen. Die Bedeutung des Gewässers als Bestandteil der Landschaft, der natürlichen Umwelt sowie als Lebensstätte von Fischen und an diesen Lebensraum gebundenen Tier- und Pflanzenarten ist zu berücksichtigen.



Abb. 1 Oberlauf der Altenau unterhalb von Eitzum am Elm  
als Beispiel eines natürlichen Bachlaufs im Frühjahr 1986

Foto: R. Jürgens

Der Quell und Oberlauf der Altenau wird von Bäumen und Sträuchern gesäumt, die direkt am Wasserlauf wachsen. Dominierend ist die Schwarzerle, die mit ihrem Wurzelwerk bis tief unter die Gewässersohle vordringt.

Der bachbegleitenden Bewuchs – Bäume, Büsche und Sträucher tritt deutlich in der Ackerbau Landschaft hervor. Für zahlreiche Tierarten ist das Randgebiet des Gewässers Nahrungsgebiet, aber auch Schutz- und Lebensraum. Der fast geschlossene Gehölzsaum vom Oberlauf bis nach Schöppenstedt verhindert durch seine üppige Zusammensetzung Schäden

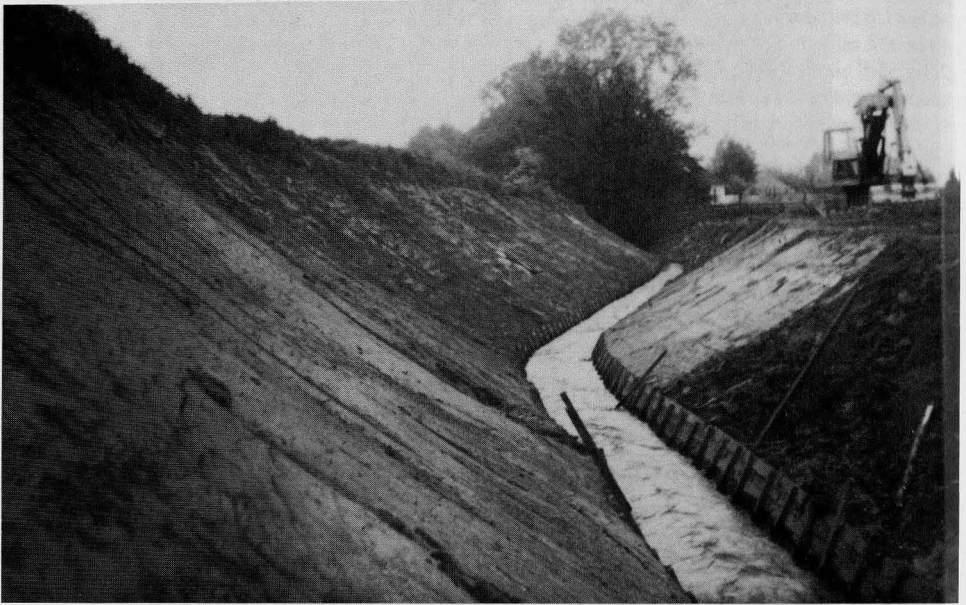


Abb. 2 Oberlauf der Altenau bei Eitzum am Elm nach der sogenannten „Unterhaltung“,  
durch die der natürliche Bachlauf zerstört wurde

Foto: R. Jürgens



Abb. 3 Schlüsselblumen am Oberlauf der Altenau bei Eitzum am Elm im Frühjahr 1986

Foto: R. Jürgens



am Ufer und den angrenzenden Grundstücken. Er verhindert durch seine Beschattung des Gewässers die Verkräutung sowie die Erwärmung des Gewässers und erhöht dadurch dessen Selbstreinigungskraft. Insbesondere die Fische, u. a. die Bachforelle – profitieren von den Insekten, die von den Bäumen und Sträuchern ins Wasser fallen.

Die Altenau ist ein bedeutendes Kleingewässer und stellt für zahlreiche in ihrem Bestand gefährdete Wirbeltiere, wie Vögel, Säugetiere, Amphibien, Reptilien und Fische, sowie wirbellose Arten einen wertvollen Lebensraum dar.

Durch Auffüllung, Entwässerung, Begradigung und andere menschliche Eingriffe sind in den letzten Jahrzehnten zahlreiche naturnahe Kleingewässer aus der Landschaft verschwunden oder schwer geschädigt worden. Aus diesem Grunde benötigen die verbliebenen letzten Gewässer einen verstärkten Schutz, um die Artenvielfalt von Pflanzen und Tieren sowie deren Gemeinschaften zu erhalten und einen leistungsfähigen Naturhaushalt zu sichern

Generell sollten alle Kleingewässer per Naturschutzverordnung geschützt werden. Zusätzlich ist es erforderlich, eine Verordnung zum Schutz von Kleingewässern – wie in einigen Landkreisen geschehen – zu erlassen. Für den Quell- und Oberlauf der Altenau wurde vom Deutschen Bund für Vogelschutz, Ortsgruppe Schöppenstedt, ein Antrag auf Ausweisung als Naturschutzgebiet gestellt.

Bereits 1984 wurde in der „Roten Mappe“ des Niedersächsischen Heimatbundes auf den Wert und die Bedeutung sowie auf die Schutzwürdigkeit der Altenau hingewiesen. Das Niedersächsische Landesverwaltungsamt bekräftigte die Schutzwürdigkeit dieses noch natürlichen Bachabschnittes am Oberlauf. So soll der Bachlauf noch in diesem Jahr als Naturschutzgebiet ausgewiesen werden. Ein jahrelanger Einsatz um die Erhaltung der Altenau hat sein Ziel hoffentlich erreicht.

## *Neues heimatliches Schrifttum*

Heinrich Spier: Die Geschichte der Harzburg. Ihr wechselndes Verhältnis zur Pfalz und Reichsstadt Goslar und zu den welfischen Herzögen von 1065 bis 1651. (Beiträge zur Harzgeschichte. 1.) Goslar: Heinfried Spier 1985. 138 S., Pläne u. Schwarzweißabb. 4° – Brosch.

Die Harzburg hat von jeher wegen ihrer geschichtlichen Bedeutung den größten Bekanntheitsgrad der zahlreichen Harzburgen besessen und die Chronisten seit Jahrhunderten immer wieder beschäftigt, hat aber erst seit gut 150 Jahren die wissenschaftliche Forschung auf sich gezogen. König Heinrichs IV. erster Burgenbau seit etwa 1065 war als repräsentative salische Residenzburg außerhalb der Goslarer Pfalz gedacht und damit gleichsam ein Vorläufer der späteren staufischen Pfalzburgen. Die Zerstörung dieser ersten

Harzburg in den Sachsenaufständen von 1074 und 1076 hat jedoch die angedeutete Planung nicht reifen lassen.

Erst unter Friedrich I. Barbarossa kommt es dann nach dem Sturz Heinrichs des Löwen (1180) zum Bau der zweiten Harzburg, die nunmehr als Reichsburg die kaiserliche Macht in Norddeutschland dokumentieren und dem Schutz des Bergbaus dienen sollte. Von ihr haben wir schon nähere Vorstellungen durch archäologische Grabungen im Gelände. Sie ist den Grafen von Wöltingerode-Wohldenberg als Burggrafen übertragen gewesen. Welfischer Einfluß kam zwischenzeitlich durch Kaiser Otto IV. auf, der den Ausbau der Harzburg weiter betrieb und dort 1218 starb. Wahrscheinlich wurden um diese Zeit auch die Reichskleinodien auf der Harzburg aufbewahrt.

Verfasser schildert dann ausführlich, wie die Burghut durch Burgsitze und Geldlehen für die Burghut aus der Goslarer Reichsvogtei im 13. und 14. Jahrhundert gewährleistet wurde.

Mit dem Untergang der Staufer schwand nach und nach der Charakter der Harzburg als Reichsburg. Sie wurde schließlich seit 1269 als Dynastenburg der Wernigeröder Grafen und ihrer Stolberger Erben mehr und mehr den welfischen Ansprüchen ausgesetzt, bis sie Herzog Otto der Quade vollends 1370 eroberte. Nach dieser Zeit war sie als welfischer Lehn- oder Pfandbesitz „Spielball der regionalen Mächte am Nordharz“ und blieb schließlich seit 1547 im endgültigen Alleinbesitz der Wolfenbütteler Herzöge. Dabei ging es mehr und mehr um den großen Forst- und Landzubehör der Burg in Frontstellung zur Reichsstadt Goslar. 1573 wurde der Sitz des herzoglichen Amtmanns von der Harzburg nach Bündheim verlegt. Bald nach dem 30-jährigen Krieg hat Herzog August der Jüngere dann die längst baufällig gewordene Burg abbrechen lassen.

Verfasser hat den Fortgang der Harzburg-Forschung, an der er seit Jahrzehnten selbst regen Anteil hat, eingehend verfolgt und dabei versucht, die schwierigen topographisch-baulichen sowie die Besitzverhältnisse zwischen der Ost- und der Westburg auf dem Großen Burgberg im Laufe der Jahrhunderte zu klären. Zukünftige Grabungen könnten hier wohl noch manche weiteren Aufschlüsse geben. Eine Zeittafel und ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis sind der Darstellung beigegeben, die zusammenfassend einen gut gegliederten Überblick über 600 Jahre Harzburg-Geschichte bietet.

R. Moderhack

Bernd Schedlitz: Leffmann Behrens. Untersuchungen zum Hofjudentum im Zeitalter des Absolutismus. (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens. Bd. 97). Hildesheim: A. Lax 1984. 250 S., 1 Stammtafel. – Brosch. – 4°.

Bereits seit Jahrhunderten lag ein großer Teil der Geldgeschäfte in Mitteleuropa in Händen von Juden, als sich im Zeitalter des Absolutismus die Institution der jüdischen Hoffaktoren ausbildete. Diese halfen den außerordentlichen Geldbedarf ihrer fürstlichen Herren durch Kredite zu decken und erwiesen sich in Finanzierungsgeschäften großen Stils in vielfacher Hinsicht als nützlich, wenn

nicht unentbehrlich. Einer der bedeutendsten Vertreter dieses Hofjudentums ist der im Dienst Hannovers stehende Leffmann Behrens, dem die anzuzeigende Monographie gewidmet ist. Nach einer allgemeinen Einführung in die Problematik des Themenkreises und einer Lebensbeschreibung von Behrens, der aus bescheidenen wirtschaftlichen Verhältnissen emporgestiegen ist, werden Behrens wirtschaftliche Aktivitäten eingehend untersucht. Diese stehen in verschiedener Hinsicht in Beziehung zu Braunschweig. So etwa ist Behrens bereits 1683 durch Herzog Rudolf August „zum Oberfaktor der Bleie und Glätte“, also wichtiger Bergbauprodukte, „in Braunschweig-Wolfenbüttel“ ernannt worden. Die Stellung die der Jude am hannoverschen Hof errungen hatte, besaß offenbar für Braunschweig-Wolfenbüttel einen gewissen Vorbildcharakter. So erteilte Herzog Anton Ulrich 1708 seinem Hofjuden Alexander David ein Privileg für die Stadt Braunschweig, das inhaltlich voll mit dem für seinen hannoverschen Kollegen übereinstimmte.

M. Wiswe

Reinhard Bein: Braunschweig. Stadt und Herzogtum 1890 – 1918. Materialien zur Landesgeschichte. Braunschweig: Döring-Druck 1985. 272 S., zahlreiche Schwarzweißabb., kart. – 2°

Anhand einer mit Geschick ausgewählten Reihe von Zeitzeugnissen wird vornehmlich die soziale Situation im Braunschweig der Vorweltkriegszeit und der Zeit des Ersten Weltkrieges dokumentiert. Das Spektrum der Reproduktionen reicht von Situations- und Gruppenfotos über Karikaturen, Auszüge aus zeitgenössischen Zeitungen, Zeitschriften und Büchern sowie über persönliche Dokumente bis hin zu offiziellen und offiziellen Veröffentlichungen, beispielsweise Aufrufen und Verordnungen. Ergänzend sind Berichte von Zeitgenossen eingestreut, soweit ersichtlich von Angehörigen des Mittelstandes und aus Arbeiterkreisen, darunter zahlreiche Passagen aus den Lebenserinnerungen des früheren Braunschweiger Oberbürgermeisters Otto Benneemann.

Der Zeitraum von 1890 bis 1907 ist nur auffallend knapp berücksichtigt, ohne daß eine Begründung dafür gegeben wird (Materialarmut?). Die ausführliche Dokumentation beginnt mit dem Einzug des Prinzregenten Johann Albrecht (ab S. 10) und endet mit der Abdankung des Herzogs



Ernst August sowie der Einsetzung des „Arbeiter- und Soldatenrates“ 1918. Nur sehr knappe Unterschriften sind den Originalzeugnissen beigegeben. Diese sollen durch sich selbst sprechen. Sowohl durch die Bildunterschriften wie durch das Arrangement der Materialien hat der Herausgeber mit Geschick in einer Art „Schwarzweißmalerei“ die wirtschaftliche und die soziale Situation in Stadt und Land Braunschweig – auch im Urteil der Presse – nachzuzeichnen versucht. Die Zuwendung des Autors gehört dabei eindeutig den wirtschaftlich und sozial Benachteiligten. Ein Band, der zum Nachdenken anregen sollte über die „gute alte Zeit“.

MWiswe

**Raabe-Verzeichnis.** Bestände in Braunschweig, Marbach/Neckar und Wolfenbüttel. Mit einem Beitrag von Horst Denkler, hrsg. von Manfred R. W. Garzmann und Wolf-Dieter Schuegraf. 182 S., 4°. – Pappbd.

Wilhelm Raabe hat unter wechselnden Aspekten über die Zeiten hin die Forschung und literarisch interessierte Laien beschäftigt. Erleichtert wird dieses Tun durch das jetzt vorgelegte bibliographische Verzeichnis, in dem handschriftliche und gedruckte Quellen, Werkausgaben und Sekundärliteratur der drei Hauptaufbewahrungsstätten enthalten sind, des Stadtarchivs und der Stadtbibliothek Braunschweig sowie des Deutschen Literaturarchivs in Marbach/Neckar. Wie in derartigen Verzeichnissen üblich, ist dieses nach den Aufbewahrungsorten geordnet, innerhalb dieser sind die Einzelkapitel dem Briefwechsel Raabes gewidmet, führen die eigenhändigen Manuskripte, Tagebücher und sonstigen persönlichen Papiere auf sowie Dokumente über Leben und Persönlichkeit sowie das Werk und das Nachleben. Auf zugehörige Bestände im Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel wird leider nur knapp verwiesen, ebenso auf verstreut überkommene Zeugnisse. Die präzise Verzeichnung dieser Gruppen wünschte man sich in einem ergänzenden Heft. Ist doch oft gerade der Nachweis derartiger „verborgener Schätze“ dem Forscher hilfreich. Ergänzend zu dem Verzeichnis ordnen die beiden Herausgeber Wilhelm Raabe in einer Einleitung den literarischen Zeitströmen ein und vermitteln einen Überblick über die Bewertung des Schriftstellers durch die Literaturgeschichtsschreibung. Horst Denkler hat einen – merkwürdigerweise nicht in

das Inhaltsverzeichnis aufgenommenen – lesenswerten Beitrag „Geheimnis und Leben der ‚Privatliteratur‘. Entdeckungen im Raabe-Bestand des Stadtarchivs Braunschweig“ beige-steuert. Ein sorgfältig gearbeitetes Personenregister ist für die Erschließung hilfreich.

MWi

**125 Jahre Stadtarchiv. 125 Jahre Stadtbibliothek. 75 Jahre Öffentliche Bücherei.** Jubiläumsschrift. Hrsg. von Manfred R. Garzmann und Wolf-Dieter Schuegraf. Braunschweig: Waisenhaus 1985. 158 S., 24 Taf. mit Abb. 4° – Brosch.

Nur die drei wichtigsten von insgesamt acht Jubiläen, auf die das öffentliche Archiv- und Bibliothekswesen in Braunschweig 1985 zurückblicken konnte, nennt die anzuzeigende Schrift, wiewohl diese in dem Band sämtlich gewürdigt werden. Einleitend gibt der langjährige Kulturdezernent der Stadt Braunschweig, Stadtrat Hans Wenzel, einen Überblick über die wichtigsten Stationen in der Entwicklung der Kulturinstitute und würdigt gleichzeitig die unter nicht immer einfachen Bedingungen erbrachten Leistungen der Mitarbeiter. In sieben Aufsätzen und einem statistischen Überblick bieten die leitenden Mitarbeiter von Archiv und Bibliothek nicht nur eine Bestandsaufnahme der Leistungen in der Vergangenheit. Vielmehr werden Vergleiche angestellt mit den Verhältnissen in ähnlich wie Braunschweig strukturierten Kommunen und man scheut auch vor der Entwicklung von Zukunftsperspektiven nicht zurück. Das gilt insbesondere im Hinblick auf das Zusammenwirken von Wissenschaftlicher Stadtbibliothek und Öffentlicher Bücherei, die sich der Benutzer in der Tat räumlich verbunden wünscht, sowie es der Direktor der Städtischen Bibliotheken W.-D. Schuegraf in seinem Beitrag als ideal – aber in absehbarer Zeit nicht realisierbar – ansieht.

Der erste Hauptteil der Schrift ist dem Stadtarchiv gewidmet, dessen Geschichte und Aufgaben der Archivleiter Dr. M. R. Garzmann umreißt, während sein Vertreter J. Angel eine neue Beständeübersicht beige-steuert hat, die dem Archivbenutzer eine erste Orientierung ermöglicht und so auch ihren praktischen Nutzen besitzt. H. Nickel, erst seit kurzer Zeit im Stadtarchiv tätig, gibt einen Überblick über „Neue Medien in den Archiven“. Der zweite Hauptteil der Publikation bezieht sich auf die Städtischen Bibliotheken. Die Leiterin der

Stadtbibliothek Dr. L. Camerer berichtet knapp über die Geschichte des Institutes, die ja bereits früher eingehend dargestellt worden ist. Ute Jacob hat die Geschichte der Öffentlichen Bücherei und ihrer Vorläuferin, der Volksleschalle von der Gründung im Jahre 1910 bis 1941 bearbeitet, Ingrid Dohmeyer den folgenden Zeitabschnitt bis zur Gegenwart. Von besonderem Interesse ist der Abschnitt von U. Jacob, der die Bedeutung der Leschalle als Beitrag zur Volksbildung würdigt. Am Schluß des Bandes stehen von U. Feder zusammengestellte statistische Angaben aus den Städtischen Bibliotheken, die u. a. Aufschluß geben über die Entwicklung der Benutzungsfälle (1973–84) sowie die Entleihungszahlen (1950–1984) insgesamt sowie nach Sparten und im Vergleich mit anderen Städten.

MWi

Eduard Steinacker: Führer durch die Haupt- und Residenzstadt Braunschweig. Eine Beschreibung für Fremde und Einheimische. 96 S., 14 Abb. und 1 Stadtplan. 8° – Brosch. Nachdruck der Originalausgabe von 1884 nach dem Exemplar des Stadtarchivs Braunschweig. Ebd.: Michael Kuhle 1985. Dieses Zeugnis einer vergangenen Epoche, das nur äußerst selten im Antiquariatshandel im Original auftaucht, ist dankenswerterweise durch den vorliegenden Neudruck wieder allgemein zugänglich geworden. Heute wendet sich das Bändchen in erster Linie an den Einheimischen. Da tut sich eine so ganz fremde, längst untergegangene Welt auf, die sich freilich mit einiger Ortskenntnis und Mühe dem Leser mit all' ihren Reizen und Besonderheiten erschließt. Da muß es lohnend sein, zumindest „im Geist“ den dreistündigen Stadtrundgang nachzuvollziehen, der vom damaligen Bahnhof über den Kohlmarkt mit dem „Wartesaal der Pferdebahn“ und an sehenswerten Baudenkmalen alter und neuer Zeit vorbei zum Windmühlenberg führt, „dessen Besteigung durch eine sehr schöne Rundschau lohnt“, die freilich inzwischen längst verloren gegangen ist. Nach einer verständlicher Weise überholten Übersicht über „Geschichtliches“, sind die öffentlichen Einrichtungen sowie die Bauwerke und Denkmäler der Stadt aus alter und „moderner“ Zeit sowie

die Wallanlagen beschrieben. Es schließt sich die Skizzierung eines Stadtrundganges an. Den Abschluß bilden – wie in derartigen Führern üblich – praktische Angaben über Behörden, Gaststätten und Hotels sowie den innerstädtischen Verkehr, eine heute für den kulturgeschichtlich Interessierten reizvolle Lektüre.

MWi

Luitgard Camerer und Ulrike Fischer: Der Buchdruck in der Stadt vor 1671. = Stadtarchiv und Stadtbibliothek Braunschweig. Kleine Schriften. 13. Braunschweig: Selbstverlag 1985. 32 S. 7 Schwarzweißabb. Geheftet. – DIN A 5.

Der instruktive Band zeichnet in knappen Zügen die Entwicklung des Braunschweiger Druckereiwesens von seinen Anfängen bis zum Jahre 1671 nach, dem Zeitpunkt der Unterwerfung der Stadt unter die welfischen Herzöge. Warum gerade diese Zäsur gewählt wurde, ist nicht ersichtlich.

Im ersten Teil der Schrift werden die in jenem Zeitraum in Braunschweig ansässigen Drucker und ihre Erzeugnisse knapp charakterisiert.

Braunschweig war in erster Linie Handelsstadt. Das ist wohl der Grund dafür, daß sich hier erst verhältnismäßig spät mit Hans Dorn der erste Drucker niederließ. Er brachte 1506 seinen ersten Druck in Braunschweig heraus und veröffentlichte hauptsächlich theologische Bücher für Laien in lateinischer und deutscher Sprache, aber auch Schulbücher und Einblattdrucke. In der Folge hatten, verschiedentlich unterbrochen durch ein Vakuum, ein oder zwei Buchdrucker ihre Offizin in Braunschweig. Zu nennen sind u. a. Andreas Goldbeck, Daniel Bühring, Angehörige der Familie Duncker sowie Christoph Friedrich Zilliger.

Einen Eindruck von der Literatur, die in den einzelnen Offizinen gedruckt worden ist, vermittelt die Titelauswahl im zweiten Teil der Publikation. Angereichert wird diese durch einige Abbildungen, deren Zahl man sich freilich größer gewünscht hätte. Die Schrift wurde aus Anlaß einer kleinen Ausstellung veröffentlicht, dürfte aber darüberhinaus als instruktive Information hilfreich bleiben.

MWi

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Burgplatz 1 – Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, Kälberwiese 13c – Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig – Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

72. Jahrgang

Dezember 1986

Heft 3/4

## *Das Baudenkmal*

### *Das Herrenhaus in Sickinge bei Braunschweig*

Von Ina Essmann

Seit nunmehr vier Jahren bemüht sich der Förderkreis Herrenhaus Sickinge e. V., durch Aktivitäten unterschiedlichster Art das um 1710 vom Landbaumeister Hermann Korb erbaute Herrenhaus in Niedersickinge ins Gespräch zu bringen, dem weiteren Verfall des gefährdeten Gebäudes Einhalt zu gebieten sowie ein sinnvolles und praktikables Nutzungskonzept und realistische Finanzierungsvorschläge für dessen Renovierung zu erarbeiten.

Das ehemalige Rittergut in Niedersickinge ist eine Gründung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Dem damaligen Hofrat und späteren Dannenbergischen Kanzler Dr. Heinrich Schrader gelang es von 1636 bis 1638, drei der in Niedersickinge verwüsteten Höfe aufzukaufen, deren grundherrliche Gefälle dem Braunschweiger Bürger Georg von Walbeck, dem Cyriakusstift und der Familie Woltorf zustanden. Der Doktor beider Rechte, ein Sproß der einflußreichen Patrizierfamilie Schrader aus dem Weichbild Hagen in Braunschweig, ließ sich am 27. Mai 1638 von Herzog August d. J. das Recht der Schriftsässigkeit für sein Gut verbriefen, ein Recht, das Dienstfreiheit und Befreiung von gewissen Abgaben beinhaltete.

Der studierte Jurist in herzoglichen Diensten, maßgeblich beteiligt am Zustandekommen der 1642/43 in Goslar und Braunschweig ausgehandelten Separatverträge zwischen dem Kaiser und den welfischen Fürsten, bekam im März 1644 das Untergericht über Dorf und Feldmark Niedersickinge zugesprochen, das bis dahin der Vogtei Evessen unterstellt gewesen war, dazu das Recht des ersten Angriffs bei größeren Rechtsverletzungen, die dem Obergericht unterstanden. Neben dieser unteren Gerichtsbarkeit wurden ihm und seinen Nachkommen in männlicher Linie gegen jährliche Zahlung des landesüblichen Dienstgeldes die Hand- und Spanndienste von sieben namentlich genannten Niedersickinger Bauern überlassen. Schon ein Jahr später waren es zehn, die für ihn arbeiteten, und in den Geldregistern des Amtes Wolfenbüttel wurde festgehalten, daß diese Dienste ihm frei und ohne Bezahlung überlassen wurden.

Am 5. Februar 1654, etwa vier Jahre nach dem Erwerb eines weiteren, schwer verwüsteten Ackerhofes mit vier Hufen Landes, dessen grundherrliche Abgaben dem Blasiusstift zustanden und den die dort seit langem ansässige Gogrefenfamilie Mehrdorf 1650 verlassen hatte, um auf dem anderen Wabeufer in Niedersickte eine neue Bleibe zu finden, bekam der nunmehrige Kanzler Dr. Heinrich Schrader auch das Untergericht von Obersickte sowie das Ober- oder Halsgericht über beide Dörfer zugesprochen. Nachdem jedoch sein einziger Sohn August im Oktober 1662 auf offener Straße in Braunschweig erstochen worden war, überließ er das Gut seinem Schwiegersohn, dem ehemaligen Landrentmeister und Hofrat Joachim Friedrich Söhlen, der am 15. Januar 1661 seine jüngste Tochter Dorothea geheiratet hatte. Der Kanzler blieb zur Hälfte an den Einnahmen des Gutes beteiligt und behielt sich die Gerichtsbarkeit vor. Sechs Jahre vor seinem Tode aber verzichtete er freiwillig auf die 1654 erworbenen Rechte. Er starb am 22. April 1672 im 71. Lebensjahr und wurde in der Familiengruft zu St. Katharinen in Braunschweig beigesetzt.

Dem Geheimen Hof- und Kriegsrat Joachim Friedrich Söhlen gelang es bereits 1663, sich das Untergericht in Niedersickte als Nachfolger seines Schwiegervaters zu sichern. Gegen eine einmalige Zahlung von 1500 Talern überließ ihm Herzog August auch sämtliche Hand- und Spanndienste im Dorfe zur Bewirtschaftung seines Hofes unter der Bedingung, daß die Bauern nicht mehr Dienst als zuvor zu leisten hätten.

Drei Ackerleute, sieben Halbspänner und 19 Kotsassen waren nun dem neuen Herrn dienstpflchtig. Für sie war dieser Wechsel von althergebrachten herzoglichen Diensten zu Dienstleistungen an einen ehrgeizigen, auf wirtschaftlichen Gewinn und Vergrößerung seines Besitzes bedachten Mann schmerzhaft und problematisch. Schon im November 1663 kam es zu tumultartigen Szenen auf dem Gutshof, nachdem Dr. Schrader in seiner Eigenschaft als Gerichtsherr die gesamte Gemeinde wegen nachlässiger Ausführung der Dienstleistungen zu einer unangemessen hohen Geldstrafe verurteilt hatte. Eine herzogliche Kommission mußte die Vorkommnisse untersuchen und allzu hohe Anforderungen an die Dienstpflchtigen eindämmen; sie empfahl aber auch den Gebrauch der Peitsche bei Müßiggang und Schlamperei.

Der Geheime Rat Söhlen, gestärkt durch seine Position als Deputierter bei auswärtigen Kongressen oder auch als Gesandter in Den Haag, ließ das Gut in die Rittermatrikel eintragen und erwarb damit Sitz und Stimme bei den allgemeinen Landschaftsversammlungen. Er konnte auch seinen Besitz in Niedersickte um einiges vergrößern: der Wolfskamp, eine große und ertragreiche Wiese, Fischerei- und Jagdrecht auf den Gemarkungen beider Sickinge, ein Krug in Niedersickte und die Schäfereigerechtsame in den Dörfern Obersickte und Hötzum kamen hinzu.

Dr. Schrader hatte zwar das Schäfereirecht bereits 1647 vom Amtmann Wilhelm Wakerhagen käuflich erworben, hatte jedoch die Meierschäfereien in beiden Dörfern bestehen lassen. 1677 aber übernahm Joachim Friedrich Söhlen die Obersickter Schäferei selbst. Der letzte Schafmeister Joachim Peters wurde Krüger in Niedersickte. Der Umstand, daß der Gutsbesitzer als Eigentümer von ehemals vier Reiherhöfen an der Bauernschäferei in Niedersickte anteilmäßig beteiligt war und gleichzeitig seine Obersickter Schäferei aus Gründen der Wirtschaftlichkeit vom Schafmeisterhof in Obersickte auf den Gutshof in Niedersickte verlegte, sollte später Anlaß zu den kuriossten Verwicklungen und einer Kette von Rechtsstreitigkeiten geben.



Abb. 1 Das Herrenhaus in Niedersickinge um 1930

Reproduktion einer Postkarte

Nach dem Tode des Geheimrats am 26. Januar 1678 führte die Witwe Dorothea Söhlen, geb. Schrader, den Gutsbetrieb mit Hilfe des Verwalters Osterwaldt weiter. Als jedoch ihr einziger Sohn und leiblicher Erbe im Sommer 1682 starb, kam sie in arge Bedrängnis. Zwar kondolierte ihr Herzog Rudolf August, doch scheint er ihr gleichzeitig die Rückzahlung jener 1500 Taler angeboten zu haben, die ihr verstorbener Ehemann einstmals für die gesamten Niedersickter Dienste an die Fürstliche Kammer gezahlt hatte. Dies nun bedeutete für sie den Verzicht auf die dringend benötigten Hand- und Spanndienste der Niedersickter Bauern – ein unannehmbarer Vorschlag! In einem Gesuch bat sie um weitere Überlassung der Gerichte und Dienste auf Lebenszeit, doch erst, nachdem sie daran erinnert hatte, daß ihr Vater freiwillig auf das ihm zuerkannte Ober- bzw. Halsgericht in beiden Dörfern und das Untergericht in Obersickinge verzichtet hatte und daß ihr die Jagd- und Fischereigerechtsamen auf beiden Feldmarken bereits genommen worden seien, setzte Herzog Rudolf August sein „Fiat“ unter ihr Schreiben. Es bedurfte noch einer Zahlung von insgesamt 5800 teils erborgten Talern, um ihre Rechte abzusichern.

Mit den Dienstpflichtigen im Dorfe gab es, sieht man von einigen Streitigkeiten wegen der Hut- und Weiderechte ab, wenig Ärger, zumal Frau Söhlen zeitweilig auf zwei der vier Tage Burgfestendienst pro Jahr verzichtete. Nur, daß man die Frau Geheimrätin sonntags mit der Kutsche zur Kirche fahren mußte, wurde als lästig empfunden, obwohl diese doch der Kirche zum Gedenken an ihren Vater eine schöne neue Kanzel gestiftet hatte!

Am 6. 10. 1691 überließ Dorothea Söhlen das Gut ihren Erben, den Geschwistern Lampadius, nicht ohne vorher um ein Fortbestehen der Rechte bis 20 Jahre nach ihrem eigenen Ableben verhandelt zu haben. Der Kanzleisekretär Hinrich Friedrich Lampadius und seine Geschwister hatten wenig Freude an dem Besitz. 1693 flatterte eine unerhört hohe Nachforderung an Voigthaf ins Haus: von sage und schreibe 156 Scheffeln und 8 Himbten, zurückgerechnet bis zur Gutsgründung 1638! Fassungslos bat der damals gerade von Fieberanfällen geschüttelte und um das Leben seines todkranken Vaters bangende Secretarius um Aufschub und Überprüfung, war er doch der festen Überzeugung gewesen, die Befreiung von der Abgabe des Voigthaberns sei ein mit der Schriftsässigkeit verbrieftes Recht! Schließlich wurde die Adlige Freiheit des Gutes sogar durch die Landschaft angefochten, und man konnte seine Rechte nur durch kostspielige Prozesse schützen. Auch der Besitz der Schäfereigerechtsame von Obersicke und Hötzum wurde in Zweifel gezogen und ein herzoglicher Beamter beauftragt, bei den Nachkommen der Familie Wackerhagen nachzuforschen, ob darüber noch Dokumente oder andere schriftliche Nachrichten vorhanden seien – offenbar ohne Erfolg; denn 1703 mußten diesbezüglich die Reichsgerichte bemüht werden.

Als 1706 das leidige Thema Voigthabern immer noch nicht vom Tisch war, boten die schwergeprüften Geschwister Lampadius ihr Gut dem angesehenen und einflußreichen Geheimen Rat Urban Dietrich von Luedecken zum Kauf an, einem von Herzog Anton Ulrich sehr geschätzten Mitglied der herzoglichen Regierung. Da Sickinge nur eine Wegstunde zu Fuß von dem herzoglichen Lustschloß Salzdahlum entfernt lag, das der Herzog den Sommer über als Regierungssitz bevorzugte, wurde man rasch handelseinig, und der Kaufvertrag konnte am 6. Oktober 1706 unterzeichnet werden.

Geheimrat von Luedecke ließ sich bald darauf die alten Schraderschen Rechte vom Herzog bestätigen und mit Einverständnis der Herzoglichen Kammer die Hand- und Spanndienste der Niedersickter Bauernschaft überschreiben. Nachdem er durch Verzicht auf einige Gerechtsame im Amt Gandersheim seinen neu erworbenen Besitz in ein Erbgut verwandelt hatte, konnte er an den Bau eines repräsentativen Hauses in Niedersicke denken. In einem Schreiben vom 6. September 1709, eigenhändig von Anton Ulrich zu Salzdahlum unterzeichnet, überließ dieser ihm sogar kostenlos etliche herzogliche Hand- und Spanndienste aus der näheren Umgebung für die Arbeiten am Neubau, der im Garten neben dem Gutshof nach Anweisungen des Landbaumeisters Korb errichtet wurde.

Urban Dietrich von Luedecke blieb dem Herzog aufs engste verpflichtet, so daß ihn dieser 1714, kurz vor seinem Tode, in seinem politischen Testament mit warmen Worten bedachte und ihn seinem Sohne August Wilhelm zur Übernahme in seine Regierung empfahl. Als der Kanzler Probst von Wendhausen 1718 starb, folgte ihm Luedecke im Amt. Allein Herzog August Wilhelm stand zu sehr unter dem Einfluß des skrupellosen und prunkliebenden Höflings Konrad Detlev von Dehn, der bereits als Page an den Herzogshof gekommen war und sich nun als Lektor ständig in der unmittelbaren Nähe des Herzogs aufhielt, als daß der neue Kanzler großen Anteil an den Regierungsgeschäften hätte nehmen können. Hofintrigen und der Tod seiner Frau Elisabeth, die ihm in 40jähriger glücklicher Ehe 15 Kinder geboren hatte, brachten es mit sich, daß er seinem Rittergut in Sickinge um so mehr Aufmerksamkeit schenkte. Er förderte den Gutspächter Mathias Hallensleben, der 1720 zum Accise-Inspektor bezüglich des Bier- und Branntweinverkaufs in einigen Vogteien und Ämtern des



Abb. 2 Urban Dietrich von Luedcke, nach 1718  
Reproduktion eines Kupferstiches



Herzogtums bestellt wurde, und er ließ 1722 die ordinären und extraordinären Dienstleistungen der Niedersickter Bauern in einem „Privaten Special-Dienst-Reglement“ bis ins kleinste festlegen. Schon im Sommer darauf empörten sich die Bauern gegen das allzu strenge Regiment, doch die eingesetzte herzogliche Kommission unter Amtmann Tübbesing gab diesmal dem Dienstherren in allen Punkten recht und drohte mit harten Strafen, notfalls mit Gefängnis auf dem Philippsberg zu Wolfenbüttel, falls das Garbenbinden in der Ernte weiterhin so nachlässig und das Pflügen zu den Saatzeiten noch einmal so schlecht ausgeführt würde wie geschehen.

Nachdem der Kanzler am 15. November 1729 im Kanzlerhaus zu Wolfenbüttel gestorben und dort in der Trinitatiskirche beigesetzt worden war, ließ die Regierung von den zuvor versiegelten Wohnungen in Wolfenbüttel und Sickte ein vollständiges Inventarverzeichnis anfertigen. Wertvolles Silberzeug, Münzen, Porzellan, wichtige Briefschaften, geräumige Schränke und Truhen und andere Möbel befanden sich im Kanzlerhaus, eine ansehnliche Bibliothek, viele Bilder, Gebrauchsgeschirr aus unechtem Porzellan oder Zinn sowie zwei herrliche Prunkbetten im Schätzwert von 50 bzw. 24 Talern wurden in Sickte verzeichnet.

Der gesamte Besitz mit Ausnahme des Rittergutes Niedersickte wurde in drei Teile geteilt und unter den beiden einzigen noch lebenden Söhnen, dem Hofrat Johann Jacob v. Lue-



decke, dem Drost zu Walkenried Urban Dietrich von Luedecke, und den Kindern des verstorbenen Hofrats Johann Adolf von Luedecke verlost. Der Drost zu Walkenried erhielt, wie es ihm schon in seinem Ehevertrag von 1717 zugesagt worden war, das Gut Sickte mit allen seinen Zubehörungen, bestehend aus etwa 240 Morgen Ackerland nebst dazugehörigen Wiesen, einer Schmiede, dem Krug zu Niedersickte, der Mühle in der Nähe der Sickter Kirche, dem Untergericht im Dorfe, den Dienstleistungen der Niedersickter Bauern sowie eines Kotsassen in Obersickte, der Jagd auf der Ober- und Niedersickter Feldmark, der Fischerei in der Wabe, soweit diese die Gemarkung der beiden Dörfer durchfließt, das Schäfereirecht in Obersickte und eine Meierschäferei in Hötzum. Der ältere Bruder Johann Jacob erhielt unter anderem die grundherrlichen Einnahmen aus dem ehemaligen Woltorffschen Grundbesitz in Niedersickte, dazu noch Naturalabgaben von einem Obersickter und drei Niedersickter Bauern.

Auch unter der Herrschaft des Drostens von Luedecke rebellierte die Gemeinde gegen das harte „Private Special-Dienst-Reglement“ von 1722, daß ihnen so viel mehr abverlangte als der Dienst für das Herzogshaus. Die umfangreichen Klagen der Jahre 1735–38 brachten keine nennenswerte Erleichterung; denn der Pächter und Dienstinhaber Sander achtete streng auf Einhaltung der Vorschriften. Mißernten, Viehsterben und die Pfändung wertvollen Ackergeräts 1749 brachten die Bauern, die wegen der vielen Dienste ihre eigenen Äcker nicht ordentlich bewirtschaften konnten, an den Rand des finanziellen und nervlichen Ruins, so daß schließlich das Blasiusstift und das Cyriacusstift als Grundherren einen Prozeß gegen den Drost anstrebten, um ihren in Not geratenen Meiern zu helfen. Der Drost verstand es, den Prozeß hinauszuögern. Erst nach seinem Tode am 2. September 1755 konnte ein Urteil Erleichterung in bezug auf die zusätzlichen Erntedienste bringen.

Johann Friedrich von Luedecke, der Erbe des Gutes, verstarb bereits am 16. 6. 1759 als königlich-preußischer Leutnant. Seine Mutter, die Drostin Sophie Helene Johanna von Luedecke, geb. Burchtorff, ließ das Gut vom Pächter Menge bewirtschaften. Der Siebenjährige Krieg brachte französische Besetzung und den Verlust von 32 Pferden für die Gemeinde, Anlaß zu eskalierenden Streitigkeiten zwischen dem Pächter, der schon eine Woche später vollen Dienst verlangte, und dem Sprecher der Gemeinde, Joachim Curland. Bald danach mischte sich auch Anton Wilhelm von Honrodt als Schwiegersohn der Drostin in die Belange des Dorfes ein und betätigte sich als Gerichtsherr in Niedersickte, was die schockierte Frau dazu veranlaßte, gegen den eigenen Schwiegersohn Klage zu erheben.

Der spätere Schatzrat von Honrodt hatte am 9. November 1756 eine der beiden Töchter des Drostens geheiratet und mit der reichen Mitgift sein durch seine Vorgänger schwer verschuldetes Rittergut in Veltheim an der Ohe finanziell sanieren können. Er verwaltete von dort aus das Rittergut Sickte nach dem Tode der Drostin für seine Frau Sophia Helena, fühlte sich aber als Erb- und Gerichtsherr. Ein Eclat wegen der Schäfereigerechtsame im Jahre 1769 bewirkte dann jedoch die kommissarische Übernahme des Adelligen Gerichts Niedersickte durch das Amt Wolfenbüttel: Der Pächter Menge hatte im September 1769 die gesamte Obersickter Schafherde des Gutes auf den Niedersickter Pfingstanger getrieben. Die Niedersickter Bauern hatten diese von ihrem stets von der Gemeinschaft der Reihewohner anteilmäßig genutzten Anger fortgejagt, wobei sie sich auf ältere gerichtliche Urteile beriefen. Anton Wilhelm von Honrodt ließ daraufhin ein Exekutionskommando, bestehend aus einem Unteroffi-



Abb. 3a, b Halle und Speisezimmer im Herrenhaus Niedersickte im Jahre 1932

Archivfotos in Privatbesitz

zier und zehn Soldaten, aus Wolfenbüttel kommen und verlangte von den Bauern die Zahlung der Exekutionskosten. Da diese nicht zahlen konnten oder wollten, ließ er sofort alle Kupferkessel und einiges Ackergerät im Dorfe pfänden. Seine Eigenmächtigkeit wurde von der Fürstlichen Justizkanzlei scharf gerügt, und trotz eines fast zehn Jahre andauernden Rechtsstreits wurde er nicht mehr als Gerichtsherr in Niedersickte anerkannt.

Anton Wilhelm von Honrodt, der sich in der Regierung durch die Neuordnung der völlig zerrütteten Finanzen nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges (1756–63) verdient gemacht hatte, hinterließ bei seinem Tode am 7. September 1789 seiner älteren Tochter Helene Sophie, der Ehefrau des herzoglichen Stallmeisters Carl Florian von Thielau, die Wasserburg Veltheim als Wohnsitz; die jüngere Wilhelmine Antoinette erbt das Rittergut Niedersickte, das sie nach ihrer Verheiratung mit August Wilhelm von Thielau, dem Bruder ihres Schwagers, als Heim für ihre Familie einrichtete. Hier erzog sie ihre Kinder und verfaßte, angetan von der Lehre Pestalozzis, eine Abhandlung über Erziehungsfragen, die unter anderem Namen 1805 in Berlin zur Veröffentlichung kam.

Antoinette von Thielau erlag am 7. Mai 1807 einem schleichenden Nervenfieber und erlebte nicht mehr, daß ihr Mann in der Franzosenzeit als Cantons-Maire des Cantons Cremlingen im Okerdepartement des Königreiches Westfalen beschäftigt war. Verschiedene, in Privatbesitz befindliche Ablösungsverträge aus jener Zeit zwischen ihm und einigen Niedersickter Bauern über die Beendigung der Dienstpflicht beweisen, daß er den modernen Ideen der Französischen Revolution gegenüber sehr aufgeschlossen war. Dem Blasiusstift und dem Cy-

riakusstift als Grundherren von insgesamt fünf Hufen seines Gutslandes zahlte er selbst eine Ablösesumme. Nach Abzug der Franzosen wurde dieser Vertrag jedoch angefochten. Das Gut geriet in Schulden. Resigniert überschrieb der kranke und gebrochene Mann 1824 das Rittergut Niedersickte seinem Sohn Wilhelm Erdmann Florian, der es sechs Jahre später an Rudolf von Veltheim verkaufte und den Kaufvertrag am 8. August 1830 unterzeichnete. Wegen der Mißwirtschaft Herzog Carls II., die er als Assessor im Staatsdienst nur ein halbes Jahr lang ertrug, war er fest entschlossen, in preußische Dienste zu treten. Herzog Wilhelm, der nach der Vertreibung seines unfähigen Bruders die Regierungsgeschäfte übernahm, bat ihn persönlich, in braunschweigischen Staatsdiensten zu bleiben. Als Ministerialrat Wilhelm von Thielau wurde er in der Mitte des 19. Jahrhunderts einer der verdienstvollsten Männer bei der Durchführung der Separation im Herzogtum Braunschweig.

Der neue Gutsbesitzer Carl Friedrich Rudolf von Veltheim hatte gegen Zahlung einer Kaufsumme von 52000 Talern nicht nur das Sickter Gut samt seinen Zubehörungen erworben, sondern auch Besitz aus Honrodtischem Erbe in Salzdahlum, den halben Zehnten von Volzum, die Peters-Mühle in Obersickte und andere Besitzungen. Er war gerade 25 Jahre alt, der jüngste der fünf Söhne aus der Destedter Familie von Veltheim, als bester Landwirt unter den Brüdern bekannt. Als 1832 sein Bruder Wilhelm nach schwierigen Verhandlungen die Wasserburg Veltheim an der Ohe, den Stammsitz der Familie, zurückkaufen konnte, betraute er ihn mit der Verwaltung seines neu erworbenen Gutes. Nach der Doppelhochzeit der Brüder Wilhelm und Rudolf von Veltheim mit den Schwestern Anna und Bertha von Bülow im Jahre 1834 zog Rudolf mit seiner Frau Bertha in die renovierte Burg Veltheim ein. Erst in den vierziger Jahren siedelte er mit seiner Familie nach Niedersickte über und bewirtschaftete nur noch sein eigenes Gut, dessen Landbesitz sich durch Zukauf eines Vorwerkes in Volzum und die Aufteilung des Gemeinbesitzes während der Separation verdoppelt hatte. Alte Verpflichtungen wurden abgelöst, die Mühlen und der Krug in Niedersickte gingen in die Hände ihrer Pächter über. Aufgabe der Dreifelderwirtschaft und Hinwendung zu den modernen Wirtschaftsmethoden der künstlichen Düngung und Fruchtwechselfolge ließen die Erträge in erheblichem Maße steigen. Nach dem Tode des Gutsherrn am 20. April 1869 konnte seine Witwe das Gut als Vormünderin des 1857 geborenen Carl Achim mit Hilfe des Verwalters Woltmann weiterführen und den Grundbesitz durch Zukauf von Ländereien und Häusern für die große Zahl der nunmehr benötigten Tagelöhner weiter vergrößern.

Aus der Ehe des Carl Achim von Veltheim und der Luise Bock gingen die Kinder Berta und Achim hervor. Leider starb der 1890 geborene Sohn Ende des zweiten Weltkrieges an einer Infektionskrankheit im Lazarett zu Sagan in Schlesien. Seine ältere Schwester Berta, bereits als Stiftsdame in Steterburg eingekauft, heiratete im November 1919 den Oberleutnant Christoph von Goßler. Dieser nahm, nachdem ihn der Verwalter Köhler in den Betrieb eingewiesen hatte, die Leitung des Gutes selbst in die Hand. Kinderlosigkeit und der plötzliche Tod seiner Frau bei einem Zugunglück am Bahnübergang Helmstedter Straße in Braunschweig am 28. November 1931 waren Schicksalsschläge, von denen er sich nur schwer erholte. 1933 heiratete er Clara von Veltheim, die Domina des Klosters Marienberg zu Helmstedt, eine entfernte Cousine seiner verstorbenen Frau.

Das Dritte Reich brachte die Enteignung von 100 Morgen Ackerland zur Errichtung eines Truppenübungsplatzes im Niedersickter Gemeindeholz, wobei sich das Reich das Vor-



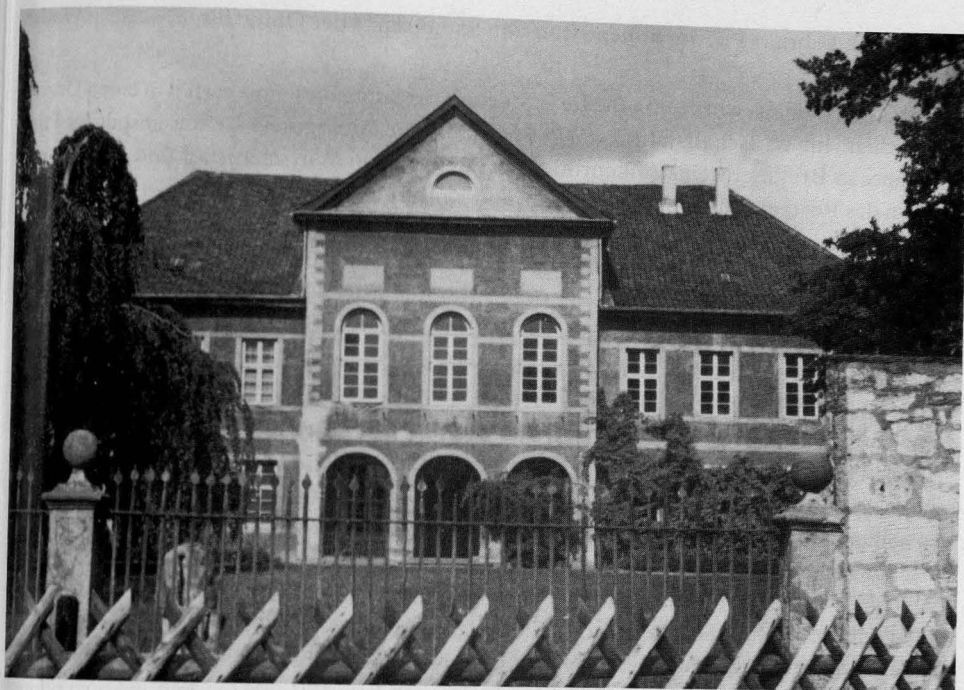


Abb. 4 Das Herrenhaus in Niedersieckte um 1960

Archivfoto

kaufsrecht am Gut sicherte. Bombenschaden und eine Überbelegung des Hauses durch Flüchtlinge und Vertriebene brachten der zweite Weltkrieg und die Nachkriegsjahre. Christoph von Goßler starb am 7. April 1953 und vermachte das Gut einem Neffen, der es am 1. Juli 1957 an die Bundesvermögensstelle verkaufte. Der Bund als Rechtsnachfolger des Reiches bestand auf seinem Vorkaufsrecht. Teile des Ackerlandes wurden zur Vergrößerung des Truppenübungsplatzes verwendet, einzelne Ackerstücke an interessierte Bauern in Sieckte weiterverkauft. Das Restgut wurde einem Pächter zur Bewirtschaftung überlassen.

Clara von Goßler, der ein Drittel des Käuferlöses zugefallen war und die lebenslanges Wohnrecht im Herrenhaus behielt, mußte mit ansehen, wie das Haus bei einer Begehung im Jahre 1964 von der Bauaufsichtsbehörde wegen Bauauffälligkeit in wesentlichen Teilen gesperrt wurde. An der Nordwand hatten sich Putzbrocken gelöst, unter denen morsche Balken zutage kamen; ein verzogenes Bodenfenster wies auf die veränderte Statik des Mauerwerks an der Nordseite hin – kurzum, man machte sich Gedanken um den Abriß dieses „unbedeutenden Baues aus dem Ende des XVII. Jahrhunderts“, wie es in den Bau- und Kunstdenkmälern des P. J. Meier fälschlicherweise hieß. Den hartnäckigen und nachdrücklichen Bemühungen Frau von Goßlers ist es zu verdanken, daß das Haus von Experten als Korbscher Bau anerkannt und gegen den Willen einiger, an billigen Bauplätzen Interessierter 1966 unter Denkmalschutz gestellt wurde. Sie wohnte bis 1969 im Westflügel und Anbau des Hauses und

starb am 13. Februar 1973 im hohen Alter von 85 Jahren in der Obhut ihrer Nichte in Wolfenbüttel.

Das Herrenhaus wurde von dichtem Stacheldraht umgeben und verfiel in einen Dornröschenschlaf. Im Wirtschaftsjahr 1975/76 übernahm die Biologische Bundesanstalt für Pflanzenschutz in Braunschweig-Völkenrode den zugehörigen Wirtschaftshof und legte auf den Äckern des Restgutes ihre Versuchsfelder und Kulturen an. Am 17. Mai 1979 kaufte die Gemeinde Sickte das Herrenhausgelände mit der Absicht, den schönen alten Park und den umfriedeten Nutzgarten den Dorfbewohnern für Freizeit, Sport und Spiel zur Verfügung zu stellen. Von der Nordseite her wurde ein neuer, breiter Zugang zum Gelände geschaffen und durch Aufschütten von Bauschutt ein Rodelberg errichtet. Binnen kurzem waren alle Fensterscheiben des unansehnlich gewordenen Herrenhauses durch mutwillige Hände zertrümmert, das Dach leck geworden und Teile des Lehmputzes von oben auf die Fußböden der Zimmer im Obergeschoß gestürzt.

Die Gemeinde Sickte war überfordert. Potentielle Käufer schreckten vor der Tatsache zurück, daß der Park und das umfriedete Gelände der öffentlichen Nutzung vorbehalten bleiben sollten. Daher beauftragte die Samtgemeinde Sickte 1982 ein Architektenbüro mit der Erstellung eines Nutzungsplanes. Dieser Plan wurde am 17. Oktober desselben Jahres der Öffentlichkeit vorgestellt, schreckte aber die Gemeindeväter durch den hohen Kostenvorschlag von ca. 6 Millionen Mark. Die Idee, das Haus als Verwaltungszentrum der Samtgemeinde Sickte zu nutzen, war politisch nicht durchsetzbar. So wurde am Nikolaustag 1982 der Förderkreis Herrenhaus Sickte e. V. gegründet und bemüht sich seitdem unkonventionell und publicitysüchtig, den Korbischen Fachwerkbau immer von neuem ins Bewußtsein der Öffentlichkeit zu bringen und für seine Sanierung und angemessene Nutzung zu werben.

## Literatur

W. Bornstedt: Das Barockschloß in Niedersickte im Landkreis Braunschweig und sein Baumeister Hermann Korb – ein Beitrag zum Norddeutschen Barock. Braunschweig 1966. – Derselbe: Das Gut zu Niedersickte und die erste Privilegien-Urkunde bei der Gründung des Gutes. In: Heimatbote des Landkreises Braunschweig 1972, S. 96 ff. – I. Essmann: Die Geschichte des Rittergutes Sickte. Braunschweig 1983. – H. Ziegler: Streitigkeiten über Spann- und Handdienste zwischen den Bauern des Dorfes Niedersickte und ihrem Gutsherrn im 17./18. Jahrhundert. In: Bs. Heimat, Heft 53 (1967), S. 92 ff. – Derselbe – Plakereien dienstpflichtiger Bauern in Niedersickte durch ihre Gutsherrschaft in den Jahren 1735–1769. In: Bs. Heimat, Heft 54 (1968), S. 42 ff.

Die wichtigsten Archivalien zum Thema aus dem Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel: 2 Alt 3827 (Schrader), 2 Alt 3530 (Söhlen 1663), 22 A Alt 2000–2015 (Geldregister des Amtes Wolfenbüttel 1638–1661), 27 Alt 846 (Wwe. Söhlen, Lampadius, v. Luedecke), 2 Alt 3068 (v. Luedecke), LdschB 3047 (v. Luedecke, Landschaft 1712), 6 Alt 1177 (Inventarverzeichnis 1729/30), 20 Alt 185 Bd. 1 (Generalandesvermessung 1751) u. a.

# *Harzer Waren auf dem Markt in Vechelde bei Braunschweig*

*Ein Werbegegedicht aus dem frühen 18. Jahrhundert*

Von Mechthild Wiswe

Jahrmärkte wurden seit alters zu Recht als wichtige Faktoren zur Belebung der Wirtschaft und als beachtliche zusätzliche Einnahmequelle angesehen. Sie bildeten nicht nur einen Anziehungspunkt für die Einheimischen, sondern auch die Bewohner der umliegenden Orte gehörten je nach Umfang des Warenangebotes zu den Besuchern, die Geld einbrachten. Andererseits war das Warenangebot reichhaltiger als im stationären Handwerk und Handel, die an den Markttagen einer wesentlich stärkeren Konkurrenz ausgesetzt waren als sonst. Hatten sich die Märkte ursprünglich an günstig gelegenen Orten – oft in Verbindung mit kirchlichen Feiertagen – nach der Gewohnheit herausgebildet, so bedurfte es seit dem Mittelalter zu ihrer Abhaltung eines Privilegs. Danach strebten insbesondere seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts hierzulande auch Flecken und Dörfer<sup>1)</sup>. Dem wurde von der Obrigkeit in der Regel auch statt gegeben, nicht zuletzt, weil man meinte, so aus Nachbarorten des Auslandes zusätzlich Geld in das eigene Territorium zu ziehen. So wurde dem noch unter den Folgen einer Brandkatastrophe leidenden Vechelde unter dem 19. Oktober 1722 das Privileg erteilt, jährlich einen dreitägigen „freien Jahr- und Viehmarkt“ abzuhalten<sup>2)</sup>. Als Termin wurde Montag bis Mittwoch der Martiniwoche festgesetzt. Man wünschte, daß ein reichhaltiges Angebot vertreten war und zwar nicht nur durch Händler aus dem Braunschweigischen, sondern auch durch solche aus dem Ausland. So sollte ein „jeder ehrliche Kauf- und Handelsmann“ zugelassen sein „mit tüchtigen Seiden-, Wollen-, Leinen-, Hölzern- auch Eisenwaren und was zur Haushaltung an Kleidung, Viktualien, Gewürz u. a. gehörig . . .“ auch mit „großem und kleinem Vieh, an Pferden, Ochsen, Kühen, Kälbern, Schweinen, Hammeln, Schafen und allem Federvieh . . .“<sup>3)</sup>

Gedruckte Aufrufe, die auch öffentlich ausgehängt werden sollten, warben für die Beschickung des Vechelder Marktes im Braunschweigischen und im benachbarten Ausland. Zu jenen, die sich davon herbeilocken ließen, dürfte auch der Handelsmann Erich Andreas Elster „vom Harze“ gehört haben, der seine Waren in unserem Gelegenheitsgedicht anpreist. Dieses zeigt lediglich von alter Hand die Datierung 1729<sup>4)</sup>, aber keine eingedruckte Jahreszahl. Das einzige bisher bekannte Exemplar dieses Druckes hat sich an entlegener Stelle in einem Klebeband der Sackschen Sammlung im Stadtarchiv Braunschweig erhalten<sup>5)</sup>. Es handelt sich um ein Doppelblatt in Folioformat. Seite eins, die als eine Art Titelblatt gestaltet ist, nennt den Handelsmann sowie den Drucker, den sehr erfolgreichen Jakob Wilcke, der von 1685 bis zu seinem Tode im Jahre 1733<sup>6)</sup> die erste nachweisbare Druckerei in Clausthal-Zellerfeld betrieben hat. Im übrigen enthält das Titelblatt eine Widmungsadresse in Zierschrift an den damals im Fürstentum Wolfenbüttel regierenden Herzog August Wilhelm (reg. 1714–1731), der den Jahrmarkt in Vechelde privilegiert hatte. Zur Auszier dient ein in Kupfer gestochenes Gebinde mit Ähren, einer Rebe und einem Granatapfel. So soll der Wunsch nach Prosperität symbolisiert werden. Seite zwei bis vier schildern in einem Gedicht aus zwölf sechszeiligen Strophen mit kunstlosen Endreimen zunächst die köstlichen Waren des Harzes, um mit einem Preis auf die „Wilden Männer“ als Symbole des Harzes sowie mit Segenswün-

schen auf den Herzog und seine Gemahlin zu enden. Ein Schmuckfries mit aufgehender Sonne, eine Darstellung von Gerechtigkeit und Frieden als Zeichen blühenden Handels in der Initiale sowie eine Schlußvignette mit einer vieltürmigen Stadt zieren den Druck. In dieser Silhouette ist freilich keine bekannte Stadt wiederzufinden.

Das  
von Sr. Durchlauchtigkeit  
**SEINER**  
**August Wilhelm**  
Herzogen zu Braunschweig und Lüneburg,  
Seinem Gnädigsten Fürsten und Herrn  
angeordnete Jahr: Ward zu FECHELDE,  
hat mit seiner *Butique*, und zu Absingung gegenwärtiger schlechten *Aria*  
von denen Harz-Berg-Sängern,  
auf Allergnädigsten Befehl  
besuchen sollen  
Ein getreuer Unterthan und Handels-Mann  
vom Harz  
Erich Andreas Elster.



Elmsfeld gedruckt mit Welfischen Schreibern

Abb. 1-3 Titelblatt des Gelegenheitsgedichtes sowie auf der folgenden Seite Zierleiste und Schmuckinitialie  
Reproduktion nach dem Original im Stadtarchiv Braunschweig





## ARIA



1

Da kommen wir nun wieder her  
Von unsers Hartzes Höhen,  
Und solches nicht von ohngefahr  
Wir uns diß unterstehen,  
Nein, nein ein hoher Gnadenstrahl  
Macht uns recht freudig überall.

2

Der Kauff-Mann der uns hier einführt,  
Hat lauter schöne Wahren,  
Mit Drusen ist der Krahm geziert,  
Er hat nichts wollen spahren.  
Hier ist zu handeln allerhand,  
So viele Ahrt von Silber-Sand.

3

Medaillen, die recht propre sind,  
Kann man auch bey ihn haben.  
Bey ihn man Hartz-Ducaten find,  
Die recht das Hertze laben.  
Ein Bergwerck, so woll sehenswehrt,  
Ums Geld er solches gern verehrt.

4

Wer liebt woll Ausbeut-Kuchse nicht,  
Darzu die blanken Prahler.  
Was die Communion verspricht,  
Versichern auch Clausthaler.  
Und wer Zubussers niemahl scheut,  
Wird endlich mit Außbeuth erfreut.

5

Es geben die Preiß-Zettul frey,  
Wies um den Handel stehet.  
Ein Berg-Calender auch dabey,  
Wenn ein Quarthal vergehet.  
So ordentlich auch jede Schicht,  
Ist es beym Bergwerck eingerichtet.

6

Dann Aeppfel reich mit Gold geschmückt,  
Mit Silber auch dergleichen,  
Gewißlich dieses sich woll schickt.  
Es ist was vor die Reichen,  
Ein ander suche sich was aus,  
Solt es auch seyn ein Vogel-Hauß.

7

Ein Tinte-Faß von guten Bley,  
Sand-Büchsen auch darneben,  
Das steht allhier zu kauffen frey.  
O, recht vergnügtes Leben,  
Wenn man also zum Jahr-Marck eilt  
Und nicht ein Stündchen sich verweilt.

8

Der schönen Rechen-Pfen'ge Schein  
So gar die Augen blenden.  
Wer gehet solchen Handel ein?  
Wer will daran was wenden?  
Der gebe sich bey Zeiten an,  
Die Bude wird bald zugethan.

9

Wie niedlich läst's den Knaben zu  
Mit seinem roten Leder.  
Der andre hat zwey neue Schuh',  
Am Schacht-Hut eine Feder.  
Ey, sagt mir doch, was wird denn drauß,  
Sie gehen woll beschenckt nach Hauß.

10

Die Wildenmänner zeigen sich  
Der Bud' zu beyden Seiten.  
Dem einem dürstet jämmerlich,  
Der andre seuffzt von weiten:  
Ach, laß doch lieber Bruder mein,  
Die beyden Kehlen einig seyn.

11

Was deucht dir doch, wie steht dirs an?  
Daß Maul will mir itzt wässern,  
Weil ich vor Durst nicht zittern kan,  
So magst du es verbessern.  
Und rolle das Arsch-Leder ein,  
So wird es dein Fagott woll seyn.

12

Wenn denn der Jahr-Marck vollenbracht,  
So kehren wir zurücke  
Und nehmen, was gesehn, in acht  
Die hohen Gnaden-Blicke.  
Wir wünschen dem Durchlaucht'gen Paar  
Zu leben noch viele Jahr.



Abb. 4 Schlußvignette des Gelegenheitsgedichtes  
Reproduktion nach dem Original im Stadtarchiv Braunschweig

Die Bezeichnung als „Aria“ kann darauf deuten, daß das Gedicht als „Werbegesang“ vorgetragen werden sollte. Die angepriesenen Waren sind mehr Luxus als daß sie dem „Kleinen Manne“, den man in erster Linie auf dem Vechelder Jahrmarkt zu erwarten hatte, zu praktischem Nutzen hätten dienen können. Das meiste war obendrein für ihn unerschwinglich. Es scheint, daß sich unser Gedicht in erster Linie an den fürstlichen Gönner und seine Gemahlin wandte. Diese mögen bereits zuvor zu Elsters Kundschaft gehört haben. Über den Handelsmann ließ sich leider nichts in Erfahrung bringen.

Zierstücke etwa waren jene Gegenstände, die mit aus der Tiefe der Bergwerke mitgebrachten Kristallen, den Drusen, geschmückt waren. In erster Linie als Schaustücke galten auch die Münzen und Medaillen aus Harzer Silber, die im 17. und im 18. Jh. eine besonders hohe künstlerische Qualität besaßen. Besonders verbreitet waren, insbesondere bei wohlhabenden Bauern und Handwerkern, derartige „Tauftaler“ als Patengeschenke.

War ein Stollen unergiebig, so mußten die Anteiler zuzahlen, „Zubuße“ leisten. War er dagegen ergiebig, so wurden sogenannte Ausbeutetaler geprägt, die zumeist auf der einen Seite mit der Darstellung der betreffenden Grube oder ihres Symbols geschmückt wurden.

Gewinn und Verlust wurden auf gedruckten Ausbeutezetteln mitgeteilt. Diese wurden ebenso wie die „Harz-Berg-Kalender“, die unser Gedicht nennt, in der Druckerei von Wilcke in Clausthal hergestellt. Dieser Kalender erscheint übrigens bis auf den heutigen Tag.

Zu den minderen Erzeugnissen der Clausthaler Münze zählten die in unserem Gedicht aufgeführten „Rechenpfennige“. Weniger häufig und – wie auch unser Gedicht erzählt – nur für Reiche wurden vergoldete und versilberte Äpfel angeboten. Vogelbauer dagegen, die zu den Harzer Heimarbeiten gehörten, konnten sich auch weniger Begüterte leisten. Das galt auch für die bleiernen Tintenfüßer, die in mehreren Harzer Hütten, u. a. in Lautenthal, gegossen wurden<sup>7)</sup>. Für ihre einstige große Verbreitung spricht, daß verhältnismäßig viele Beispiele überliefert sind.

Die erwähnte Bergknappenuniform bezieht sich wohl auf eine Puppe oder aber auf eine Kinderausstattung.

Ein handschriftlicher Zettel aus den 1720er Jahren, der die damaligen Marktgebühren aufführt, gibt einen Überblick über die Handelssparten des Vechelder Jahrmektes. Darauf findet sich keinerlei Hinweis auf den Verkauf von Harzer Waren, wie er sonst sehr wohl auf Märkten begegnet<sup>8)</sup>.

	Gr.	Pf.
Leinwandhändler	16	
Wandkrämer (d. h. Stoffhändler)	3	
Gewürzkrämer	3	
Krämer, so mit hölzernem Zeuge handelt	3	
Seifensieder mit einem großen Tisch	2	
Seifensieder mit einem kleinen Tisch	2	
Schnurmacher	1	4
Schuster	1	2
Weißgerber (Verkauf von Leder)	1	
Strümpfe, mit einem kleinen Tisch		4
Von einer Kiepe Weißbrot		

Bereits 1729 sollte der Vechelder Jahrmarkt aus der Martiniwoche auf den Montag bis Mittwoch vor dem Ägidientage (1. 9.) verlegt werden. Der Markt wurde aber schon im folgenden Jahre wieder auf den ursprünglichen Zeitpunkt gelegt. Jener Terminwechsel wird mit „schlechtem Wetter“ in der Martiniwoche begründet. Freilich dürfte der zu geringe Besuch jene Änderung bewirkt haben. Die Ursache dafür freilich ist auf anderem Gebiet zu suchen. Dem Vechelder Markt konnte von vornherein kein sonderlicher Erfolg beschieden sein. Sein mögliches Einzugsgebiet überschneidet sich weitgehend mit dem der Stadt Braunschweig, die bereits in ihrem stationären Handwerk und Handel, noch mehr aber auf den großen Messen ein unvergleichlich größeres Warenangebot bereit hielt und so die Landleute anlockte. Die Bewohner der Dörfer jenseits der braunschweigischen Landesgrenze im Westen aber deckten ihren Bedarf seit alters auf den Märkten in Peine und Hildesheim, soweit es sie nicht auch nach Braunschweig zog. So wird auch der Harzer Handelsmann, wenn er überhaupt einmal auf dem Vechelder Markt sein Angebot ausgebreitet hat, schnell wieder auf die Beschickung verzichtet haben.

Im Jahre 1777 war der Vechelder Markt bereits auf nur einen Tag beschränkt. Damals beteiligten sich keine „ausländischen Händler und Handwerker“, sondern nur solche aus der Stadt Braunschweig, so ein „Ellenkrämer“, d. h. ein Kurzwarenhändler, und einige Mützenmacher. Hauptsächlich wurden 1777 Weißbrot und Honigkuchen verkauft, außerdem aber Köpfe zu Tabakpfeifen und eine Reihe von Drechslerwaren. Eine nennenswerte Summe Geldes kam davon nicht ein. Allenfalls wurde etwas mehr Bier als sonst verkauft, wie es in einem zeitgenössischen Bericht heißt. Besucht wurde der Jahrmarkt danach zu der Zeit hauptsächlich vom „Gesinde“ aus den umliegenden Dörfern zum Vergnügen, sowie der Vechelder Jahrmarkt noch heute in erster Linie ein Vergnügen für Jung und Alt darstellt. In der Regel findet er jetzt als „Krammarkt mit Vergnügungspark“ an einem Wochenende im September statt.

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> P. Albrecht: Die Förderung des Landesausbaues im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel . . . (Bs. Werkstücke. Bd. 58). Braunschweig 1980, S. 428. – <sup>2)</sup> Vgl. Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 9 Alt Vechelde 84. – <sup>3)</sup> Wie Anmerk. <sup>2)</sup>. – <sup>4)</sup> Stadtarchiv Braunschweig: H V Bd. 164. – <sup>5)</sup> Wie Anmerk. <sup>4)</sup>. – <sup>6)</sup> Vgl. H. Lücke: Buchdruckereien in Clausthal-Zellerfeld. In: Allgemeiner Harz-Berg-Kalender. Jg. 1958, S. 64–66. K. Fieke: Über den Werdegang der Buchdruckereien in Clausthal-Zellerfeld von den ersten erfaßbaren Anfängen bis zur Gegenwart. In: Glückauf. Jg. 1937, Nr. 52. – <sup>6)</sup> Wie Anmerk. <sup>5)</sup>. – <sup>7)</sup> W. Isensee: Über Bleitintenfässer. In: Bs. Magazin. Jg. 1927, S. 75 f. – <sup>8)</sup> Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 9 Alt Vechelde 84.

# Gottlieb Luther

*Begründer der Braunschweiger Mühlenbauindustrie*

Von Joachim Dette

Gottlieb Luther, geboren 1813 als Müllerssohn in Halberstadt<sup>20)</sup> und gestorben 1879<sup>32), 33)</sup> als Inhaber einer Maschinen- und Mühlenbauanstalt in Braunschweig, durchlebte eine Zeit des politischen wie technischen Wandels. Die alten Mahlverfahren mit Steinen sowie primitiven Siebvorrichtungen wurden zu seiner Zeit abgelöst von Walzenstühlen (Mahlmaschinen) und Plansichtern (Siebmaschinen), die arbeitssparend untereinander – nach amerikanischem System – mit Horizontal- und Vertikalförderern verbunden waren. In die Unterlagen über die Herkunft der Familie, die Jugend und Lehrzeit, sowie Gesellenjahre und Wanderzeit, sahen die Biografen nicht ein. Sie versuchten im Gegenteil, Lücken in der Biografie mehr oder weniger sinnvoll mit Hilfe der Fabulierkunst, zu ergänzen.

Gottlieb Luther brachte das Erbe einer ununterbrochenen Ahnenreihe von Müllern mit, deren älteste Vertreter bereits im 17. Jahrhundert im Raum Harbke bei Helmstedt nachgewiesen werden können<sup>20)</sup>. Sein wenig seßhaft veranlagter Vater betrieb nacheinander, als Pächter Mühlen in Halberstadt, Röderhof, Harsleben und Ballenstedt und betätigte sich nebenberuflich, zuletzt hauptberuflich, als Mühlenbauer in Halberstadt<sup>20)</sup>. Das Müllerhandwerk lernte Gottlieb nach der Konfirmation (1827?) beim Vater in der Amtspachtmühle Röderhof. Dabei wird ihm der Vater auch Grundkenntnisse im Mühlenbau vermittelt haben<sup>2)</sup>. Erst 1833 trat Gottlieb Luther als Müllergeselle beim Müllermeister Rute in Rüningen ein<sup>2)</sup>. Die Rüninger Mühle, damals wie heute eine der größten im Lande, bot dem jungen Müller und Mühlenbauer ein weites Arbeitsfeld, jedoch wechselte er trotzdem 1836 zur Dampfmühle der Gebrüder Haase nach Braunschweig über<sup>2)</sup>. Die Gebrüder Haase, wohlhabende Kaufleute, unterhielten in der Gildenstraße einen umfangreichen Handel in Material- und Gewürzwaren dazu ein Fuhrgeschäft. Nach reiflicher Überlegung entschlossen sie sich 1832, eine Dampfmaschine zum Antrieb einer Ölmühle sowie zweier Mahlgänge zu erwerben. So entstand 1832 auf einem Gartengrundstück am Anfang der Broitzemer Straße (heute Schmalbach-Lubeca) die erste Dampfmühle im Herzogtum. Luther fand einen Betrieb vor, der mit eisernem Mahlgang getrieben sowie mit Gleitlagern aus Metall und mit neuartigen Mehlsieb- u. Reinigungsmaschinen ausgestattet war<sup>1), 4), 6), 14)</sup>.

Mit dieser Ausstattung gingen einher eine Erhöhung des stündlichen Durchsatzes des Mahlgutes, eine Verringerung des Kraftverbrauches und eine Verbesserung der Mehlgüte. Um seine Leistungen in der Firma Haase zu charakterisieren, zitierte Luther selbst aus einem Zeugnis, das er dort erhalten hatte: „Aus diesem Atteste wird zugleich ersichtlich, daß ich mich auch dem Studium der Mühlenbaukunst mit vielem Fleiße gewidmet habe und darin soweit vortschritt, daß ich selbständig mehrere zweckmäßige Einrichtungen an den Haaseschen Fabrikwerken treffen konnte, und auch, eine neue Sägemühle und Fournierschneidemaschine daselbst zu bauen im Stande war.“<sup>2)</sup> Luthers Hinweis auf das Studium der Mühlenbaukunst während seines Aufenthaltes bei den Gebrüdern Haase von 1836–41 beinhaltet ent-

weder ein Studium als Autodidakt anhand von Lehrbüchern oder eine Weiterbildung in anderen Institutionen z. B. Zeichenschulen. Ohne eine theoretische Ausbildung gleich welcher Art ist sein späterer Lebenslauf nicht denkbar.

Zum besseren Verständnis eines Ereignisses aus der Rüniger Zeit sei Luther noch einmal zitiert: „Nach meiner Konfirmation erlernte ich bei meinem Vater, derzeit in Ballenstedt, die Müllerprofession, kann aber darüber einen Lehrbrief nicht bringen, weil dort die Profession außer dem Gildeverband betrieben wird.“<sup>2)</sup>

Am 24. Oktober 1835 erhielt Luther neben 14 anderen Gesellen einen Lehrbrief nachträglich von der 1834 gegründeten aber schon 1869 wieder aufgelösten Müllergilde in Braunschweig ausgehändigt. Die ihm angedichtete Meisterprüfung hat er nie abgelegt<sup>22)</sup>.

Als selbständiger Mühlenbauer errichtete Luther, wie er selbst sie einschätzte, mehrere bedeutende Mühlenwerke unter anderem in Königsutter Ölmühlen für die Mühlenbesitzer Lorleberg, Prelle sen. und jun., und für Schaper eine Öl-Mahl- u. Graupenmühle<sup>2)</sup>. Die Legende von der Betätigung eines angeblichen Meisters als Ölmüllergeselle in Königsutter dürfte damit aus der Welt sein<sup>29), 34), 35)</sup>. Einige Biografen heben besonders den Bau der Holländer-Windmühle mit Umgang auf der Bremerhöhe vor Clausthal (1845 od. 1848) hervor<sup>28), 29), 34), 35)</sup>.

Eine Holländermühle gleichen Typs mit Umgang, jedoch in den Abmessungen geringer, errichtete Luther im Auftrage des Salmiakfabrikanten Willies vor Braunschweig am Ende des Madamenweges „Am schwarzen Kampe“ 1842 als Knochenmühle. Sie war um die Jahrhundertwende nicht mehr vorhanden<sup>2), 3), 7)</sup>.

Von 1843–55 zierte ein weiterer von ihm erbauter Holländer die Landschaft im Süden der Stadt in der Nähe von Eisenbüttel auf dem Großen Bergfeld vor dem Wilhelmtor. Die Lage in dieser früher so eindrucksvollen Landschaft veranlaßte einige Künstler, die Mühle im Bild festzuhalten<sup>39), 40)</sup>.

Der Bau erfolgte auf Veranlassung der Braunschweiger Lohgerbergilde. Sie sollte dem Zerkleinern von getrockneter Eichenrinde dienen, die zur Lohgerberei benötigt wurde. Über die besondere Einrichtung ist nichts bekannt. Der Bau selbst war ganz in Fachwerk errichtet. Er war 14 m hoch und zeigte die Form einer achteckigen, abgestumpften Pyramide<sup>5), 13), 21)</sup>.

Die Lohgerbergilde verkaufte die Mühle 1855 bereits wieder. Käufer war der Müllermeister Friedrich Spörr aus Leinde bei Wolfenbüttel. Dieser stellte die Windmühle nordwestlich des Dorfes unweit der Frankfurter Straße wieder auf. Hier tat sie ihren Dienst, bis sie im Jahre 1928 abbrannte. Sie hatte in der näheren Umgebung Vorgänger gehabt. So sei erwähnt, daß ein Urgroßvater Friedrich Spörrs, der Müller, Orgelbauer und Hofmechanikus Wilhelm Felter (geb. 1739 Wormsdorf/Aller, gest. 1788 Braunschweig) die Bockwindmühle im Hassel zwischen Leinde und Salzgitter-Barum besessen hatte.

Im Jahre 1846 bemühte Luther sich um die seinerzeit erforderliche Konzession für eine Niederlassung als Maschinen- und Mühlenbauer in Wolfenbüttel. Die Wahl fiel auf diese Stadt, weil sie im Zentrum von Luthers schon vorhandenem Kundenkreis lag. Günstig erschien auch die Eisenbahnverbindung Wolfenbüttels sowohl nach Braunschweig wie nach Magdeburg. Nach der Heirat mit Sophie Dorothee Schaper, Tochter des Mühlenbesitzers



Abb. 1 Anlage der Mühlenbau- und Maschinenfabrik von Luther und Peters  
am Schulwall in Wolfenbüttel, 1864.  
Kol. Lithographie v. F. G. Müller  
Repro nach Original: Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel (Ch. Treptow)

Wilhelm Schaper in Königslutter im Jahre 1846 bezog das Paar eine Wohnung in der Okerstraße 3 in Wolfenbüttel. Vermutlich richtete Luther seine Werkstatt im Hinterhof dieses Eckgrundstückes ein. 1847 richtete Luther ein Gesuch an den Stadtmagistrat von Wolfenbüttel und an die Kreisdirektion zur Erlangung der Konzession für eine Gießerei. Dieses wird mit folgender Begründung von den offiziellen Stellen befürwortet: Luther sei ein tüchtiger wie ebenso solider, rechtlicher und nicht unvermögender Mann mit einem Eigenkapital von 2000 Talern. Dennoch wurde sein Gesuch zunächst abgelehnt. Erst als der Unternehmer drohte, seinen Betrieb nach Oschersleben zu verlagern und auf den damit verbundenen Verlust von Arbeitsplätzen in Wolfenbüttel – ganz modern – hinwies, erteilte das Herzogliche Staatsministerium Luther die Erlaubnis zur Errichtung der Gießerei, freilich nur mit gewissen Einschränkungen. So wurde ihm zwar gestattet, Teile für die von ihm in Auftrag genommenen Maschinen herzustellen, nicht aber „Öfen, Gitterwerk und Grabdenkmäler“, um nicht mit den staatlichen Eisengießereien in Konflikt zu geraten<sup>8), 16)</sup>.

Aus der Zeit, als Luthers Werkstatt sich an der Okerstraße in Wolfenbüttel befand, blieb ein Kostenanschlag erhalten, den der Unternehmer über den Wiederaufbau der abgebrannten Mahl- und Ölmühle seines Schwiegervaters Schaper in Königslutter angefertigt hatte. Daraus sind sowohl der technische Stand des Mühlenbaus, wie Luther ihn vertrat, wie dessen kaufmännische Fähigkeiten ersichtlich. Die Kalkulation Luthers, die einen Betrag von 2663 Talern ergab, beanstandete die Helmstedter Kreisdirektion. Luther hat offenbar seinen Voranschlag überprüft, denn er erklärte schließlich, daß er die Mühle, wenngleich mit einigen Abänderungen, jedoch ebenso gleich, solide und gut für die Summe von 1732 Talern herstellen wolle und durchaus keine weiteren Anforderungen zu machen gedenke<sup>23)</sup>.



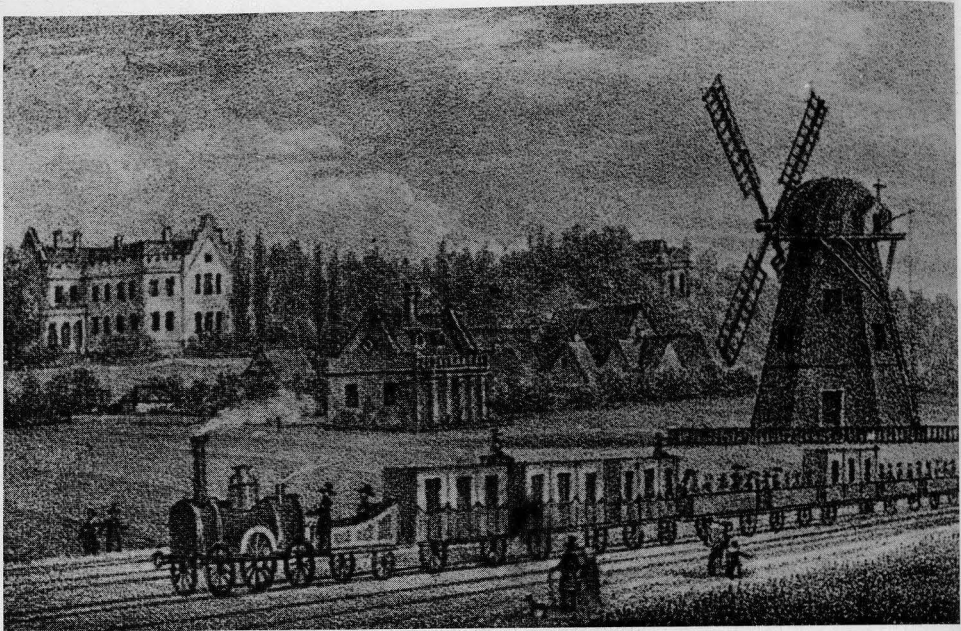


Abb. 2 Historisches Foto der Holländerwindmühle bei Leinde, erbaut 1842/43 vor Braunschweig, 1855 umgesetzt nach Leinde, 1928 abgebrannt

Archivfoto: privat

Um die Forderungen der zahlreicher werdenden Kundschaft dem technischen Fortschritt entsprechend erfüllen zu können und gleichzeitig konkurrenzfähig zu bleiben, fehlten Luther entsprechende, mechanisch angetriebene Holz- und Metallbearbeitungsmaschinen sowie Fabrikräume dafür.

Folgerichtig erwarb er zusammen mit Carl Peters, einem wohlhabenden Mühlenbesitzer aus Wülperode und Nachkommen einer Sickter Müllerfamilie (Neue Mühle, heute Neuerkeröder Anstalten), ein über 3 Morgen großes Grundstück am Schulwall in Wolfenbüttel. Darauf errichteten die Partner 1852 die erste deutsche Mühlenbauanstalt unter der Firmenbezeichnung Luther & Peters<sup>10), 12)</sup>.

Die Fabrik, deren Maschinen von einer Dampfmaschine angetrieben wurden, umfaßte die Abteilungen: Technisches Büro, Dreherei, Schlosserei, Schmiede, Gießerei, Modelltischlerei, Tischlerei, Sägerei, Dampfmaschine mit Kesselhaus, Sozialraum, Montagehalle und diverse Lagerräume. Die Belegschaft setzte sich 1864 zusammen aus: 4 Technikern, 1 Magazinier, 11 Drehern, 10 Schmieden, 2 Buchhaltern, 15 Schlossern, 6 Formern, 28 Holzbearbeitern, 8 Lehrlingen und 9 Tagelöhnern. Außer den Tagelöhnern waren alle Mitarbeiter in der autonomen Betriebskrankenkasse versichert. Die Arbeitszeit betrug 12 Stunden täglich. Im Verhältnis Arbeitgeber zu Arbeitnehmer unterschied Luther sich nicht von Zeitgenossen. Wegen einiger zu harter Bedingungen in der Arbeitsordnung im Hinblick auf Entlassungen, Ersatz zerbrochenen Werkzeuges sowie Ableistung von Überstunden, griff die Kreisdirektion Wolfenbüttel ein und veranlaßte Luther die Bedingungen zu ändern<sup>9)</sup>. Kurzzeitig betei-



Abb. 3 Holländerwindmühle der Lohgerbergilde Braunschweig, 1855 nach Leinde bei Wolfenbüttel umgesetzt (vgl. Abb. 2)

ligte sich Luther übrigens 1858 an der Eitzumer Dampfmühle Nr. ass. 1. Ferner wird er 1862 als Pächter der Steterburger Wassermühle erwähnt<sup>17), 18)</sup>.

Arbeitete der Betrieb an der Okerstraße noch ohne Fremdkapital, so überschritt die Kreditaufnahme in der neuen Fabrik niemals die Grenzen des wirtschaftlich vertretbaren.

Wir bleiben weitgehend im Dunkeln über den Ablauf des Produktionsprogrammes nach dem jeweiligen technischen Standard, den Umfang des Kundenkreises sowie den Beziehungen der Gesellschafter untereinander. Luther wird weiterhin Wasser- und Windmühlen, eiserner Wasserräder, Dampfmaschinen, Turbinen, Sieb- und Reinigungsmaschinen, Horizontal- und Vertikalförderer gebaut haben. Hilfreich für die Weiterentwicklung des Betriebes war 1858 die Aufhebung der Einschränkungen für die Gießerei.

1875 löste Luther, aus bisher nicht bekannten Gründen den Gesellschafter Vertrag mit Peters, um in gemieteten Räumen an der Helenenstraße in Braunschweig mit seinem Sohn Hugo ein eigenes Geschäft zu eröffnen<sup>10), 38)</sup>. Offenbar vernichteten die Teilhaber nach ihrer

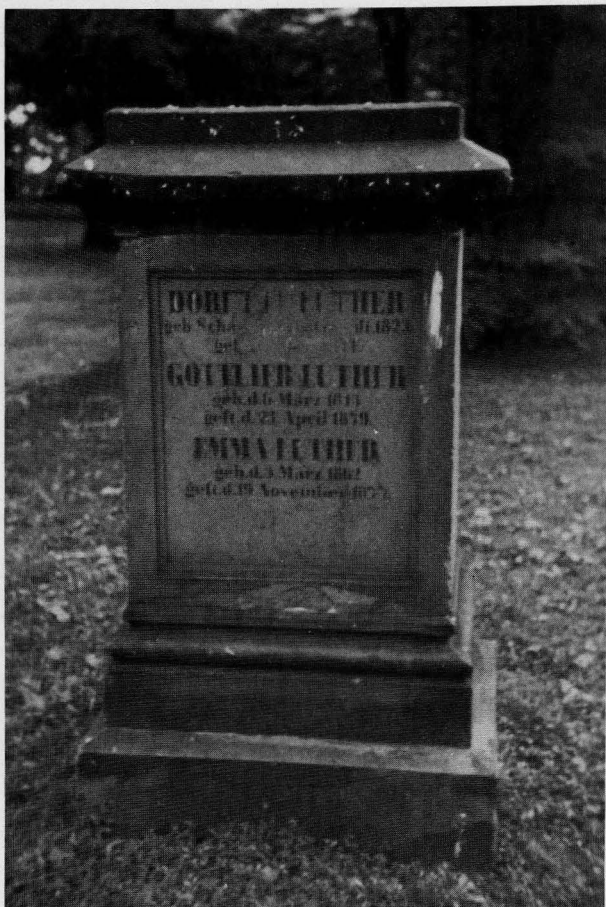


Abb. 4 Grabdenkmal Gottlieb Luthers auf dem alten Martinifriedhof an der Goslarschen Straße in Braunschweig.  
Foto: J. Dette

Trennung alle Geschäftsunterlagen. Die Wolfenbüttler Fabrik verkauften sie gemeinsam an den Ing. Max Ehrhardt aus Berlin<sup>10)</sup>.

Der eigentliche Aufstieg der Firma Luther über den europäischen Raum hinaus, begann erst 1878 mit den Neubau einer Fabrik an der Frankfurter Straße in Braunschweig, deren Planung und Ausführung weitgehend vom Sohn Hugo bestimmt wurde<sup>24)</sup>.

In seinem vorletzten Lebensjahr erwarb Gottlieb Luther vom Mühlenbesitzer Wilhelm Rute die Rüniger Mühle in der er einst von 1833–1836 als Müllergeselle gearbeitet hatte<sup>2)</sup>,<sup>11)</sup>. Viel Freude wird er an diesem Besitz nicht mehr gehabt haben. Er schloß am 10. April 1879 nach längerer Krankheit die Augen und wurde am darauffolgenden Sonntag um 11 Uhr auf dem alten Martinifriedhof an der Goslarschenstraße in Braunschweig beige-  
setzt<sup>32)</sup>,<sup>33)</sup>.

Sein Tod löste in der näheren und weiteren Umgebung kein Echo aus. Das Organ des Deutschen Müllerbundes „Die Mühle“ nahm von seinem Ableben<sup>31)</sup> ebensowenig Kenntnis



wie die Braunschweiger Tageszeitungen. Er hinterließ seinem Sohn Hugo außer Vermögenswerten einen von ihm gut ausgebildeten Mitarbeiterstab an Technikern und Facharbeitern. Von diesen wurden anlässlich des 25jährigen Firmenjubiläums in Braunschweig 37 Mitarbeiter geehrt, die schon in Wolfenbüttel in der Firma tätig gewesen waren.

Kanzow hat die Meinung geäußert, Gottfried Luther sei „als Vater der deutschen Mühlenindustrie“ zu charakterisieren. Bei einer genaueren Kenntnis der gesamtdeutschen Entwicklung ist dieses Urteil nicht aufrecht zu erhalten, ohne damit die Leistung dieses Mühlenbauers zu schmälern.

In einer neueren Untersuchung wird versucht, Gottlieb Luther, der bereits 1879 verstorben ist, mit dem Bau der erst 1880 errichteten Abbenroder Mühle in Verbindung zu bringen. Das ist nicht haltbar. Danach soll hier auch eine von Hugo Luther selbst projektierte Elektromühle eingerichtet sein. Dafür fehlte der elektrische Strom und dem Müller Röhl vermutlich auch das Geld!<sup>39, 40)</sup>.

### Archivalische Quellen

Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel:

<sup>1)</sup> 4 Alt Fb. 5 Nr. 454; <sup>2)</sup> 4 Alt 18 Bd. 42 Klstr. Marienthal Paket 2172 B IV 2; <sup>3)</sup> 4 Ldsch. 70 a Bd. 7 Nr. ass. 3058; <sup>4)</sup> 4 Ldsch. 70a Bd. 7 Nr. ass. 3007; <sup>5)</sup> 4 Ldsch. 70b Bd. VII Nr. ass. 3081; <sup>6)</sup> 12 A Neu Fb. 5 Nr. 4976 u. 6095; <sup>7)</sup> 12 A Neu Fb. 5 Nr. 6094 Bd. 1; <sup>8)</sup> 12 A Neu 13 Nr. 10758; <sup>9)</sup> 34 N Fb. 1 Paket 287 XV Nr. 554; <sup>10)</sup> 46 Neu 24 Nr. 695 S. 278; <sup>11)</sup> 47 Neu 14 Nr. 101; <sup>12)</sup> 47 Neu 14 Nr. 109 S. 223; <sup>13)</sup> 126 Neu 1473; <sup>14)</sup> 126 Neu 1996; <sup>15)</sup> 127 Neu 39; <sup>16)</sup> 127 Neu Fb. 1 Nr. 81 333 XLVI, 652–653; <sup>17)</sup> 127 Neu Fb. 1 Nr. 81 333 XLVI, 150; <sup>18)</sup> 127 Neu Fb. 1 Nr. 155; <sup>19)</sup> 128 Neu Nr. 6; <sup>20)</sup> 273 N 24.

Stadtarchiv Braunschweig:

<sup>21)</sup> D III V3 Nr. 63; <sup>22)</sup> G VIII Nr. 374.

Stadtarchiv Königsutter:

<sup>23)</sup> St. XV 2.

### Literatur

<sup>24)</sup> (Ehrenberg, G): G. Luther Maschinenfabrik u. Mühlenbauanstalt. Braunschweig u. Darmstadt. 1846–1896. – <sup>25)</sup> Zimmermann, P: Hugo Luther. In BS. Magazin. Jg. 1901, S. 169–170. – <sup>26)</sup> Bettgenhäuser, R: Die Industrien des Herzogtums Braunschweig. Teil I. Braunschweig 1899, S. 109. – <sup>27)</sup> Kanzow, G: Grundzüge der Braunschweigischen Industrie (Veröffentlichungen der wirtschaftswissenschaftlichen Gesellschaft zum Studium. Nds. Reihe A, H. 6) Hannover 1928, S. 43–44. – <sup>28)</sup> Luther, St: Die Geschichte des Mühlenbaues, insbesondere die Entstehungsgeschichte des Großmühlenbaues in Braunschweig. Vortrag. Maschinenschrift o. O, 1931. – <sup>29)</sup> Trapp, A: Zur Geschichte der Braunschweiger Mühlenindustrie. In: Braunschweiger Blätter. Jg. 1937, S. 14–15. – <sup>30)</sup> Nolte, H: Geschichte der Mühle Rünigen Aktiengesellschaft. Referat anlässlich einer Arbeitstagung der Vereinigung Deutscher Werks- und Wirtschaftsarchivare. oO, oJ. – <sup>31)</sup> Die Mühle. Jg. 1879. – <sup>32)</sup> Braunschweigische Anzeigen. Jg. 97. 1879, S. 797. – <sup>33)</sup> Braunschweiger Tageblatt Jg. 1879 Nr. 95 v. 24/4. – <sup>34)</sup> Eichhorn, H: Pioniere des modernen Mühlenbaus. In: Wolfenbüttler Zeitung Jg. 1985 Nr. vom 17. 8. – <sup>35)</sup> Derselbe: Mühlenbau Ingenieure mit Weltruf. In: Die Mühle Mischfutter. Jg. 1986, S. 256–257. – <sup>36)</sup> Tischert, H: 110 Jahre Luther Werke, Luther u. Jordan. Braunschweig u. Berlin 1956, S. 8–11. – <sup>37)</sup> Flechsig, W: Ostfälische Instrumentenmacher des 18. u. frühen 19. Jh. In: Braunschweigische Heimat. Jg. 1963, S. 43–45. – <sup>38)</sup> Adreßbuch Stadt Braunschweig. Ausgabe 1877. – <sup>39)</sup> Stadtarchiv BS. HX: A11 Lithographie Stadtansicht von Süden um 1850. – <sup>40)</sup> Heinemann, O. v: Das Königreich Hannover und das Herzogtum Braunschweig in malerischen Original-Ansichten. Darmstadt 1858 hier: Stahlstich: Braunschweig von Richmond.

# Das Schwein in der Volkssprache und in den Flurnamen Ostfalens

Von Werner Flechsig

## 1. Geschlechts- und Altersbezeichnungen des Schweins in der Mundart

Die mundartliche Bezeichnung der Tiergattung „Schwein“ im allgemeinen ist hierzu-landende *Swīn* im Osten und *Swāin*, *Swāin*, *Swōin* oder *Swoīn* im Westen.

Das weibliche Schwein heißt *Sū* (*Sü*, *Sou*, *Sau* oder *Siu*). Hat es noch nicht geferkelt, so wird es auch *Sūs-wīn* (*Souswāin* usw.) genannt. Hat es aber geferkelt und säugt Junge, so unterscheidet man das Mutterschwein von der Sau schlechthin in den meisten ostfälischen Orten nach meinen Umfragen von 1951 und 1964 durch das Wort *Söge* (*Söje*, *Sö'e*), *Sēge* (*Sēje*, *Sēe*) oder *Süge* (*Süje*, *Sü'e*).

Das „Ferkel“ nennt man während seiner ersten Lebenswochen im östlichen und mittleren Ostfalen nach meinen Umfragen von 1954 und 1964 *Farken*, im westlichen Ostfalen wie in Westfalen *Fickeln*. Ist das Jungschwein etwa ein Vierteljahr alt geworden, so bezeichnet man es nach meinen Umfragen von 1952 und 1964 als *Schötlīnk* (114 Orte meist im westlichen Ostfalen) bzw. *Schödlīnk* (*Schülīnk*) in 25 westostfälischen und 3 mittelostfälischen Orten, als *Stangen* bzw. *Stangenswīn* (-*swāin* usw.) in 121 nordwestlichen Orten, *Hesslink* in 11 verstreuten Orten, als *Polk* oder *Pölk* in fast allen untersuchten Orten des östlichen und mittleren Ostfalen und einigen westostfälischen Orten oder als *Löper* (*Lüöper*, *Lüper*) verstreut in allen untersuchten ostfälischen Kreisen. Auch das etwa halbjährige Jungschwein hat noch seine besonderen Bezeichnungen, nämlich *Stangenswīn* (-*swāin* usw.) in 302 Orten aller Landesteile, *Löper* (*Lēper*, *Lieper*, *Lüpwe*) in 123 Orten meist des östlichen und mittleren Ostfalen und *Polk* in nur 10 Orten des Ostens.

Das männliche Schwein nennt man abweichend vom nördlichen Niedersachsen und Westfalen nur in Ostfalen nach meinen Umfragen von 1954 und 1964 meist *Kempe*, d. h. „Kämpfer“, und zwar von der Magdeburger Börde im Osten bis zur Oberweser im Westen, vom Harz im Süden bis zu den Kreisen Gifhorn, Celle, Burgdorf und Neustadt im Norden. Nur in 8 Orten der 3 letztgenannten Kreise fand sich statt *Kempe* das nordniedersächsische Wort *Basse*, in 12 westostfälischen Orten *Bäre* (*Bēre*, *Biēre*). Ist das männliche Schwein durch den *Swāinesnäier*, d. h. „Schweineschneider“ kastriert worden, um es zur Mast statt zur Zucht zu nutzen, dann heißt es nach den Umfragen von 1951/1964 entweder *Kemp(en)swīn* (-*swāin* usw.), so in fast allen Orten des östlichen und mittleren Ostfalen und in 10 westostfälischen Orten, oder *Borch* bzw. *Bork* in den meisten west- und nordostfälischen Orten wie in Westfalen und Nordniedersachsen sowie verstreut in 10 mittel- und ostfälischen Orten. Nur in einem Teil des westlichen Ostfalens und nicht in Westfalen bekannt ist der Ausdruck *Hekken n.* oder *Heckenswāin* (-*swōin*) für das kastrierte männliche Schwein. Es fand sich in den Kreisen Hildesheim (2 Orte), Gandersheim (12), Osterode (2), Einbeck (14), Holzminden (9) und Alfeld (6).

## 2. Zusammengesetzte Appellativa mit *Swīne-* und *Sū-* als Bestimmungswort

Die vorstehend aufgeführten Bezeichnungen für das Schwein sind zahlreicher als die für unsere anderen Haustiere, wohl deshalb, weil Bauer und Händler den zur Mast bestimmten heranwachsenden Jungtieren besondere Aufmerksamkeit zuwandten. Umso auffallender ist es, daß bei zusammengesetzten Appellativen des ostfälischen Wortschatzes, die sich auf das Schwein beziehen, nur *Swīn* (*Swāin* usw.) und *Sū* (*Sou* usw.) als Bestimmungswörter erscheinen. Da gibt es nach Ausweis meines Zettelarchivs für ein Ostfälisches Wörterbuch an Bildungen mit *Swīn(e)*: *Swäineborste* f. „Schweineborste“, *Swīnedacks* m. „Dachs mit schweinsähnlichem Kopf“ zum Unterschied vom hundsköpfigen *Hunnedacks*, *Swäinedarme* m. „Schweinedarm“, *Swīndrīwelße* n. „Mastfutter für junge Schweine“, *Swäinedrāwer* m. „Schweinetreiber, Schweinehändler“, *Swāine-emmer* m. Eimer für Schweinefutter“, *Swīnefleisch* n. „Schweinefleisch“, *Swāinefutter* n. „Schweinefutter“ *Swīneggel* (-*ejjel*, -*ēgel*, -*ējel*) m. „Igel, auch Schelte für einen schmutzigen Menschen“, *Swāinegout* n. „alle Arten Fleisch vom Schwein beim Schlachten“, *Swāinehāken* m. „Haken, an dem das geschlachtete Schwein aufgehängt ist“, *Swāinehāndlār* m. „Schweinehändler“, *Swīnehöen* n. „Schweinehüten, Name eines Ballspiels der Mädchen in Brome, Kr. Gifhorn“, *Swāinejunge* m. „Gehilfe des Schweinehirten“, *Swīnekērl* m. „Schweinekerl, Spitzname für eine Familie Pahl in Wolfshagen“, *Swīneklappe* f. „Futterklappe am Schweinekoben“, *Swīneköben* m. *Swīneköppe* pl. „Schweineköpfe, Spitzname für die Einwohner von Mackendorf im Kr. Helmstedt“, *Swīnekrūt* n. „Besenginster“, *Swāinemēß* m. „Schweinemist“, *Swāinemester* m. „Schweinemeister, der auf Landgütern der Schweinezucht vorsteht“, *Swāinrōr* n. „Schweineohr“, *Swīnepaisel* (-*pēsel*, -*piēsel*, -*pisel*, -*päsel*, -*päisel*) m. „Begattungsglied des männlichen Schweines“, *Swāinepōten* pl. „Schweinepfoten“, *Swīnepōtsel* m. = *Swīnepaisel*, *Swāineslachtet* n. „Schweineschlachten“, *Swāinesmalt* n. „Schweineschmalz“, *Swāinesnäier* m. „Schweineschneider, der männliche Jungschweine kastriert“, *Swāinestall* m. „Schweinestall“, *Swāineswanß* m. „Schweineschwanz“, *Swāinetōne* pl. „Schweinezehen (als Mahlzeit)“, *Swāinetroch* m. „Schweinetrog“ und *Swīnetrūel* m. = *Shwāinetroch*. Bemerkenswert sind besonders die Bildungen *Swīnepaisel* (usw.) und *Swāinenäier*, an deren Stelle man Kempenpaisel und Kempennäier erwarten sollte, da sie sich nur auf das männliche Schwein beziehen. Zu den genannten Zusammensetzungen aus dem neuzeitlichen Wortbestande kommen noch aus schriftlichen Quellen früherer Jahrhunderte *Swynevader* als Familienname von 1393 in Braunschweig, das heißt „Schweinevater“, *Swynevoet* als Familienname von 1538 in Braunschweig, d. h. „Schweinefuß“, verhochdeutsch *Schweinerling* 1815 „ringförmiger Pferch für weidende Schweine im Walde während der Eichelmast“ und verhochdeutsch *Schweinewanne* 1641 in Braunschweig, d. h. „Wanne für das Fleisch vom geschlachteten Schwein im Hause“.

Gegenüber der Fülle dieser Bildungen mit *Swīn(e)*- bzw. *Swāin(e)*- als Bestimmungswort ist die Zahl der Bildungen mit *Sū-* bzw. *Sou-* (usw.) auffallend gering, und sie lassen auch zu meist keine deutlichen Beziehungen zum Körper oder zur Lebensweise des weiblichen Schweines erkennen. Es sind *Soudäiße* f. „1) Saudiestel, *Sonchus arvensis* und *S. olearius*, 2) Kratzdiestel, *Carduus*“, *Sūdrīben* n. „Name eines alten Ballspiels“, *Sūharke* f. „große Nachharke“, *Soukōl* m. „Saukohl, *Cirsium oleraceum*“, *Sūsānger* m. „1) schlechter Sänger, 2) leichtsinniger Mensch, Herumtreiber“, *Sūstarwe* f. = *Sūharke* und *Süstert* m. „Wirbel-

wind“. Ergänzt wird diese kurze Reihe durch 4 Braunschweiger Familiennamen des späten Mittelalters, nämlich *Subake* 1440 „Saurücken“, *Sudanz* 1330 „Sautanz“, *Sukop* 1456 „Saukopf“ und *Suweyde* 1358 „Sauweide“. Wir können heute nicht mehr ergründen, warum die Wörter und Namen dieser Gruppe, nicht mit *Swīn(e)*-statt mit *Sū* als Bestimmungswort zusammengesetzt wurden.

### 3. Das Schwein im ostfälischen Sprichwort

In meinem Buch „Ostfälische Sprichwörter“<sup>1)</sup> habe ich 20 Sprichwörter veröffentlicht, in denen vom *Swīn* (*Swāin*) die Rede ist, und zwar in den Nummern 129, 204, 213, 476, 480, 526, 840, 841, 896–898, 1197, 1277, 1399, 1661, 1680, 1833, 1838 und 1852. Unter den Sprichwörtern erscheint *Swīn* (usw.) ferner als Bestimmungswort in *Swīnemā(r)s* „Schweinearsch“ (Nr. 830), *Swīnebrā'e* „Schweinebraten“ (Nr. 828), *Swāinekiēse* „Schweinekäse“ (Nr. 721), *Swīnswirken* „Schweineschwärtchen“ (Nr. 371), *Swāinetroch* „Schweinetrog“ (Nr. 205), *Swīnetōne* „Schweinezehen“ und *Swīnefoite* „Schweinefüße“ (Nr. 887) und *Swāinejjel* „Schweiniigel“ (Nr. 764). Dieser langen Reihe von Sprichwörtern mit *Swīn(e)*- stehen nur 3 mit *Sū* gegenüber in den Nrn. 206, 337 und 1197, während der Kempe im Sprichwort überhaupt fehlt. Farken bzw. Fickeln erscheint viermal in den Nr. 208, 213, 337 und 1883.

### 4. Das Schwein in ostfälischen Flurnamen

In der Geographisch-statistischen Beschreibung der Fürstentümer Wolfenbüttel und Blankenburg von Hassel und Bege heißt es über die Schweine im Braunschweigischen: „Auf die Schweinezucht legt man sich vorzüglich in den Ämtern Campen, Vorsfelde, Calvörde, Baardorf, in der Gegend von Braunschweig und überhaupt allenthalben, wo die Viehzucht reiche Molken, der Kornbau Schrot, und das Bierbrauen und die Branntweimbrennerei Hefen und Mesche abwerfen, oder hinlänglich Eichen- und Buchenmast vorhanden ist. – Eine gute Sau bringt 10, auch wol mehr Ferkeln zur Welt, die  $\frac{1}{2}$  Jahr auf dem Hofe gehen und sodann ausgetrieben werden; zu Speckschweinen werden gewöhnlich  $1\frac{1}{4}$  jährige Schweine genommen“<sup>2)</sup>. Gleiches oder doch Ähnliches dürfte damals auch für andere Landesteile Ostfalens gegolten haben. Daraus geht klar hervor, welche Bedeutung für die Ernährung der Schweine in früheren Jahrhunderten der Austrieb nicht nur der ausgewachsenen, sondern auch der halbwüchsigen Schweine zur Weide auf Ängern, Stoppelfeldern und Waldböden mit Eichen- und Buchenbeständen unter der Obhut eines Schweinehirten hatte. In Anbetracht dessen ist es nicht verwunderlich, daß sich hierzulande zahlreiche Plätze in den Feldmarken und Waldungen finden, deren Namen in ihren Bestimmungswörtern an ehemalige Schweineweiden erinnern.

Die hier folgenden Zusammenstellungen einschlägiger Flur- und Forstortsnamen in Ostfalen ist zwar keineswegs vollständig, da längst nicht alle Stadt- und Landkreise zwischen Mittelbe und Oberweser, Harz und Heide flurnamenkundlich gleich gut durchforscht sind. Die von mir hier aufgeführten Namen sind dem Zettelarchiv für mein Ostfälisches Wörterbuch entnommen. Sein Flurnamenbestand geht zurück hauptsächlich auf die um 1912 begonnene und noch immer nicht abgeschlossene Flurnamensammlung des Braunschweigischen Landes-



vereins für Heimatschutz, auf die handschriftlichen Auszüge aus den Akten und Karten der braunschweigischen General-Landesvermessung des 18. Jahrhunderts im Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel, die von Otto Schütte vor dem und im Ersten Weltkriege angefertigt wurden und jetzt im Braunschweigischen Landesmuseum aufbewahrt werden, die gedruckte Flurnamensammlung des Amtes Harzburg von Wieris<sup>3)</sup>, die gedruckte Flurnamensammlung des Salzgitter-Gebietes von Wiswe<sup>4)</sup>, die gedruckten Flur- und Forstnamensammlungen der Goslarer Feldmark und Forst von Grundner-Culemann<sup>5)</sup>, die gedruckte Flur- und Forstnamensammlung des Kreises Wernigerode von Grosse<sup>6)</sup>, die gedruckte Flurnamensammlung des Stadtkreises Magdeburg und des Landkreises Wanzleben von Burghardt<sup>7)</sup>, die maschinenschriftliche Flurnamensammlung des Altkreises Haldensleben von Albert Hansen, deren Durchschlag sich im Br. Landesmuseum befindet, die Flur- und Forstnamen in der gedruckten Geschichte des Kreises Alfeld von Graff<sup>8)</sup> und die gedruckte Sammlung der Fluß- und Bachnamen im Stromgebiet der oberen und mittleren Leine von Kettner<sup>9)</sup>. Um Platz zu sparen, verwende ich im folgenden die Abkürzungen Kr. = Kreis, Al. = Alfeld, Bla. = Blankenburg, Br. = Braunschweig, Ga. = Gandersheim, Gi. = Gifhorn, Go. = Goslar, Ha. = Haldensleben, He. = Helmstedt, Hi. = Hildesheim, Ho. = Holzminden, Ma. = Magdeburg, No. = Northeim, Ost. = Osterode, Pe. = Peine, Sa. = Salzgitter, Wa. = Wanzleben, We. = Wernigerode und Wo. = Wolfenbüttel. Die angegebene Kreiszugehörigkeit der genannten Orte bezieht sich auf die Verhältnisse vor der Gebietsreform des Landes Niedersachsen und des Bezirks Magdeburg in der DDR.

*a) Namen mit „Schwein“ bzw. „Swīn“ als Bestimmungswort*

- Schweineanger: 1) so im 19. Jahrh. bei Br, Feldmark der Neustadt; 2) so 1755 bei Wo.; 3) Swīneanger 1912 bei Gr. Brunsrode, Kr. Br.; 4) Auf dem Schweineanger 1772 bei Dertental, Kr. Ho.; 5) Swīneanger 1956 bei Ma.-Fermersleben; 6) Schweineanger 1824 bei Ma.-Salbke; 7) ebenso 1911 bei Welsleben, Kr. Wa.
- Schweinebach (?): 1) Bach Schweimke 1773 bei Ost.; 2) ebenso 1784 bei Dorste, Kr. Ost.
- Schweineberg: 1) im Swineberg 1567 bei Sa.-Kniestedt; 2) der Schweineberg, 1776 ein Busch bei Golmbach, Kr. Ho.; 3) ebenso 1786 bei Ma.-Kreuzhorst, Bach.
- Schweinebleek: so 1852 bei Sa.-Beinum.
- Schweinebruch: 1) Swäinebräk 1938 bei Sa.-Steterburg; 2) Swinebrook 1581, in'n Swēnebrauke 1964 bei Groß Rhüden, Kr. Hi.
- Schweinebrunnen: 1) Swäinebrunnen 1965 bei Sa.-Bleckenstedt; 2) Schweinebrunnen 1848 bei Bad Harzburg, Kr. Wo. im Forstamtsbezirk II.
- Schweinebusch: 1) so 1748 bei Mönche-Vahlberg, Kr. Wo.; 2) so im 19. Jh. bei Osterwieck, Kr. Halberstadt.
- Schweinefeld: Schweine Feld 1768 bei Welsleben, Kr. Wa.
- Schweineföhr: so 1845 bei Thune, Kr. Br.
- Schweinegrund: so im 19. Jahrh. bei Wiedelah, Kr. Go.
- Schweinehagen: so 1847 bei We.
- Schweineholz: Swīneholt 1976 bei Leiferde, Kr. Gi.
- Schweinekamp: 1) so 1763 bei Watzum, Kr. Wo.; 2) Swäinekamp 1953 bei Lengde, Kr. Go.

Schweinekiel: Der Schweinekiel um 1760 ein Anger bei Pabstorf, Kr. Wo.

Schweineklänge: so im 19. Jahrh. bei Hammenstedt, Kr. No.

Schweinekopf: so 1802 bei Groß Ottersleben, Kr. Wa.

Schweinekottor: Swīnekötteldör 1951 in Lehre, Kr. Br.

Schweinekuhle: 1) Swīneküle 1954, Schweinekuhle, ein Acker von 18 Morgen bei Hordorf, Kr. Br.; 2) In der Schweinekuhle im 19. Jahrh. ein Forstort bei Klein Lafferde, Kr. Pe.

Schweinelager: so 1781 bei Eilsleben, Kr. Ha.

Schweineloch: Swāinelock 1938 bei Sa.-Hallendorf.

Schweinepfuhl: 1) Die Wenden Thors Gemeinde genannt der Schweine Pfuhl 1753/54, ein Teich von 8 Morgen u. 50 Ruten sowie Am Schweine Pfuhl, ein Anger von 81 Morgen u. 27 Ruten vor dem Wendentore bei Br.; 2) Swinepol 1565, Im Schweinepfuhl in der Feldmark des Hagens bei Br.; 3) Der Schweine Pfuhl 1753/54 127 Morgen Anger vor dem August- und Steintore bei Br.; 4) Schweinepfuhl 1767, ein Grasland beim „Altfeld“ in der Feldmark der Altstadt bei Br.

Schweineplatz: Schweine Platz 1680 u. 1859 bei Go.

Schweinerling: 1) so im 19. Jahrh. bei Harbke, Kr. Ha.; 2) so im 19. Jahrh. bei Marienborn, Kr. Ha.; 3) so 1786 bei Ma.-Kreuzhorst; 4) so 1805 bei Ma.-Rothensee.

Schweinerücken: 1) Swāinerüggen 1965 bei Sa.-Gitter; 2) Schweinerücken 1680 bei Bad Harzburg, Kr. Wo. im Forstamtsbezirk II; 3) Schweinerügge im 19. Jahrh. bei Harbke, Kr. Ha.

Schweineschwarte: so 1757 bei Bevern, Kr. Ho.

Schweinestall: 1) so 1752, Schweinestallsberg 1865, 12. ha. Land bei Flechtorf, Kr. Br.; 2) Swāinestall 1965 bei Sa.-Lobmachtersen.

Schweinetal: so im 19. Jahrh., Schwīnedäl 1942 bei Hasselfelde, Kr. Bla., im Forstamtsbezirk II („hier häufig Wildschweine“).

Schweineteich: 1) so 1848 bei Bad Harzburg, Kr. Wo., im Forstamtsbezirk II; 2) Schwīnedik 1954 bei Behrendorf, Kr. Wa.

Schweinetreiberweg: Schwīnedrīwerwech 1954 bei Domersleben, Kr. Wa.

Schweinetrift: so 1759 bei Bornhausen, Kr. Ga.

Schweinetroch: In'n swāinetrōjen 1965, In den Schweinetrōgen 1706 bei Sa.-Ohlendorf.

Schweineweide: 1) Swinewaide 1952 bei Flechtorf, Kr. Br.; 2) Swāinewaie 1952 bei Sottmar, Kr. Wo.; 3) Swīnewaije oder Masch 1951 bei Brechtorf, Kr. He.; 4) Schweineweide 1859 bei Brackstedt, Kr. He.; 5) Swīnewāje 1935 bei Hoitlingen, Kr. He.; 6) Schweineweide 1854 bei Kästorf, Kr. He.; 7) Swīnewaie 1934, um 1870 Schweineweide bei Klein Sisbeck, Kr. He.; 8) öle Swīnewaie, 1935 eine sumpfige Wiese u. Acker bei Rickensdorf, Kr. He.; 9) Schweineweide 1934/35 bei Rieseberg, Kr. He.; 10) Swīnewaie 1932, Schweineweide 1868 bei Velstove, Kr. He.

Schweineweg: so 1935 bei Rickensdorf, Kr. He.

Schweinewelle: de Swāinewelle 1912, Die Schweinewelle 1765, eine Wiese bei Kissenbrück, Kr. Wo.

Schweinewiese: so im 19. Jahrh. bei Lutter, Kr. Ga.

Schweinewinkel: 1) so 1752 bei Sierße, Kr. Br.; 2) ebenso im 19. Jahrh. bei Stiddien, Kr. Wo.; 3) Swāinewinkel 1965 bei Sa.-Ohlendorf; 4) Der Schweinewinkel 1700 auf dem Hagenmarkt in Br., wo Schweinemarkt abgehalten wurde; 5) Forstort Der Schweinewinkel

1952 im Elm bei Warberg, Kr. He.; 6) Schwinewinkel 1911 bei Ma.-Diesdorf; 7) ebenso 1938, der frühere Schweinestand des Viehmarktes in Hasselfelde, Kr. Bla.; 8) Beim Schweinewinkel 1759 bei Klein Rhüden, Kr. Ga.; 9) in'n Sweinewinkel 1964 bei Gr. Rhüden, Kr. Hi.

Schweinsberg: 1) so 1746 im Forstamtsbezirk Wenzen, Kr. Ga. 2) ebenso 1760 bei Delligsen, Kr. Ga.

Schweinsburg: so im 19. Jahrh. bei Sack, Kr. Al.

Schweinsgrube: so im 19. Jahrh. bei Sack, Kr. Al.

Schweinsgrund: so im 19. Jahrh. bei Sack, Kr. Al.

Schweinskopf: so 1640 bei Wernigerode.

Schweinsläger: Swinsläger 1912, Schweinsläger 1760, ehemalige Schweineweide in einem mit vielen Eichen bestandenen Waldstück bei Groß Brunsrode, Kr. Br.

#### *b) Namen mit „Sau“ bzw. „Sü“ als Bestimmungswort*

Sauanger: 1) so 1838 bei Goslar; 2) ebenso 1818 bei Ma.-Prester; 3) ebenso 1788 bei Ma.-Zipkeleben 4) ebenso im 19. Jahrh. bei Domersleben, Kr. Wa.; 5) ebenso 1751 bei Egel, Kr. Wa.; 6) Süanger 1954 bei Etgersleben, Kr. Wa.; 7) ebenso 1911 bei Wolmirsleben, Kr. Wa.

Saubach: 1) Subeck 1755 bei Rottorf, Kr. He.; 2) Sübeek 1953 bei Haverlah, Kr. Go.; 3) – 18) Subach, u. 19) Supke im Stromgebiet der oberen und mittleren Leine 10.

Sauberg: 1) so im 19. Jahrh. bei Morsleben, Kr. Ha.; 2) Sübarch 1911 bei Remkersleben, Kr. Wa.; 3) Forstort Sauberg im 19. Jahrh. bei Evensen, Kr. Al.; 4) Langer Sauberg 1858 bei Adensen, Kr. Hameln; 5) Am Sauberge 1764 bei Rühle, Kr. Ho.; 6) Unterm Sauberge im 19. Jahrh. bei Elliehausen, Kr. Göttingen.

Saubleek: so im 19. Jahrh. bei Beuchte, Kr. Go.

Saubrücke: 1) subrucke 1582 bei Goslar; 2) of de Sawbrugke 1515 bei Wernigerode.

Sauborn: so als Forstort im 19. Jahrh. bei We.

Saubüh: 1) so im 19. Jahrh. als Gemeindeanger bei Neuhof, Kr. Al.; 2) ebenso im 19. Jahrh. bei Hammenstedt, Kr. No.

Saudehne: Sudehne im 19. Jahrh. bei Woltershausen, Kr. Al.

Saufang: 1) so 1538, ein Saupark am Seßberge bei We.; 2) ebenso im 19. Jahrh. bei Himmelsforfte, Kr. Wa.; 3) ebenso im 19. Jahrh. als Forstort im Ilsenburger Holz bei Ilsenburg, Kr. We.

Saufeld: 1) so 1865 bei Klein Rodensleben, Kr. Wa.; 2) ebenso 1855 bei Wolmirsleben, Kr. Wa.

Saugraben: 1) Sewegraben 1564, Saugraben im 19. Jahrh. bei Ma.-Altstadt; 2) Siugraben 1953 als Forstort bei Wenzen, Kr. Ga.

Saukamp: 1) Auf dem Suhkamp im 19. Jahrh. bei Klein Schwülper, Kr. Gi.; 2) Saukamp 1771 bei Br.-Lehndorf; 3) ebenso 1772 bei Lucklum, Kr. Br.; 4) Sūkamp 1913, 1772 u. 1803, Saukamp 1845, Wiese u. Acker bei Schulenrode, Kr. Br.; 5) Saukamp 1778 bei Eitzum, Kr. Wo.; 6) Sau Camp 1685 bei Sa.-Ohlendorf; 7) Saukamp im 19. Jahrh. bei Bettingerode, Kr. Wo.; 8) Sau Camp 1578 bei Seesen, Kr. Ga.; 9) Der Saukamp 1758 bei Ahls-

hausen, Kr. Ga.; 10) Hinter dem Saukamp 1757 bei Opperhausen, Kr. Ga.; 11) Saukamp 1779 bei Woltorf, Kr. Pe.; 12) ebenso im 19. Jahrh. bei Allersheim, Kr. Ho.

Sauklint: van dem sueklinte 1515, Sauklint 1731 u. 1758, entstellt zu Südklint 1798ff. in Br.

Saukuhle: 1) so im 19. Jahrh. bei Beienrode, Kr. Br.; 2) ebenso im 19. Jahrh. bei Morsleben, Kr. Ha.

Saulager: Im Saulager im 19. Jahrh. bei Bredelem, Kr. Go.

Saumark: so 1726 ein Anger bei Ma.-Zipkeleben.

Saumarsch: 1) Sawmarsch 1457 bei Ma.-Neustadt; 2) sumarsch 1457 bei Ma.-Altstadt.

Saumorgen: 1) Sümorgen 1976 bei Leiferde, Kr. Gi.; 2) Die Saumorgen 1752 bei Bansleben, Kr. Wo.

Sauplan: Sauplan Breite 1702 bei Wa.

Sausiek: Sau Sieck 1759 bei Fürstenberg, Kr. Ho.

Saustall: so im 19. Jahrh. bei Druxberge, Kr. Ha.

Saustöß: Sustot 1700 bei Go.

Saustraße: sustrate 1552 u. 1567, entstellt zu sudstrate 1580, Südstraße 1731ff. in Br.

Sautal: 1) Südäl 1935, Sautal im 19. Jahrh. bei Reinsdorf, Kr. He.; 2) Südäleken 1942, Sautal 1828 im Forstamtsbezirk bei Hasselfelde, Kr. Bla.

Sauti: Suti im 18. Jahrh. bei Räbke, Kr. He.

Sautrog: 1) so im 19. Jahrh. bei Sa.-Ohlendorf; 2) ebenso 1911 bei Ma.-Neustadt.

Sauweide: Suweyde 1358 als Personennamen in Br.

Sauwelle: 1) Sau-Welle 1769 bei Rautheim, Kr. Br.; 2) Sauwelle 1778 bei Eitzum, Kr. Wo.; 3) ebenso 1747, Wiese u. Acker bei Timmern, Kr. Wo.

Sauwiese: In der Zau 1951, Sauwiese 1758 bei Jerze, Kr. Ga.

Sauwinkel: 1) so 1865 bei Seehausen, Kr. Wa.; 2) ebenso 1738 u. 1847 am Schimmerwald bei Stapelburg, Kr. We.; 3) Im Sauwinkel 1756 bei Langelsheim, Kr. Ga.; 4) Auf der Sauwinkel-Försterwiese 1763 bei Münchhof, Kr. Ga.

### *c) Namen mit Kempen als Bestimmungsort*

Kempeken: bi dem Kempecken 1391, Der Schweinebusch im 19. Jahrh. bei Osterwieck, Kr. Halberstadt.

Kempen: 1) Kempen im 19. Jahrh. bei Almstedt, Kr. Al.; 2) Kempen im 19. Jahrh. bei Irmenseul, Kr. Alf. (zu Kempe oder zu Kamp?).

Kempenberg: Kempenbarch 1951 bei Bad Harzburg, Kr. Wo.

Kempenbleek: 1) Kempen-Bleek im 18. Jahrh. bei Sa.-Immendorf; 2) ebenso im 18. Jahrh. bei Sa.-Reppner; 3) Kämpenbleek 1817 bei Sa.-Lobmachtersen; 4) Kempenbleek bei Dettum, Kr. Wo.; 5) ebenso von Hammenstedt, Kr. No.

Kempengrube: 19. Jh. Hammenstedt, Kr. No.

Kempengrund: so 1934 bei Lutterhausen, Kr. No.

Kempenkamp: 1) Kämpen-Kamp 1750/52 bei Sa.-Gebhardshagen; 2) Kempen Camp 1760 bei Goslar.

Kempenkuhle: An der Kempenkuhle 1760 bei Warbsen, Kr. Ho.

Kempenlake: so 1753 bei Ma.-Kreuzhorst.

Kempenland: so 1950, im 19. Jahrh. Land, das dem Halter des Gemeindeebers zustand, bei Gielde, Kr. Go.

Kempenmühle: na der Kempen molen 1544 bei Seehausen, Kr. Ha.

Kempenteich: Der Kempen Teich 1722 bei Schermke, Kr. Wa.

Kempenwiese: 1) Die Kempenwiese 1681 u. 19. Jahrh., der Geminde gehörig, aber von dem Halter des Kempens bewirtschaftet, bei Klein Bartensleben, Kr. Ha.; 2) Kämpenwiese 1852 bei Sa.-Beinum; 3) Kempenweische 1965 bei Sa.-Ohlendorf; 4) Kämpen Wiese 1709 bei Ma.-Kreuzhorst.

Kempenwinkel: so und Schweinewinkel im 19. Jahrh. bei Nettlingen, Kr. Hi.

#### *d) Namen mit Ferken = Ferkel als Bestimmungswort*

Ferkenloch: Im Ferkenloch 1761 bei Eschershausen, Kr. Ho.

Ferkensiek: 1) Im Färken Siek 1787, Waldmorgen bei Braak, Kr. Ho.; 2) Am Ferkensiek 1756 bei Heinade, Kr. Ho.

Ferkenstieg: Farkenstich 1960, Weg von Nettlingen nach Derneburg-Astenbeck, von wo die Nettlinger ihre Ferkel holten, bei Nettlingen, Kr. Hi.

Ferkenstraße: Verkenstraße 1671, Ferkenstraße 1731, Magnikirchstraße seit dem 19. Jahrh. in Br.

Die geringe Zahl an Namen mit Kempen- und Ferken- als BW. legt die Vermutung nahe, daß Eber und Jungschweine nur an wenigen Orten für sich allein gehütet wurden. Sie werden vermutlich überall dort mit den Sauen auf die Weide getrieben worden sein, wo Namen mit Schweine- oder Schweins- bzw. Swine- oder Swins- als Bestimmungswort vorkommen. In meiner Liste sind dies 81 Namen mit 43 verschiedenen Grundwörtern. Drei von ihnen reichen in das 17. Jahrhundert zurück (1640 und 1680), nur zwei in das 16. Jahrhundert (1567 und 1581). Früher bezeugt sind Namen mit Sau- bzw. Sū-, von denen meine Liste 93 mit 29 verschiedenen Grundwörtern enthält. Sechs kommen im 16. Jahrhundert vor (1515, 1515, 1518, 1552, 1564, 1581), zwei 1457 und einer sogar schon 1358, dieser allerdings als Personenname. Das braucht aber nicht zu bedeuten, daß die Sau-Namen durchweg früher gebräuchlich waren als die Schweine-Namen, sondern hier kann jeweils der Zufall der Quellenüberlieferung im Spiele gewesen sein. Denkbar wäre jedoch auch, daß an den Plätzen mit Sau-Namen auch Eber und Jungtiere gehütet wurden, ohne daß es im Namen zum Ausdruck kam. Die Sauen waren für den Schweinehalter jedenfalls die wichtigsten Bestandteile des Schweinebestandes, auch wenn sie in der Herde zahlenmäßig nicht überwogen. So gab es z. B. auf dem Domänenhof in Lichtenberg, Stadtkr. Sa., 1745 nach einem Inventar im Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel 3 Kempen, 27 Sauen mit einem geschnittenen Kempen, 43 große, 103 mittlere und 61 kleine „Vahsel“ (halbwüchsige Schweine) sowie 112 Ferkel<sup>11)</sup>. Inwieweit aber Forstortsnamen mit Sau-/Sū als Bestimmungswort sich statt auf die zur Waldweide getriebenen Hausschweine auf Wildschweine beziehen, läßt sich nur gelegentlich aus der Bedeutung des jeweiligen Grundwortes oder aus einer zusätzlichen Bemerkung erkennen. In Betracht kommen dafür unter den Sau-Namen -fang, -kuhle und -stoß, unter den Schweine-Namen -grube und -kuhle. Sowohl für Wild- wie für Hausschweine dürften Plätze verlockend gewesen sein, deren auffallend viele Grundwörter auf feuchten Grund, stehende oder fließende Gewässer hinweisen. Es sind -bach/-bēk(e), -brücke/-brügge, -brunnen/-born, -büh, -föhr, -graben, -klinge, -lake, -loch/-lock, -marsch/-masch, -pfuhl/-paul, -siek, -teich/-dik und -welle.

<sup>1)</sup> Werner Flehsig, Ostfälische Sprichwörter. Braunschweig 1974. – <sup>2)</sup> G. Hassel u. K. Bege, Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg. 2 Bände 1802/03; hier Bd. 1, S. 104f. – <sup>3)</sup> Richard Wieries, Geschichte des Amtes Harzburg nach seinen Forst-, Flur- und Straßennamen, 2. Aufl. Braunschweig 1937 (= Bd. VI der Forschungen zur Geschichte des Harzgebietes). – <sup>4)</sup> Mechthild Wiswe, Die Flurnamen des Salzgitter-Gebietes. Braunschweig 1970 (= Bd. 17 der Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte). – <sup>5)</sup> Alexander Grundner-Culemann, Die Flurnamen des Stadtkreises Goslar. Teil II: Namen aus dem Bereiche der Stadtforst, Goslar 1960; Teil III: Namen aus dem Bereich der Feldmark und der Klosterforst, Goslar 1966 (= Hefte 19 u. 22 der Beiträge zur Geschichte der Stadt Goslar). – <sup>6)</sup> Walther Grosse: Geschichte der Stadt und Grafschaft Wernigerode in ihren Forst-, Flur- und Straßennamen. Wernigerode 1929 (= Band V der Forschungen zur Geschichte des Harzgebietes). – <sup>7)</sup> Werner Burghardt, Die Flurnamen Magdeburgs und des Kreises Wanzleben. Köln 1967 (= Bd. 41 der Mitteldeutschen Forschungen). – <sup>8)</sup> Paul Graff, Geschichte des Kreises Alfeld. Alfeld 1928. – <sup>9)</sup> Bernd-Uwe Kettner, Flußnamen im Stromgebiet der oberen und mittleren Leine. Rinteln 1972 (= Band 6 der Reihe Namen und Wort, Göttinger Arbeiten zur niederdeutschen Philologie). – <sup>10)</sup> wie Anm. 9; hier S. 255f. – <sup>11)</sup> Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel, Sign. 4 Alt vol. Nr. 1309.

## *Gewässer im nördlichen Harzvorland*

*Wasserläufe – Stehende Gewässer – Quellen*

Von Otto Thielemann

### A. DAS FORSCHUNGSGEBIET

Die hier vorgelegte Zusammenstellung von Gewässern im nördlichen Harzvorland berücksichtigt räumlich den Südtel des Altkreises Goslar und den unmittelbaren Harzrand sowie die alten Ämter Harzburg und Lutter a. Bbg. Das Untersuchungsgebiet umfaßt das Gebiet vom Harzrand im Süden bis zur alten Poststraße Othfresen-Boklah-Schladen im Norden und von der Neile im Westen bis zur Ecker im Osten. Die Ergebnisse stützen sich auf erwarbte eigene Erkenntnisse und auf eine Quellenerhebung, die ich mit meinen Realschülern aus den vorharzer Orten durchgeführt habe. Eine umfangreiche Literatur fand dabei Berücksichtigung.

Oker und Innerste tragen das Wassergerüst dieses Forschungsgebietes. Beide Flüsse waren einstige, heute aber gebändigte Wildwasser. Das zeigen ihre breiten Schotterbecken mit den schmalen Wasserläufen darin. Ihre frühere Wildheit und die Angst der Menschen davor hat sich in den Sagen vom „Aukerteben“ und vom „Butzefohlen“ niedergeschlagen. Beider Flußnamen sind nicht germanischer Prägung, sie wurzeln in vorgermanisch-indoeuropäischer Sprachschicht.

## B. GEWÄSSER IM NÖRDLICHEN HARZVORLAND

### I. Wasserläufe

#### 1. Die Innerste und ihre Harzzuflüsse

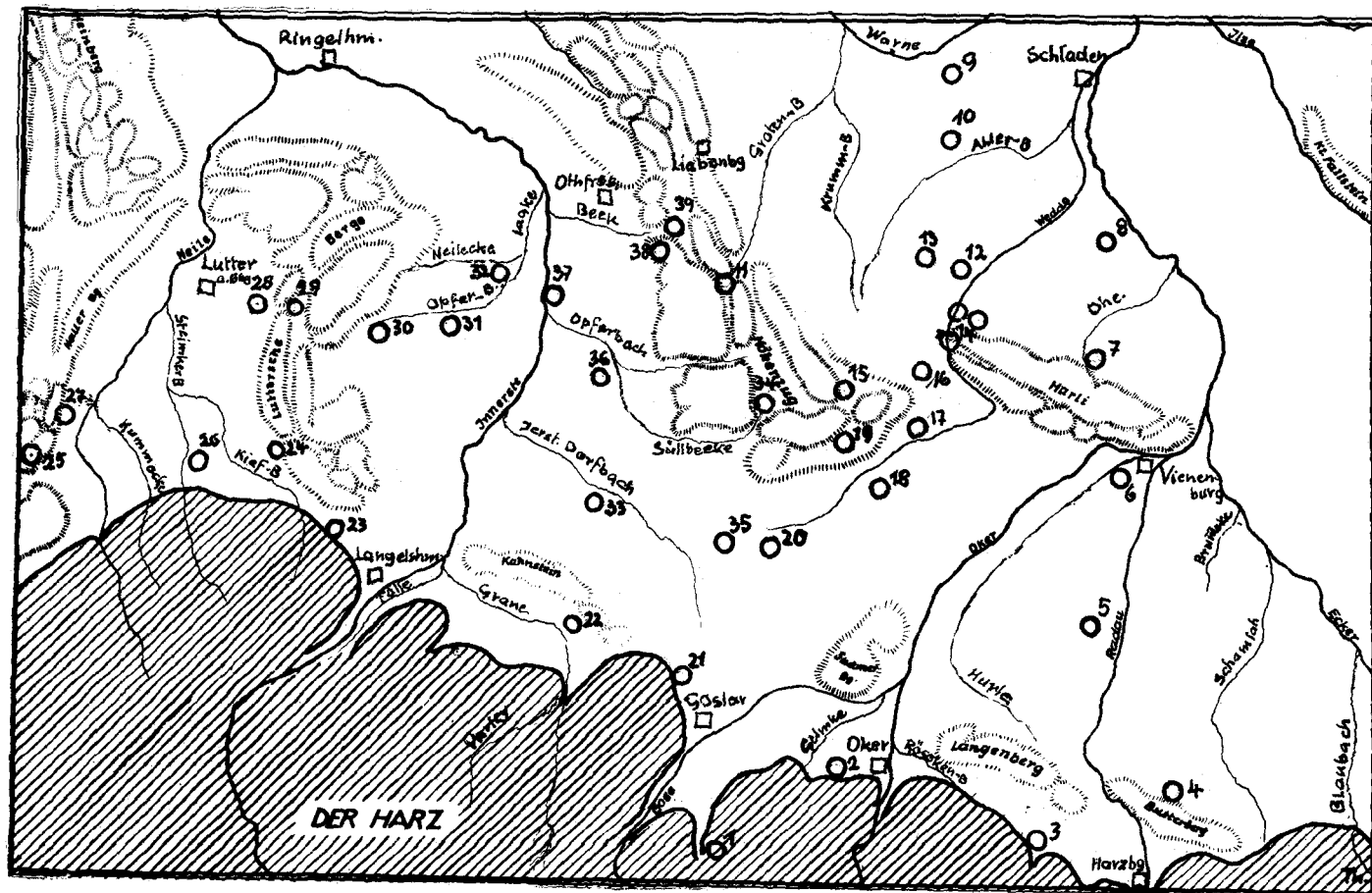
Die *Innerste* ist der Hauptfluß im Westen. Es gibt eine oberirdische und eine unterirdische Innerste. Die oberirdische Innerste ist der von der Metall- und Hüttenindustrie am meisten ausgenutzte Flußlauf. Der unterirdische Strang hat in seinem Karstgebiet zahlreiche Erdfälle gebildet. In zwei Quellen, im Alt Wallmodener Spring und in einem Austritt bei Baddeckenstedt kommen seine Wasser wieder zutage, (Behme 1932). Der alte Name der Innerste heißt „Indistra“. Garke (HZ 11, 1959) erklärt ihn aus der Wurzel „stra, stro, strom“. Bahlow (1965, 237) hält ihn für alteuropäisch mit dem Suffix „st“. Das deckt sich annähernd mit Krahe (1954, 40), der darin das illyr. Suffix „str“ sieht und zum Vergleich illyr. Namen wie Tergeste, Triest, Istrien u. a. heranzieht. Man hat daraus auf alteurop.-illyr. Bewohner am Nordharz geschlossen. Das bleibt eine offene Frage, solange nicht linguistische Erkenntnisse und prähistorische Forschungsergebnisse zur Deckung zu bringen sind.

Ich führe nun die Zuläufe der Innerste vom Harzrand aus an, erst vom Westen, dann im Osten. Die *Neile* ist der stärkste westliche Nebenfluß. Ihr Name kann eine alte Wasserbezeichnung sein, zumal er im Untersuchungsraum Parallelen hat. Sie nimmt den *Mittelbach* und die Grabenzüge der wüsten Dorfstellen Rauten und Nahnaun auf, gibt den Mühlengraben für die Niedermühle ab und mündet bei der Großmühle Ringelheim in die Innerste. Der frühere FlrN „Dampfuhrsmühle“ bewahrt die Erinnerung an großräumig-sumpfige Wasserflächen (Dampfuhr = Dumpfuhr = tauber Pfuhl). – Von Osten nimmt die Neile mehrere kleine Harzbäche auf: die *Hummecke*, die die Pöbbekenmühle treibt, und den bei Lutter einfließenden „*Steimkerbach*“ (= Steinbach-Garke, um 1500 „Steinbek“). Neben der Assimilation von n zu m an k fällt hier das Sprachelement „ker“ auf, das wir in Oker und Ecker wiederfinden. Dem Steimkerbach folgen der *Kiefbach* („kief“ = Zank, Grenzstreit) und der *Dolger Bach* aus dem Dolger Wüstungsbrunnen in die Neile nach. Das Niederungsgebiet dieser Bäche stellte schon dem vorgeschichtlichen Verkehr auf der „Alten Straße“ schwierige Verkehrshindernisse und bildet noch heute auf dem Auto-Zubringer nach Rhüden das gefürchtete Aquaplaning. FlrN wie „Müllergrund, Spekenholz und Wedebruch“ zeugen von den einstigen Wegeverhältnissen.

In den vorstehenden Absätzen spielen *Graben* und *Bach* eine beherrschende Rolle. Sie bilden die jüngsten germanisch-deutschen appellativen Namensschichten, meist als Anhang hinter Eigennamen. Graben bezeichnet vorwiegend künstlich angelegte Wasserzüge und bildet die letzte deutsche Namensschöpfung für fließende Gewässer. Bach (nhd. Beeke) ist älter und erfreut sich als spezifisch deutscher Wassernamen besonderer Beliebtheit. Das unterste Stratum ist das germanische Wasserwort „a“ mit seinen Ableitungen „aha u. ach“, das besonders in Süddeutschland vielfach begegnet.

Die bei Juliushütte austretende *Grane* mit der vorher aufgenommenen *Varley* ist der Hauptfluß der von Osten zur Innerste eilenden Wasserbäche. Grane wird Grünbach bedeuten, s. Gruonaha, ein Nebenfluß zur Tauber, jetzt Grünbach, und Gronbach, ein Nebenfluß zur Jagst, ahd. „gruoni“ = grün. Und Varley, alt „Wardeleye“ (UB IV, 42 1337) hat im Gebiet Namensvettern in Barley und Ohlei, s. auch die Leybucht und viele westfälische Namen





Karte der Wasserläufe und Quellen im Harzvorland.  
Die Ziffern entsprechen den Nummern der Quellen im Text.

Entwurf und Ausführung: O. Thielemann

auf ey, ei. Bahlow (1965, 15) hält ey für einen Wasserbegriff. Nach Dittmaier (1963 Bd. III, H. 1) ist es ein Grundwort, das in Verbindungen die Vielfalt einer Sache ausdrückt (Birkey u. Dorney = mit Birken und Dornen versehen). Wenn in „Var“ Farn gesehen wird, mag die Varley ein zwischen Farnkrautufeln sich schlängelnder Bach gewesen sein. Zwischen Julius-hütte und Riechenberg dehnte sich im Mittelalter ein Reservat als fürstliches Jagdgehege mit einem Wildpark aus. (Dergarden = Tierpark, Deer = Deiert = Tier.) Den südlichen Teil des Geländes nahm der große Mündungsteich ein, aus dem sich ein westwärts eilender *Mühlen-gräben* ergoß. Dieser Wasserzug nimmt vor Langelsheim den „*Scheptalsgraben*“ auf und ergießt sich zusammen mit der von Wolfshagen kommenden „*Tölle*“ in die bei Langelsheim mündende Grane. Ob Töllebäche (Dulle Beeke) giftige Wasser führen, ist umstritten, der Name kann auch auf die talwärts stürzenden und überschäumenden Wasser deuten.

Am östlichen Nordberg entspringt aus einer Quelle der sog. „*Rhein*“, 1131 *Skobike*=Waldbach genannt (Grundner-Culemann 1966, 159 u. UB I, 1776). Der anspruchsvolle Name ist mit Rinne, Renne verwandt und aus „reie, rie, Riede“ gebildet. Das Gerenne zieht sich am nördlichen Rande des Berges in einem tiefen Hohlweg entlang, nimmt den Abzugsgraben aus den Riechenberger Wiesen auf, fließt dann unterhalb des Wartbergzuges westwärts und erreicht am Kanstein die Innerste. – Zwischen Steinberg und Rabenkopf tritt die *Trülleke* aus. Dieses Wässerchen mit dem treffenden Namen läuft mit natürlichem Gefälle westwärts nach Riechenberg, wird aber teils künstlich in die stadtgoslarsche Wasserführung einbezogen. Dem zwischen der Trülleke und der Gose aufbuckelnden Rabenkopf gebührt somit der Rang einer Wasserscheide zwischen Innerste und Oker.

## 2. Die Oker und ihre Harzzuflüsse

Mit der Gose betreten wir das Flußgebiet der *Oker*, alt „ovakara, ovacra, oveker“. Zunächst sei festgehalten, daß ihr Name in der Grundsprache des Flachlandes bis zur Mündung nur „Auker“ heißt. Der Name Oker macht der Sprachforschung viel Kopfzerbrechen. Einige halten ihn sogar für nordisch. Garke (HZ 11/1950, 8. u. 15) sieht in „oweker“ das Wasserland aus „awa, owo“. Bahlow (1965, 362) hält den Namen für vorgermanisch fremd, „ove“ weist auch bei ihm auf Wasser. Die Vorsilbe „awa, ove“ mag mit dem ältesten indoeuropäischen Wasserwort „a, aha“ verwandt sein. Das Suffix „acra, acr, ker“, das wir schon beim *Steimkerbach* erkannten und bei der Ecker wiederfinden, wird dem nicht mehr deutbaren wurzelsprachlichen Gut voreinzelsprachlicher Zeiten angehören. Jedenfalls war nach allem die Oker der Wasserfluß schlechthin, ein Urweltstrom, dessen ungeheure Wassermassen seine Uferflächen weithin überfluteten und in seinem Mündungsraum ein noch heute erkennbares vielarmig-breites Wildgefilde hinterlassen hat, einst ein Paradies für mesolithische Siedler (Thielemann, „Urzeit im Raum Eltze“ (III) *Peiner Heimat Spiegel* 4/1975).

Auch die *Gose* hat mit ihren urzeitlichen Wassermassen die stadtgoslarsche Bodenwiege ausgeräumt und vielarmig die heutigen Straßenzüge der Stadt vorgearbeitet. Ihre Strömung hat nordwärts einen breiten Schotterkegel aufgebaut. Der heutige Goseweg nach Osten ist ein geologisch jüngerer Durchbruch. Beim Austritt aus dem Gebirge nimmt die Gose das von Abwässern belastete *Winterwasser* auf, dessen Mündung den Goslarschen Ackerbürgern als Schafbade diente. Wegen der Wasserverschmutzung wurde die Gose am Weinberstieg kanal-

artig abgefangen und durch den Frankenberger Kirchgarten in die Goslarschen Gassen als gutes Gebrauchs- und Brauwasser geleitet. Das übrige Wasser floß im alten Gosebett als *Abzucht* am südlichen Stadtrand und bahnte sich seinen Weg durch den Schleck am Sudmerberge und fiel beim Okerturm in die Oker.

Östlich Goslar tritt die *Gelmke* aus dem Gelmketal, auch Gehlenbeeke genannt. „Gel, göl, gol“ ist nach Sven Heddin ein indoeuropäischer Wasser- und Flußname (Brief v. 16.1.79). Die Gelmke fließt über den südlichen Bollrich, speist dort zwei Bergwerks-Klärteiche und geht mit der Abzucht in die Oker. Weiter ostwärts entläßt das Ammental die salzhaltige *Sohlbeeke* (Sohl, Söhle = Salz). Dieses Wässerchen, das nie zufriert, bahnt sich seinen Weg durch die Lüergasse am okerschen Stadtpark zur Oker. Nur bedingt ihres Namens wegen ist hier die „*Glaie*“ am Hahnenberge genannt, ein bescheidenes Talgerinne, in dem man gefälltes Holz hinabgleiten ließ (Grundner Culemann 1960, 36).

Westlich Harzburg entwässern sich die Harztäler durch z. Tl. namenlose Rinnsale, die in Talnamen wie „Strüllecke, Gläsecke und Bornal“ einen Wasserlauf verraten. Sie vereinigen sich zum *Mühlengraben*, der sie in den Harzburger Stadtbach, die *Radau* (= Rad-au), leitet. Aus dem Born am Wolfstein entspinnt sich die *Schamlah*, vorerst als bescheidener *Kattenbach* (kat = klein, gering). Dieser fließt nordwärts durch die Kattenwiesen nach Bettingerode und nimmt den *Dorfbach* und aus dem Heinischen Bruch den *Lehmgrundgraben* auf. Vor und in Lochtum heißt das Wasser nur die *Schamlah*, als solches mündet es in die *Ecker*. Ob der Name „Schamlah“ als Scham-lah (Wald) oder als Schaml-ah(a) (Wasser) zu deuten und im letzteren Falle mit Lautwechsel zu mehrfach benachbarten „Schimmel“-FlrN in Beziehung steht, sei nur am Rande gefragt.

### 3. Die Bäche im weiteren Harzvorland

Den Bachläufen im weiteren Harzvorland gehe ich umkehrend von Ost nach West nach, unter Angabe der Meßtischblätter (MBL).

#### *MBL 4029 Vienenburg*

Außer dem heutigen Lochtum gab es auf halbem Wege nach Vienenburg und östlich der Landstraße den Ort Kl. Lochtum an der in die Ecker fließenden *Brummecke*. Auf dem wüsten Dorfplatz stand eine breitkronige Eiche. Dieser geschützte Baum ist in den 30er Jahren gefällt worden, kein rühmliches Zeugnis bäuerlichen Sinnes für Naturschutz und Heimatgeschichte. – Aus dem Teufelsbad in der Südspitze des Radauer Holzes nimmt der *Teufelsbach* seinen Lauf und mündet nach kurzer Strecke in die Radau. – In den Altfeldwiesen von Harlingerode entspringt als „Bruchreihe“ der *Hurlebach*, dem auch der Hansastollen Wasser zuführt. Am „Heiligen Holze“ biegt er nach Norden um, hält sich unter dem Hang des östlichen glazialen Okerufers und erreicht bei Vienenburg den Kiesteich. – Der *Ohebach* von Lengde beginnt auf dem „Ohehay“ am Nordrand des Harli. Nördlich des Ortes bei Pkt. 112,0 nimmt er von Osten den *Rottebach* (Abfluß aus der Welle des wüsten Kl. Lengde) und von Westen das Ackergerenne der *Schöttelke* auf und mündet am „Wahrberge“ in die Oker. – Zwei namenlose Wasserzüge westlich Kloster Wöltingerode vereinigen sich bei der „Sedder Brücke“ am südwestlichen Harli mit der Wedde. Der östliche entwässert das „Krähenholz“ und nimmt seinen Weg über den „Sedder Friedhof“ (Wüstung Sutherre), der westliche kommt vom Ohl-



Abb. 1 Die Wüstungseiche von Klein Lochtum bei Goslar

Foto: O. Thielemann

hofer Bauernwald und erreicht sein Ziel durch das Immenröder „Heiligenholz“ und das „Heisternholz“, darum auch „Heisternbach“ genannt.

MBL 4028 Goslar u. 3929 Hornburg

Die *Wedde* (zu *wid* u. *wood* = Wald, Weide) nimmt die beiden vorgenannten Wasserläufe auf. Sie entspringt aus dem Abfluß der Grauhöfer Teiche, nimmt den kanalisierten *Lohnbach* (von Loden, Jungholz) aus der Klosterforst auf, durchzieht Immenrode und umrundet den westlichen Harli. Aus den Döhrener Bergen erhält sie das Wasser des Bunteborns und des *Hellebachs*. Sie trieb früher die beiden Schierksmühlen von Beuchte, nimmt als „Krebswedde“ den Ahlerbach auf, bildet den Schladener Dorfbach und mündet oberhalb der Pfalz Werla in die Oker. – Der *Ahlerbach* hat seinen Ursprung in den Quellen am „Oheberg“, im sog. „Altfeld“ nördlich Weddingen. Die Wässer sind durch Drainage abgefangen und treten erst vor Wehre nun als „Ahlerbachquelle“ wieder aus. „Altfeld, Allfeld“ sind frühe Siedlungslagen über Bachgründen (Thielemann, HZ 1976, 106). Nach Norden entläßt der Altfeldraum die „*Krumme Beeke*“, die sich an glazialen Uferhängen entlang windet, den *Grottenbach* aus den Döhrener Bergen aufnimmt und bei Lüderode die Warne erreicht.

MBL 4028 Goslar

Wir überqueren den Salzgitterschen Höhenzug nach Westen und sind wieder im Innersteraum. An der nördlichen Flurgrenze von Heißum zieht der *Heißumer Bach* entlang, ein

Abfluß aus dem „Weihwasserteich“. Er ist nur noch ein Triftgraben und mündet vor dem „Möllenberge“ in den *Mühlengraben* für die Neue Mühle am Posthof. Vor der Ableitung des Mühlengrabens lag früher die Innerste-Schafbade für die umliegenden Orte, die selbst die Gr. Döhrener Schafhalter über die Heißumer Trift zu erreichen berechtigt waren.

Nördlich Goslar fließt aus den „Langen Wiesen“ am Hahndorfer Wege die *Mönneckenpisse* ab. Der Name kann auf den geistlichen Stand deuten, eher aber wohl nach einem Abzugsgerät für Teichabflüsse genannt sein. Jedenfalls weist die Bezeichnung auf geringe Wasserführung und ist in diesem Sinne als „Pisser, Pisse“ auch sonst ostfälisch üblich. Das Gerinne nimmt am „Stapelhof“ den Abzugsgraben am „Gräbicht“ (prähistor. Friedhof) und vor Jerstedt den aus den Riechenberger Teichen abfließenden *Ohlbach* auf (ahl, ohl = Wasser). Dann eilt er als *Jerstedter Dorfbach* (früher unter Antrieb einer Wassermühle) westwärts und fällt nach Aufnahme des *Siek-Slipperbaches* aus dem „Sötz“ nördlich Pkt. 180,3 in die Innerste. (Siek zu siechen, Seuche, FlrN „Im Seike“, und Slipper = ein schlüpfender Bach mit wenig Wasser.) In der Nähe der Mündung war bei der „Heitlingshütte“ in der Frühzeit der Übergang der „Alten Straße“ über die Innerste, in deren westlichen Bereich wir nun überwechseln.

Von den Haarhofquellen rinnt der *Opferbach* nach Ostharingen, unterwegs verstärkt durch die Wasser des „Königswinkelsprings“. Im Ort umrundet er mit zwei Armen die sog. „Insel“, die alte Malstätte des Densigauers. (Thielemann HH 5/1976 v. 22. 12. 1976). Auch in Förste, Kr. Osterode, führte der umflossene Thie mit dem Schandpfahl den Namen „Insel“. Nach Aufnahme der *Hopfenriehe* trieb der Opferbach die Ostharinger Wassermühle. Er nimmt dann den *Upener Dorfbach* auf, dessen Oberlauf über dem Dorf den einmaligen Namen *Bachlange* führt, im Unterlauf aber *Neilekenreihe* heißt. Neileken = Nelken, Grasnelken, die früher die Bäche flächenweise begleiteten und in der Blütezeit die *Uferflächen* mit einem rötlichen Schleier überzogen. (Bezug zum Bachnamen Neile?) Zusammen fließen die gesammelten Wasser als *Lakebeeke* (leckendes, weit über die Ufer tretendes Wasser) bei Hohenrode in die Innerste. Weiter westlich beherrscht die genannte große Neile mit ihren Nebenflüssen die Landschaft.

## II. Stehende Gewässer

Im Vergleich zu den verhältnismäßig beständigen Fließgewässern sind stehende Gewässer mannigfachem Wandel unterworfen. Alte Anlagen verschwinden, neue kommen auf, eine Folge wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Veränderungen der Zeiten. Gegenüber den fließenden Gewässern als gottgeschaffene Erdrunen nehmen sich teichartige Anlagen wie schwaches Menschenwerk aus. Drei größere Einbruchs- und Wasserstellen dürften aber geologischen Ursprungs sein. Dazu gehören das schon erwähnte „*Teufelsbad*“, ein weiter Erdfall am Radauer Holz, der heidnischem Kult gedient haben mag, weiter das „*Zillische Loch*“, ein tiefer Erdtrichter östlich Harlingerode, der inzwischen ausgefüllt wurde, und das „*Grundlose Loch*“ in der Haringer Forst, dessen Entstehung mit der unterirdischen Innerste in Verbindung zu bringen ist. Dieser verborgene Wasserlauf zeichnet seinen Weg in der Bredelemer und der Ostharinger Feldmark mit vielen Einsturztrichtern ab. Derartige Erdfälle bis zu 3 m Tiefe bilden sich noch heute über Nacht. Vollständig verlandete oder zugeschüttete Wasserstellen werden hier nicht mit aufgenommen. Dazu gehören verschwundene Mühlenstau und





Abb. 2 Der Klärteich im Schimmerwald bei Bad Harzburg

Foto: F. Geyer, Goslar

Klosterteiche, trockengelegte Waterföhren, Flachsrotten und Meere, sowie ehemalige Pfuhe, Sümpfe, Pumpe, Sote, Kolke, Löcher und Borne. Und erinnernde Namen wie „Alter Teich, Loper Teich, Marktteich und Feuerreich“, alles Erinnerungen an die große Zahl einstiger Wasserstellen und damit auch zahlreicher Lebensräume für Wasser-Kleingetier aller Art.

Einzelne Wasserstellen aus früheren Zeiten sind aber erhalten geblieben. Sie dienen heute meist der Fischzucht und dem Anglersport, überhaupt allgemein der Freizeitbestätigung. Dazu zählen die *Grauhöfer Teiche* am „Wartehay“ samt dem dortigen *Mühlenteich*, weiter die *Mühlenteiche* bei der Radaumühle, an der Oberen Schierksmühle, von Gut Riechenberg und im Westen an der Niedermühle. Ganze *Teichreihen* bilden die 6 Ohlhöfer Teiche an der Vienenburger Straße und die teils verlandeten Teiche zwischen Lutter und Ostlutter. Eine Stadtzierde sind die *Goslarschen Stadtteiche* vom Frankenberger Teich im Westen über den Feuergraben, den Kahnteich, die Judenteiche bis zum Klusteich am Petersberg im Osten, der vom Gelmketeich gespeist wird.

Dem Erzabbau der 30er Jahre und der Kiesgewinnung verdanken wir die großflächigen *Industrieteiche*, die Klärteiche auf dem Bollrich, den Fortunateich über Heißum, den Teich der Grube Morgenstern in der Senke der „Großen Stätte“ südlich der Ohlei, den verlandenden Klärteich der Grube Ida bei Othfresen und jüngst den großen Kiesteich bei Wiedelah.

Diese weitflächigen Gewässer sind jetzt beliebte Brut- und Durchzugsplätze für die Vogelwelt. Im westharzer Raum liegt bei der Pöbbeckenmühle ein letztes *Sumpfmoorgebiet*, um das Naturschützer und Behörden sich bemühen, es zu erhalten. Ebenso ist die Schaffung neuer *Feuchtbiootope* (Rösekenbach b. Harlingerode) durch den Bund ein Beispiel positiver Einstellung zur bedrängten Kreatur.

Es entstehen auch neue Gewässer größeren und kleineren Ausmaßes, so die *Klärteiche von Bad Harzburg* im Schimmerwalde. Zu einem Sport- und Freizeitsee ersten Ranges entwickelt sich der große *Vienenburger See* vor dem Harli, der alljährlich zu beliebten Seefesten einlädt. Vor dem Westharz sind am Kiefbach durch privaten Unternehmungsgeist mehrere *Fischteiche mit Grünanlagen* entstanden. Hier im Raum der kleinen Bäche ist die Welt noch in Ordnung, ein Dorado für die Vogelwelt vom Fischreiher bis zum kleinsten Buschsänger, für Wild, Lurche und zahllose Kleinwassertiere, bis zur Roten Waldameise als Polizei für Sauberkeit des Teichgeländes. Solche auf die Wechselwirkung des Wassers mit seinem Umland und seiner Umwelt abgestellten privaten Schöpfungen sind gute Zeichen einer Besinnung auf die Urwerte und Grundlagen menschlichen Daseins.

### III. Quellen

Quellen sind wie Bäche Naturschöpfungen. Man hat sie die „Blutadern“ der Erde genannt. Adern sind nnd. unterirdische Wassergänge. Der Mensch hat keinen Einfluß auf die Entstehung der Quellen, wohl aber einen großen Anteil an ihrer Zerstörung durch Abfangen, Verrohrung und Verschüttung. So mancher Flurname erinnert an einstige Quellagen im Acker, wie „Waterföhre, Tiefes Loch, Waterkamp, Seike, Himmelsackwater, Welle, Eselsoge“ (aufblubberndes Wasser) u. a. Es ist deshalb nicht abzusehen, wie viele der aufzuführenden Quellen seit meiner Umfrage schon wieder verschwunden sein mögen. Ich gehe ihnen unter Angabe ihrer Lage und ihrer besonderen Bedeutung und Geschichte wie folgt nach: 1. Die Quellen in der Okerlandschaft und 2. Die Quellen im Innerstebereich.

#### 1. Die Quellen in der Okerlandschaft

##### 1. Der Kinderbrunnen (Stadtflur Goslar – MBI. 4028 Goslar)

Der Brunnen liegt am Südwestabhang des Rammelsberges, nahe am Wegrand vor dem Gasthaus „Kinderbrunnen“ östlich Pkt. 347,0. Mit dieser Quelle verbindet sich die Goslarsche Sage vom Bergherrn Gundel Karl und seiner Gemahlin Gosa. Gosa wollte das Werk ihres Mannes besichtigen und gebar bei einer Rast an diesem Quell zwei Knäblein (H. Karstens, Goslarer Sagen, Herzberg 1968, 16). Seitdem spricht man vom Goslarer Kinderbrunnen, der aber wohl bis in die Zeiten der Frau Holle zurückgeht. Es war noch bis in dieses Jahrhundert Brauch, in das eingefaßte Wasserbecken ein Stück Zucker zu werfen, wenn man sich Nachkommen oder ein Geschwister wünschte. Der verstorbene Goslarer Bildhauer Rudolf Nickel hat dem Brunnen in Bild und Schrift ein steinernes Denkmal gesetzt (Garke, 55: 1271, „an der kindere bornen“).

##### 2. Der Hundeborn (Flur Goslar-Oker – MBI. 4028 Goslar)

Der Hundeborn gehört zur alten Gemarkung Oker und liegt 1 km westlich Oberoker an der Hahnenbergstraße bei Pkt 318,0. Mit Zufluß aus dem Großen Ammental entläßt er die *Sohlbeeke* (1462 Sulbeek), die ostwärts durch die Lüergasse in die Oker fließt. Das





Abb. 3 Der Dorfbrunnen am Altfeld von Jerstedt bei Goslar

Foto: Schramm

salzhaltige Wasser der Sohlbeeke friert nie zu und wurde früher bei starkem Frost in einer Renne dem Hüttenwerk Oker zugeleitet. Den Namen Hundeborn leitet die Sage von einem schatzhütenden Schlüsselhund her. Er wird aber in Wirklichkeit den hochgelegenen Born bezeichnen (han, hon, hun, hund, huns = hoch, sachlich und auch symbolisch in Ordnungskategorien) (Thielemann, Vom Hundeborn bei Oker bis zum Honscherweg bei Osterode. Allgem. Harz-Berg-Kalender, Clausthal-Zellerfeld 1967, 95).

3. *Der Silberborn* (Flur Bad Harzburg-Bündheim – MBI. 2344 Bad Harzburg)

Diese starke Quelle entspringt nahe westlich vom Gasthaus Silberborn bei etwa 340 m über NN. Sie friert auch nicht zu und ergießt ihr Wasser in den Gläseckenbach, früher durch eine Röhrenleitung zum Schloß Bündheim.

4. *Der Streuerborn* (Flur Westerode – MBI. 2344 Bad Harzburg)

Der Born liegt im rechteckigen Westeröder Flurwinkel nördlich vom Harzburger Butterberg. Er speist als die „Streu“ den „Kleinen Kattenbach“, der nach kurzem Lauf an der alten Bahnlinie nach Wernigerode vom „Großen Kattenbach“ aufgenommen wird. (Wieries 1937, Beikarte). Wieries bringt den Namen mit Streumer, Strömer = Landstreicher zusammen. Wir haben es aber mit dem gleichen schon bei der Innerste erwähnten illyr. Element „str“ zu tun. Es kann sich in beiden Fällen als Wasserwurzel aus alteuropäischem Sprachstratum erhalten haben und setzt nicht unbedingt illyr. Volkstum voraus (streu > strom).

5. *Das Teufelsbad* (Flur Harlingerode – MBl. 4029 Vienenburg)  
Das Teufelsbad nimmt die Südwestecke des Radauer Holzes ein und wird von der Vienenburger Grenze auffällig ausgespart. Es ist ein tiefer Erdfall unmittelbar an der „Alten Straße“ bei Pkt. 181. Sein Abfluß geht als Teufelsbach in die Radau. Die westlich anschließende Koppel heißt „Teufelskamp“, und nahe östlich der Quelle stand der Taterngalgen. Es gibt viele Verteufelungen von Flurnamen, besonders von Wasserstellen. Die Vermutung liegt nahe, daß es sich um die Verfemung heidnischer Kultbäder handelt (Thielemann 1981, 89/90).
6. *Die Liethbergquelle* (Flur Vienenburg – MBl. 4029 Vienenburg)  
Diese Quelle am östlichen Fuße des Liethberges nahe Pkt. 172,4 ist der wichtigste Vienenburger Wasserspender. Das Quellwasser wurde früher zur nahen Malzfabrik geleitet und später in einem Wasserhaus gesammelt.
- 6b. *Der Kühlerbrunnen* Mehrere kleinere Quellen im Radauer Holz bewässern die Radauwiesen, einer von ihnen heißt Kühlerbrunnen. – Aus dem Bruch an der Bahnstrecke Vienenburg-Oker quillt ein kleiner namenloser Wasserlauf, der nahe zum alten Bahnwärterhaus in die Hurle mündet. In der Nähe seiner Quelle lag das wüst gewordene Winetherode.
7. *Die Ohequelle* (Flur Lengde – MBl. 4029 Vienenburg)  
Lage: Auf dem „Ohehay“ am Nordrande des Harli südlich Lengde, 500 m südwestlich Pkt. 156,1. Ihr Abfluß bildet den Ohebach, der sich nördlich des Dorfes mit zwei kleineren Rinnsalen vereinigt und beim „Warberg“ in die Oker fließt. Die Lengder Quellen werden auch von Beuchte und Schladen in Anspruch genommen. Die Ohequelle wie auch der bereits genannte Streuerborn wurden schon von den Mesolithikern aufgesucht.
8. *Die Quellen am Schladener Berg* (Flur Schladen – MBl. 3929 Hornburg)  
Die Quellen liegen in 126 m Höhe mittwegs an der Landstraße Lengde-Schladen. Sie liefern pro Tag gut 300 cbm einwandfreies Wasser und werden als Hauptlieferanten für Schladen über Pumpwerke zum Ort geführt.
9. *Die Blockenbergsquelle* (Flur Schladen – MBl. 3929 Hornburg)  
Die Quelle entspringt zwischen dem Blockenberg und dem Scholteichberg, nördlich Pkt. 159,4 in 250 m Höhe. Sie speiste einst den Scholteich von Kl. Wehre. Das Wasser wird heute in einem Behälter gesammelt und läuft mit natürlichem Gefälle nach Schladen. Der Name Scholteich hat nichts mit Schule zu tun, sondern mit „schulen“ = sich verstecken, also mit der verborgenen Lage in der Senke. Kl. Wehre ist Wüstung. Seine Bewohner zogen nach Schladen und bildeten dort das „Neue Dorf“ am Westrande des Ortes.
10. *Am Spring* (Flur Wehre – MBl. 3929 Hornburg)  
Der Spring tritt nahe nördlich über dem Ostrande des Dorfes Wehre zutage. Er liefert das Wasser für drei kleine Teiche, den oberen „Hillenteich“ und die beiden Gartenteiche von Hof Fricke, Wehre Nr. 1. Der Überfluß läuft verrohrt in den Ahlerbach.
11. *Der Grotenborn* (Flur Gr. Döhren – MBl. 4028 Goslar)  
Der Born liegt in der mittleren Senke des Salzgitterschen Höhenzuges, etwa 1 km südwestlich Gr. Döhren, und zwar am Fuße des „Küchenhay“ und am Nordende der Flur „Barley“, etwa 250 m südwestlich Pkt. 200. Der Born speist den durch das Fortunawerk vielfach in Mitleidenschaft gezogenen Grotenbach. Dieser umrundet in der „Hölle“ die

Burg Döhren und versorgte das alte „Durnidi“ als Dorfbach. Der Bach ist heute verrohrt und fließt im freien Gelände mit dem Krummbach in die Warne.

12. *Die Strulle* (Flur Beuchte – MBl. 4029 Vienenburg)  
Die Strulle sprudelt aus dem ostseitigen Hang des Mühlenweges zur Oberen Schierksmühle, speist die Mühlenteiche und läuft mit der Wedde ab. Der Name dieser Wasserstelle ist bezeichnend für die nordharzer Quellenansprache. „Quelle“ ist landläufig ungebrauchlich, dafür heißt es meist „Born“. Im übrigen versucht die Mundart, jeden Born nach seiner Eigenart des Austretens oder nach seiner besonderen Bedeutung zu taufen.
13. *Der Höllenbrunnen* (Flur Beuchte – MBl. 4029 Vienenburg)  
Lage: 500 m südwestlich der Oberen Schierksmühle bei Pkt. 123,5. Der Quell liegt tief vor dem Lehmhang am Beuchter Schierk, und auf diese Tieflage deutet sein Name.
14. *Die Quellen am West-Harli* (Flur Beuchte – MBl. 4029 Vienenburg)  
Wasserreich ist der Nordwesthang des Harli. Dort liegen im „Dalse“ (Niederung) der *Gesundbrunnen*, westlich davon zwischen Straßenknick und Waldecke die *Osterquelle* (Osterwasser?) und 300 m südlich am Auslauf des Firstpfades der *Sonnenbrunnen*. Die Wasser dieser drei Quellen fallen in die Wedde.
15. *Der Bunteborn* (Flur Weddingen – MBl. 4028 Goslar)  
Der Bunteborn entspringt am Bunteberg, 1 km westlich Weddingen. Er fließt nördlich des Ortes zwischen Weinberg und Heiligenberg zur Wedde. An seinem Oberlauf wurde 250 m südwestlich der nordwestlichen Dorfecke ein steinzeitliches Hockergrab der Glockenbecherkultur freigelegt. Die Tallage dieses Grabes ist unter allen übrigen prähistorischen Höhengräbern auffällig und hängt vielleicht mit der Fremdheit dieser Kultur hierzulande zusammen. (O. Thielemann, Zwei Glockenbecher – Hockergräber von Weddingen, Kr. Goslar. Die Kunde, Jg. 8, 3/1940, 63 u. Tf. 8).
16. *Der Spring* (Ortslage Weddingen – MBl. 4028 Goslar)  
Weddingen hatte früher mehrere Quellen im Ortsbereich. Die bedeutendste Wasserstelle ist der Spring, der zugleich den Dorfteich füllt.
17. *Die Kirchsteigquelle* (Ortslage Immenrode – MBl. 4028 Goslar)  
Es gab zwei Kirchsteigquellen in Immenrode, von denen die eine die Strulle war. Sie liegt im Pfarrgarten und versorgt das Pfarrhaus mit Wasser und heißt auch Pastorenstrulle. Auch sonst ist die Ortslage in Privatbesitz quellenreich. Die überschüssigen Wasser münden in den Dorfbach, die Wedde.
18. *Der Klapperborn* (Flur Immenrode – MBl. 4028 Goslar)  
Lage südwestlich Immenrode am Klapperbornweg zwischen alter Güterbahn und Grauhöfer Weg und östlich Pkt. 175,1 – Der Born lieferte früher pro Stunde 4000 l Wasser in den ca. 200 m entfernten Weddebach. Seit Kriegsende wird er für die Wasserversorgung von Immenrode genutzt. Der Name wird mit der Vorrichtung einer Schlagbaum-Wegesperre („Klappe“) zusammenhängen.
19. *Die Lohnbachquelle*  
Lage 750 m westlich Immenrode im Waldtal zwischen Immenroder Hainberg und Hahndorfer Klosterforst. Die Quelle ist abgefangen und dient auch der örtlichen Wasserversorgung. Ihr Name ist auf „Loden“ = Jungholz zurückzuführen.

20. *Der Harzer Grauhof-Sauerbrunnen* (Flur Goslar – MBl. 4028 Goslar)  
Dieser Brunnen liegt am Nordrande der Grauhöfer Klosterforst (Südteil) gegenüber dem ehemaligen Güterbahnhof Grauhof. Er gehört nur bedingt hierher, da es sich um eine erbohrte künstliche Tiefenquelle handelt. Zwei Goslarer Unternehmer ließen hier in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Kohlen bohren und stießen bei 300 m Tiefe wider Erwarten auf einen Sauerling. Dessen Ausbeute hat sich in den vergangenen 100 Jahren zu einem Großbetrieb entwickelt und den Firmennamen Grauhof-Brunnen in aller Welt bekannt gemacht, so daß er hier nicht übergangen werden sollte. (H. Hahne-mann, 100 Jahre Grauhof-Brunnen. Goslarer Bergkalender 1977, 47).

## 2. Die Quellen im Innerstebereich

21. *Der Käseborn* (Rohrborn) (Flur Klosterforst Riechenberg – MBl. 4028 Goslar)  
Am Nordberghang über dem Hohlgraben an der Straße nach Astfeld gelegen, in Höhe des früheren Lok-Bahnhofs, wo eine Stegbrücke über den Rhein führte. Die Bedienung des Bahnwerks nutzte das Wasser. Der Quell ist heute verrohrt, führt unter Rhein und Straße hindurch als Wasserleitung nach Gut Riechenberg.
22. *Der Weltenborn* (Flur Astfeld – MBl. 4028 Goslar)  
Der Born liegt westlich Astfeld im NW der Flur „Meine“. Er ist der Astfelder Kinderbrunnen, aus dem die kleinen Kinder kommen.
23. *Der Blaue Borm* (Flur Langelsheim – MBl. 4027 Lutter am Bbg.)  
Lage im Waldwinkel knapp 2 km westlich Langelsheim und 300 m westlich Pkt. 248,3. Er war die Tränke eines ehemaligen Hudegebietes, läuft zwar nicht mehr, bildet aber noch ein feuchtes Umgelände. Auffällig ist sein Name, der uns ähnlich schon beim Blaubach begegnet ist und allgemein besonders an „Blauen Steinen“ haftet, die mit urzeitlicher Rechtsordnung zu tun haben. Es ist deshalb fraglich, ob „blau“ an diesen Dingen die Farbe bedeuten soll (O. Thielemann, Flurnamen wissen vom Blauen Stein (Goslarer Bergkalender 1973, 30–33).
24. *Der Dolger Brunnen* (Flur Langelsheim - MBl. 4027 Lutter am Bbg.)  
Der Brunnen liegt „auf dem Dolgen“, 3 km nordwestlich Langelsheim, südlich der Flur „Dolger Kirche“ und 600 m östlich Pkt. 212,6. Z. Zt. der Aufnahme lief der Brunnen noch. Dolgen ist eine Wüstung, zweimal besiedelt und wieder verlassen. Die Bewohner zogen nach Langelsheim, zu dessen Gemarkung die Wüstungsflur heute gehört.
25. *Der Klinkerbrunnen* (Flur Nauen – MBl. 4027 Lutter a. Bbg.)  
Der Brunnen liegt 200 m nordwestlich Hahausen am Südrand des Jagen 37 der Osterköpfe. Er liefert Nauen in einer Leitung das Wasser.
26. *Der Rhodebrunnen* (Flur Lutter a. Bbg. – MBl. 4027 Lutter a. Bbg.)  
Lage: 375 m südwestlich der Streusiedlung Rhode und 750 m nordöstlich Pkt. 192,6. Der Abfluß läuft über Rhode und nördlich Pkt. 164 in den Steimker Bach.
27. *Der Soltborm* (Flur Nauen – MBl. 4027 Lutter a. Bbg.)  
Lage: Etwa 400 m südwestlich von Pöbbeckenmühle, im südlichen Geländezipfel von Nauen, weitab vom Dorf. Das Wasser tritt auf der „Schafweide“ aus und fließt nach kurzem Lauf bei Pöbbeckenmühle in die Neile. Am Soltborm steht u. a. ein Feldahorn-



Abb. 4 Die Grevelquelle bei Heißum und der Othfreser Grevelberg.  
Dazwischen verläuft der alte Verbindungsweg zwischen Heißum und Liebenburg

Foto: O. Thielemann

Quellbaum (*acer campestre*), auch „Maßholder“ und „Witt'n Ebern“ genannt. Dieser Baum war als Pyramide gezogen und wird alljährlich unter nicht geringen Mühen und Kosten beschnitten. Dabei mußte die Leiter über 70 mal umgestellt werden.

Auf meine Frage nach dem Grund solchen Tuns sagte die Besitzerin: Weil das unsere Vorfahren auch so gehalten haben, mein Schwiegervater und mein Mann haben das so beibehalten, und wir möchten das auch nicht aufgeben. Hier wird – zwar unter Übernahme fremder Zierformen – eine alte Quelltradition gewahrt. Salzquellen wurden in früher Zeit besonders geschätzt. Schon Tacitus hat gemeint: An den Salzquellen sind die Götter den Menschen näher als anderswo. Der seinerzeit 80jährige Schuhmacher Keck wußte zu berichten: Am Soltborm wurde früher der Duckstein (Tuffstein) gebrochen und zu Grotten verwandt. Solche Grotten sind bei Pöbbeckenmühle zu sehen.

28. *Die Quelle im Dorfteich Ostlutter* (Flur Ostlutter – MBl. 4027 Lutter a. Bbg.)

Die starke Quelle hat diesen Teich erhalten, während die übrigen Teiche in der Reihe nach Lutter verlanden.

29. *Die Quelle in den Gruffen* (Flur Ostlutter – NBl. 4027 Lutter am Bbg.)

Die Quelle liegt am Südostrand des Ortes am Fuße des Heiligenberges, die speist den Dorfbach.

30. *Die Haarhofquelle* (Flur Ostharingen – MBl. 4028 Goslar)  
Der Haarhof (altes Forsthaus, heute Gasthaus) liegt 2 km südwestlich von Ostharingen, nahe Pkt. 180,8. Die Hofquelle entwickelt den „Haarschen Bach“ in Richtung Ostharingen. Auf halbem Wege kreuzt er die verfallene Heerstraße Langelsheim-Alt Wallmoden. An dieser Stelle bekommt er Zufluß vom Königswinkelspring.
31. *Der Königswinkelspring* (Flur Ostharingen – MBl. 4028 Goslar)  
Diese Quelle mit dem anspruchsvollen Namen liegt im Südwestwinkel zwischen Bach und alter Heerstraße. Mit ihrem Zufluß fließt das Wasser als Opferbach nach Ostharingen und umrundet dort doppelarmig und gleichsam in juristischer Funktion die „Insel“, die Thingstätte des Densigaues. Am Königswinkelspring befindet sich der Festplatz von Ostharingen.
32. *Die Quelle auf dem Heitefußschen Hof* (heute H. Rühle) (Flur Ostharing. MBl. 4028 Goslar)  
Dieses Hofgrundstück besitzt einen ca. 300 m<sup>2</sup> großen Teich mit einer starken Quelle. Sie füllt auch den Teich des Nachbarhofes und führt noch Wasser mit natürlichem Gefälle unter der Dorfstraße durch zum Hof Wedde.
33. *Der Allefeldbrunnen* (Flur Goslar-Jerstedt – MBl. 4028 Goslar)  
Der historisch gewichtige Brunnen liegt am Südrand des Ortes. Er war früher der Gemeindebrunnen mit einer großen Wippe und versorgte das gesamte Dorf mit Trinkwasser, das man mit einer „Schanne“ (Schulterjoch) auf die Höfe holte. In Dürrezeiten regelte eine Wache die Zuteilung. Heute steht hier eine „Schucke“ als Erinnerung an den alten Lebensbrunnen für den Ort. Am Allefeld war in früherer Zeit der Richt- und auch der Tanzplatz des Dorfes. Aus historischer Sicht wäre diese Stätte der traditionsreiche Ort für den geplanten Dorf-Festplatz (Thielemann, HZ 1976/106).
34. *Die Süllbachquelle* (Staatsforst Liebenburg – MBl. 4028 Goslar)  
Sie liegt in der „Großen Stätte“, einem alten Sumpf- und Hudegebiet, bei Pkt. 237,2 und entläßt den Süllbeek. Dort wuchs früher die Herbstzeitlose (*Colchicum autumnale*). 1936 wurde das Gebiet von Fortuna übernommen und zum Klärteich für die Grube Morgenstern bestimmt. Der Teich besteht noch.
35. *Der Weinborn* (Flur Hahndorf – MBl. 4028 Goslar)  
Der Name ist aus Weidenbrunnen entstanden. Die Quelle liegt unter Weidenbüschen südlich Bahnhof Grauhof und westlich Pkt. 212.
36. *Der Boomborn* (Flur Dörnten – MBl. 4028 Goslar)  
Lage: 1 km südöstlich Dörnten zwischen Eisenbahn und Landstraße zum Hees, 125 m östlich Pkt. 202. An der Quelle steht eine Kastanie, daher ihr Name. Ihr flaches Wasser war früher die Schafränke.
37. *Der Properjahn* (Flur Dörnten – MBl. 4028 Goslar)  
Der humorvolle Name ist am gesamten Nordharz mehrfach vertreten. Die Quelle liegt 200 m nördlich des Gasthauses bei der Eisenhütte Kunigunde, am Westabhang der Hildesheimer Straße.
38. *Der Muiseborm* (Flur Heißum – MBl. 4028 Goslar)  
Der Name hat mit Mäusen nichts zu tun und ist nur volkstümlich in Mausebrunnen ent-



stellt. Die Quelle liegt am „Musemakenweg“ (aus „mus. maus“ = Matsch, Liebenbg. Erbrög. zu Heißum). Das entspricht einer Flur „Musriede“ und der „Musembeeke“ im franz. Artois. Das sind quellende, wässrige Stellen. Heute hat der Brunnen eine Quellauffassung. An ihm feiern die Heißumer alljährlich zu Pfingsten in großem Stil ihr Muisebormfest mit Kommers, Tanz und Kinderfest. Dazu finden sich alle geborenen Heißumer und auch die Umwohner der Nachbarorte ein. Es gibt auch einen Muisebormverein mit einem Muisebormkönig (Heißumer Dorfchronik 1981, 800 Jahre Heißum).

39. *Die Grevelquelle* (Flur Heißum – MBl. 4028 Goslar)

Diese Quelle liegt im Heißumer Flurwinkel 300 m nordöstlich des Dorfes und unmittelbar westlich Pkt. 180,0, am Knick eines alten Weges von Heißum nach Liebenburg. Nördlich des Weges liegen die verlassenen Othfreser Gipsbrüche und der verkarstete Grevelberg mit den Zwergenhöhlen.

Es handelt sich um eine periodische Überlaufquelle, die meistens im Frühjahr läuft, plötzlich austritt und ebenso rasch wieder versickert. Dr. Behme hat 1937 pro Minute 60–80 m<sup>3</sup> klares Wasser gemessen. Das Wasser füllte früher die Flachsrotten und soll angeblich Muscheln herausgespült haben. Geologen vermuten, daß die Quelle mit unterirdischen Höhlenbecken des Grevelberges in Verbindung steht. Wir befinden uns hier im Talboden der glazialen Innerste, die vor der Hohenroder Barriere über Heißum nach Liebenburg auswich und die Liebenburger Teiche als Talstrünke hinterlassen hat (Spreitzer 1931). Die Urinnerste hat hier die westliche Kreideflanke des Salzgitterschen Höhenzuges völlig zerstört und einen herzynischen Schotterboden von mächtiger Tiefe aufgebaut. Es ist möglich, daß noch heute ein unterirdischer Innerstearm bei der intermittierenden Quelle mit im Spiele ist. Diese Wasserstelle ist auch urgeschichtlich interessant. In ihrer Nähe wurden die ältesten Steinzeitgeräte im Kreise Goslar aufgefunden („Die Kunde“ NF 10, H. 3–4 1959, Abb. 8).

### C. SCHLUSSBETRACHTUNG: DER MENSCH UND DAS WASSER

Ich habe versucht, alle Gewässer im umrissenen Arbeitsraum anzuführen und zur Orientierung eine Karte angelegt. Das schließt dennoch nicht aus, daß ein rieselndes Wässerchen, ein stiller Weiher oder ein verborgener Born unbeachtet blieb. Es war nicht meine Absicht, nur eine Auflistung der nordharzer Gewässer zu bringen, das vermag jede gute Karte auch. Vielmehr ging es mir darum, das an einzelnen Gewässern haftende Besondere, was ihnen eigen ist, herauszustellen und zu Wort zu bringen.

Die Darstellung berücksichtigt deshalb geologische Vorgänge, historisch-kulturelle Zusammenhänge, volkskundliche Überlieferungen, wirtschaftliche Zwecke und nicht zuletzt – soweit möglich – auch sprachgeschichtliche Hinweise und Deutungen. Der Mensch hat ja das Wasser angesprochen. Er hat ihm einen Namen gegeben, der manchmal einleuchtend ist (Trülleke. Krumme Beeke), manchmal aber für die Forschung dunkel bleibt (Oker. Innerste). Diese letzteren größeren Flüsse tragen die ältesten, bis in vorgermanischen Zeiten reichenden Namen. Verständlich sind auch die in der Grundsprache des Volkes wurzelnden Quellennamen (Strulle, Spring, Born). Quelle selbst ist eine hd. Schöpfung mit später Verwendung, sie ersetzt den „born“, das eigentliche Wasserwort. „Born“ nimmt hier  $\frac{3}{8}$  aller Quellennamen ein, und da Brunnen mit  $\frac{2}{8}$  Anteil nur die hd. Umformung von „born“ ist, be-



herrscht „born“ mit  $\frac{5}{8}$  aller Namen die heimische Wasseransprache. „born“ ist ein Wurzelwort aus tiefen Sprachschichten und bedeutet schlechthin Wasser (Röth 1967, 50). In ganz Niedersachsen hießen die alten Hofbrunnen mit der Wippe nur „Born“, nachlässig entsteht zu Borm.

Der einfachste Born war das Wasserloch auf den „Ohen“, den geologischen Wasserspeichern (o, oh, a, ah sind Wasserlaute). Diese Ohen mit ihren oberen Bachrevieren waren die Stätten früher menschlicher Siedlungen. Manche dieser alten Wohnplätze heißen heute noch „Altfeld“ oder „Allfeld“. Allein im weiteren nordharzer Umkreis sind an die 20 Altfeldfluren zu belegen (Wiswe 1970, 49 – Grosse 1929, 41 – Thielemann HZ 1976, 106). Nach Wiswe ist Altfeld nicht zeitlich (lat. „antiquus“), sondern als „altus“ = hoch/tief, Uferlage über Bächen, zu verstehen, wobei das t zu l assimiliert ist. Diese Angleichung trifft besonders im ndd. Sprachbereich westlich der Oker zu, während am mehr hd. beeinflussten Ostharz das t vorwiegend erhalten blieb. Nur einmal begegnet die zeitliche Auffassung von Altfeld im Liebenburger Erbreger von Kl. Döhren in der munda. Übertragung als „Oldfeld“. Altfeld, Allfeld ist vermutlich urverwandt mit idg. „al“ = ernähren und lat. „alēre“ = nähren, auch got. „alan = wachsen, aufwachsen. Mit dem Allfeld waren rechtliche Lebensvorgänge verbunden, was nachweislich beim Allfeld von Ölber a. w. W. (Hochgericht, Gräber) und bei Jerstedt durch eine Hinrichtung überliefert ist (Kirchenbuch-Eintragung). Es waren auch Gemeinschaftsstätten für Brauchtum, Tanz und Opfer. So gab es beim Jerstedter Allfeld außer dem „Schauhowwe“ (Zuschauerplatz bei Rechtshandlungen) auch einen „Brauttanzplatz“, ein Zeugnis feierlicher Feste (Rezeß Jerstedt 1850). Vergl. Goslar „Brautstein“, mit einem alten Freilicht-Tanzplatz in der Nähe.

Mit zunehmender Wirtschaftsumstellung siedelte man in flacheren Lagen, blieb aber am Wasser, aus dem alles Leben kommt und hängt. Dabei verschwanden so manche Wasserstellen und mit ihnen alles pflanzliche und tierische Leben, erstickt unter Zuschüttung, Verrohrung und Begradigung. Die Einsicht in solch landschaftsverödende Torheit ist heute als Neubesinnung auch am Nordharz zu spüren. Nicht umsonst kämpfen die örtlichen Behörden und Gemeinden um die Erhaltung ihrer Wasserrechte und planen neue Biotope zur Belebung der Landschaft. Das Wasser steht wieder hoch im Kurs. Die heimischen Menschen wissen um seinen Segen, aber auch um seine Tücken, beides haben sie in reichlichem Maße erfahren. Diese lebensspendende und lebensbedrohende Verquickung menschlichen Daseins mit dem Wasser spricht aus einer nordharzer Redensart, die alles und jedes erklärt und im Okertal wie im Innerstecken allzeit zu hören ist. Der Ausspruch lautet: „Dat leit am Water“.

#### Quellen und Schriften

##### Quellen:

UB = Urkundenbuch Goslar. – Liebenburger Erbreger 1548. – Rezeß Jerstedt 1850 – Kirchenbuch Jerstedt.

##### Schriften:

Bahlow, H.: Deutschlands geographische Namenwelt. Frankfurt 1965, S. 1221, 257, 362. – Behme, F.: Erdkunde des Landkreises Goslar. In: Zobel, F.: Der Landkreis Goslar. Goslar 1932. – Dittmaier, H.: Die westfälischen Namen auf ei, ey u. egge. In: Niederdeutsches Wort, Bd. 3 (1963), S. 1–14. – Garke, H.: Die Bachnamen des Harlandes. HZ 11 (1959), S. 1–72. – Grosse, W.: Geschichte der Stadt u. Grafschaft Wernigerode in ihren Forst-, Flur- u. Straßennamen. Wernigerode 1929. – Grundner-Culemann, A.: Die Flurnamen des Stadtkreises Goslar. Tl. II. Goslar 1960, S. 36 u. Tl. III, Goslar 1966, S. 159. –

Krahe, H.: Sprache der Vorzeit. Heidelberg 1954. – Krahe, H.: Unsere ältesten Flußnamen. Wiesbaden 1964. – Röth, E.: Sind wir Germanen? Kassel 1967. – Schröder, E.: Deutsche Namenkunde. Göttingen 1938. – Thielemann, O.: Die Malstätten der nordharzer Gaue; In: Harzer Heimatland, Geschichts-Beilage der Goslarer Zeitung 5/1976. – Thielemann, O.: Altfeld, Allfeld, eine Flurnamenstudie. Harz-Zeitschrift Jg. 28 (1976), S. 106. – Thielemann, O.: Der Flurnamenhase. Zur Deutung der Hasenfluren im Lichte kultischer Flurnamengruppen. Salzgitter-Jb. 1981, S. 69–102. – Wiswe, M.: Die Flurnamen des Salzgittergebietes. Braunschweig 1970, S. 49. – Wieries, R.: Geschichte des Amtes Harzburg nach seinen Forst-, Flur- u. Straßennamen. Braunschweig 1937. – Zobel, F.: Quellen, Bäche, Teiche und Sümpfe im Landkreis Goslar. Bl. f. Volkstum u. Heimat. Jg. 14, H. 4/5 u. 6 (1941). –

#### Abkürzungen

FlrN	= Flurnamen	illyr.	= illyrisch
germ.	= germanisch	lat.	= lateinisch
got.	= gotisch	MBI.	= Meßtischblatt
hd.	= hochdeutsch	munda.	= mundartlich
HH	= Harzer Heimatland	ndd.	= niederdeutsch
HZ	= Harz-Zeitschrift	Pkt.	= Höhenpunkt über NN
idg.	= indogermanisch		

#### Anmerkung der Redaktion

Der Verfasser legt eine eigenständige Arbeit zu diesem Thema vor, die ihre regionale Bedeutung insbesondere durch genaue topographische Beobachtungen erhält. Die vorhandene Literatur ist nicht völlig eingearbeitet worden. So muß insbesondere ergänzend auf die Dissertation von Bernd-Ulrich Kettner „Flußnamen im Stromgebiet der oberen und mittleren Leine“ (Rinteln 1972) hingewiesen werden, in der auch Thielemanns Untersuchungsgebiet berücksichtigt wird.

## *Die Entwicklung des Naturschutzes in den letzten 20 Jahren aus der Sicht der oberen Naturschutzbehörde*

Von Reinhold Utz

Überarbeitete Fassung eines Vortrages im Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Den Zuhörern des Vortrages am 9. Oktober 1986 wurden zu den mitunter sachbedingt trockenen Ausführungen Lichtbilder gezeigt, die neben ihrem illustrierenden Zweck gelegentlich auch nur Augen und Gefühl beschäftigt haben. Auf diese Bilder muß der Leser verzichten.

Da dem Vortrag kein geschriebenes Manuskript, sondern lediglich Stichwörter zugrunde lagen, wird im folgenden eine gekürzte Zusammenfassung vorgelegt.

Die Darstellung der Entwicklung des Naturschutzes in den vergangenen fast 20 Jahren ist einerseits eine Reportage über die tatsächliche Faktenentwicklung, andererseits aber auch eine Bewertung aus der Eigenschau des Vortragenden. Damit rückt die obere Naturschutzbehörde etwas mehr in den Hintergrund, als es das in der Einladung angekündigte Thema erwarten läßt.

Sollte bei den Zuhörern – und auch bei den Lesern – am Ende der Eindruck entstanden sein, daß es um die Sache des Naturschutzes zum besten bestellt sei, dann ist dieser Eindruck so nicht gewollt. Unbestreitbar ist allerdings, daß den Belangen des Naturschutzes (im umfassenden Sinne gemeint) heute ein unvergleichlich höheres Gericht beigemessen wird, als noch 1969 am Beginn der Tätigkeit des Referierenden/Schreibenden bei der oberen Naturschutzbehörde in Braunschweig.

Das Europäische Naturschutzjahr 1970 hat durch eine Vielzahl von Vorhaben und ein bis dahin nicht gekanntes Echo in allen Medienarten einen kräftigen Anstoß zur Änderung der sog. öffentlichen Meinung und allgemeinen Einschätzung von Wert und Notwendigkeit des Naturschutzes bewirkt. Dieses führte sowohl zu einer verstärkten Fortentwicklung des Naturschutzrechtes in den einzelnen Bundesländern als auch zu einer erheblichen Ausweitung des Wissens über den Naturschutz insbesondere über die Wirkungszusammenhänge in allen Naturabläufen.

In gleichem und teilweise noch größerem Umfang und überwiegend stürmisch wurden nahezu alle Bereiche unseres Lebens weiterentwickelt. Berührungspunkte und Konflikte mit der Natur und deren Schutz blieben nicht aus. Die Ansprüche an die Natur – seien es Boden, Wasser, Luft, Lebensräume für Pflanzen und Tiere – sind enorm gestiegen. Obwohl nahezu jedermann von der Notwendigkeit des Schutzes unserer Natur überzeugt ist, kann allenthalben eine unverständliche Disparität zwischen dem persönlichen Verhalten und den Forderungen an Staat und Wirtschaft sowie an das Verhalten der anderen nicht übersehen werden.

Zum 1. Mai 1969 wurde die (damals) höhere Naturschutzbehörde beim Präsidenten des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig zum ersten Mal mit einer eigens in Naturschutz und Landschaftspflege ausgebildeten Fachkraft besetzt. Damit war der Übergang von einer reinen Verwaltungsbehörde zu einer Fachbehörde eingeleitet, wenn auch für die folgenden 2 Jahre noch ein Jurist der Leiter des Dezernates, das noch andere Aufgaben hatte, blieb.

1971 erfolgte die Ausgliederung der Naturschutzaufgaben und die Bildung eines eigenen Dezernates Landespflege, verbunden mit dem Zugewinn einer zweiten Landespflegerstelle.

Die Aufgabenerledigung der höheren Naturschutzbehörde oblag bis 1978 zwei fachlich ausgebildeten Landespflegern und einem Verwaltungsangestellten. In demselben Jahr kam ein dritter Landespfleger hinzu.

Ab 1981 erfolgten erhebliche personelle Verstärkungen, die zum derzeitigen Stand von sieben Landespflegern, einem technischen Zeichner und drei Verwaltungskräften führten, alle in unbefristeten Arbeitsverhältnissen. Zum Dezernat gehören zwei weitere Dezernenten, die Teilaufgaben (Jurist) oder vorübergehend Sonderaufgaben (Diplom-Geograf) übernommen haben.

Für die entsprechend der Regierungserklärung verstärkt zu betreibende Ausweisung von Naturschutzgebieten sind zwei weitere Landespfleger mit befristeten Arbeitsverträgen eingestellt.

Der Hinweis auf die in den letzten Jahren stark angewachsenen Aufgaben des Naturschutzes in allen Bereichen und die im Zuge der Bezirksreform angewachsene Bezirksgröße von 3121 km<sup>2</sup> (1969) auf derzeit 8096 km<sup>2</sup> lassen hoffentlich jeden Hintergedanken an die Gültigkeit des Parkinsonschen Gesetzes schwinden.

Die Entwicklung bei den Landkreisen und kreisfreien Städten einschl. der Stadt Göttingen mit ihrem besonderen Status ist bisher ähnlich verlaufen. Gab es 1969 in keiner unteren Naturschutzbehörde Fachpersonal, so verfügt 1986 nur noch eine untere Naturschutzbehörde über kein solches. Hier muß der Fachverstand aus einem anderen städtischen Amt entliehen werden, ein Umstand, der zu unnötigen Reibungsverlusten führt, von anderen Schwierigkeiten ganz abgesehen.

Im Durchschnitt verfügt jede der zwölf zum Regierungsbezirk gehörenden unteren Naturschutzbehörden über zwei Fachkräfte. Der Trend zu einer weiteren Aufstockung ist unverkennbar. Dies ist einleuchtend, weil nach der derzeitigen Rechtslage der Hauptteil der Naturschutzaufgaben in die Zuständigkeit der unteren Behörden fällt.

Die in allen Lebenslagen als notwendig beschworene Beweglichkeit mußte der behördliche Naturschutz ebenfalls aufweisen. Kreis- und Bezirksreform, die Bildung und bald darauf wieder erfolgte Auflösung des Verbandes Großraum Braunschweig haben den Zuständigkeitsbereich der (ab 1981) oberen Naturschutzbehörde seit 1972 mehrfach geändert.

In gleichem Maß, wie die Größe des Regierungsbezirks zunahm, wuchs auch sein Reichtum an landschaftlicher Vielfalt. Mit Ausnahme der Küstenregion, des Meeres und der Unterläufe großer Flüsse verfügt er über alle niedersächsischen Landschaften, das hohe Mittelgebirge Harz eingeschlossen. Er hat damit aber gleichzeitig Anteil an allen Problemen, die Moor und Heide, intensiv genutzte hochfruchtbare Böden, dicht besiedelte Industrie- und Wohngebiete, Erholungsgebiete, an Bodenschätzen reiche Landschaftsräume, Wasserüberschußgebiete wie der Harz, Flußauen, kleinstrukturierte meist agrarisch problematische Landschaften, in der Entwicklung bislang zurückgebliebene oder wieder zurückgefallene Bereiche wie teilweise entlang der Grenze zur DDR mit sich bringen.

Neben der bereits angeführten Zunahme des allgemeinen Verständnisses für den Naturschutz hat die Fortentwicklung des Naturschutzrechtes die Aufgabenbreite entscheidend beeinflusst. Gut 45 Jahre hat in Niedersachsen das Reichsnaturschutzgesetz von 1935 mit nur geringfügigen Abänderungen fortgegolten. Der im Jahre 1976 erlassene Rahmen des Bundesnaturschutzgesetzes wurde erst 1981 durch das Niedersächsische Naturschutzgesetz ausgefüllt. Dies brachte eine Reihe von einschneidenden Änderungen wie z. B. die Einbeziehung auch des besiedelten Raumes in den Geltungsbereich des Naturschutzgesetzes, den Gedanken, daß Natur und Landschaft nicht nur zu schützen und zu pflegen, sondern auch zu entwickeln sind, das Instrument der Landschaftsplanung, die sog. Eingriffsregelung mit ihren auf das Verursacherprinzip sich stützenden Verpflichtungen zu Ausgleich und Ersatz von erheblichen Beeinträchtigungen, die von Eingriffen ausgehen können, sehr ins Detail gehende Artenschutzregelungen, die gelegentlich fast die Grenze des Praktikablen streifen sowie die Beteiligung von sog. Naturschutzverbänden an im Gesetz genannten Verfahren und Vorhaben.

Bezüglich der Verbände (in Niedersachsen sind insgesamt sieben als solche anerkannt) bietet sich eine vielleicht nicht unbedingt zu verallgemeinernde Entwicklung. Aus einer zunächst kooperativen, den Naturschutzbehörden helfenden Tätigkeit erwuchs eine zunehmend distanziert kritische Haltung, die in der jüngsten Vergangenheit auch vermehrt zu Angriffen selbst gegen die Naturschutzbehörden führt. Wie wird es künftig sein? Erfolgversprechend und der Sache am besten dienlich ist gewiß die kritisch-wache, aber jederzeit kooperative Mitwirkung im Interesse der Naturschutzbelange.



Abb. 1 Das Oderbruch im Harz, typisches Beispiel eines Berghochmoores

Foto: R. Utz

Das 1972 als erstes in der Bundesrepublik geschaffene Niedersächsische Bodenabbauge-setz wurde in das neue Landesnaturschutzgesetz integriert.

Die im Reichsnaturschutzgesetz vorgegebenen Instrumente des Flächenschutzes sind offenbar als erfolgreich erprobt in das aktuelle Naturschutzrecht übernommen und um die Schutzkategorie Nationalpark sowie besonders geschützter Landschaftsbestandteil erweitert worden. Bemerkenswert ist, daß für die letztere sogar die Gemeinden in die Pflicht genommen wurden, obwohl sie sonst keine formalen Zuständigkeiten nach dem Niedersächsischen Naturschutzgesetz haben. Da der Schutz der Natur aber eine Aufgabe aller ist, kann dies nicht überraschen.

Mit dem Inkrafttreten des Niedersächsischen Naturschutzgesetzes ist das Ehrenamt des Bezirksbeauftragten für Naturschutz und Landschaftspflege endgültig entfallen. Es gibt seitdem nur noch Beauftragte für Naturschutz bei den unteren Naturschutzbehörden. Ihre Aufgaben sind im wesentlichen dieselben geblieben wie z. Z. der Gültigkeit des Reichsnaturschutzgesetzes.

Der Gesetzgeber hat den Bezirksbeauftragten wohl kaum wegen seiner Behördenunabhängigkeit und Weisungsungebundenheit geopfert, sondern diese Institution vor dem Hintergrund der zunehmenden fachlichen Stärkung der oberen Naturschutzbehörde für entbehrlich gehalten.

Auch dem Naturschutz ist nicht verborgen geblieben, daß einem sehr gern gebrauchten

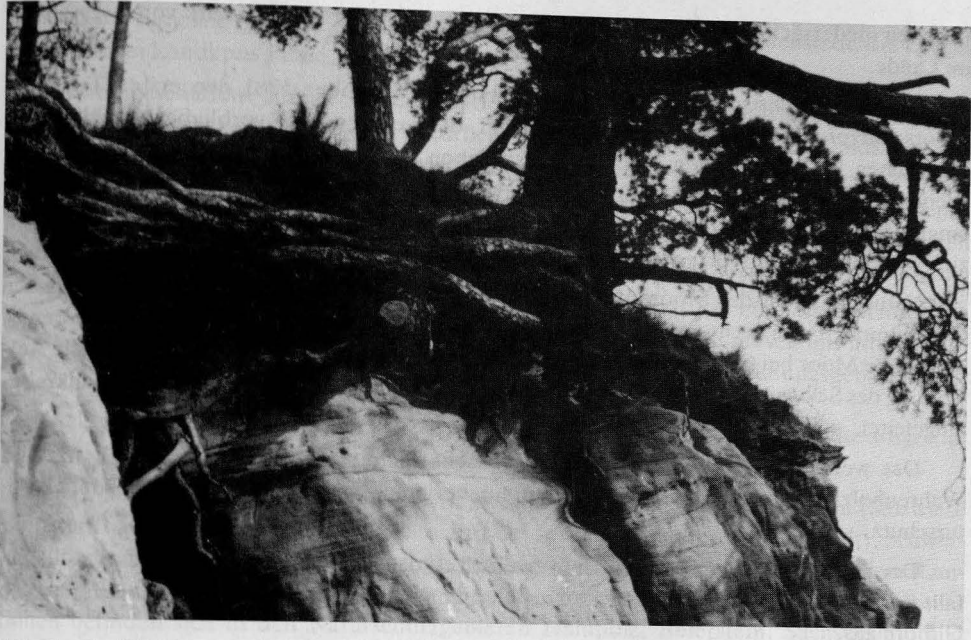


Abb. 2 Der Klotzberg am Nordrand des Großen Bruches, eine „Schichtrippe“ des Keupersandsteins  
Foto: R. Utz

Slogan entsprechend nichts mehr zum „Null-Tarif“ zu haben ist. Für sich betrachtet hat der Niedersächsische Landtag die finanzielle Ausstattung des staatlichen Naturschutzes beeindruckend vorangebracht (Auf einen Vergleich mit anderen Bereichen wird allerdings verzichtet).

1970 betrug der Naturschutz-Etat des Landes 0,36 Mio DM, 1983 bereits 16,15 Mio DM und 1986 schließlich 25,07 Mio DM. In diesen Zahlen sind die Personalausgaben nicht enthalten. Enthalten sind die Mittel für Flächenerwerb durch das Land zu Naturschutzzwecken, der seit 1982 möglich ist. Im laufenden Haushaltsjahr 1986 stehen der Bezirksregierung Braunschweig – obere Naturschutzbehörde – gut 4,6 Mio DM zur Verfügung. Mit diesen werden u. a. Flächen direkt erworben (bevorzugt im Naturschutzgebiet Großes Moor, im Drömling/Kaiserwinkel sowie im Schweimker Moor, alles im Landkreis Gifhorn gelegen), Zuschüsse gegeben zum Flächenerwerb durch die unteren Naturschutzbehörden, Pflege- und Entwicklungsmaßnahmen in Schutzgebieten vorrangig in Naturschutzgebieten gefördert, Pflege- und Entwicklungspläne für Naturschutzgebiete sowie Fachgutachten durch Auftragsvergabe erstellt, Biotopentwicklungsmaßnahmen unterstützt.

Das Land Niedersachsen – Naturschutzverwaltung – verfügt derzeit im Regierungsbezirk Braunschweig über rd. 380 ha eigene Flächen.

Mit der Schaffung des Naturparks Elm-Lappwald (Trägerschaft Landkreise Helmstedt, Wolfenbüttel und Stadt Braunschweig) im Jahre 1977 erhielt der Regierungsbezirk einen der



jüngsten niedersächsischen Naturparke, gleichzeitig den vierten im Bezirk von insgesamt 12 im Lande.

Die niedersächsische Landesregierung hat im Dezember 1981 den ersten Teil eines Moorschutzprogrammes erlassen mit dem Ziel, die wenigen noch verbliebenen weitgehend natürlichen und naturnahen Hochmoorrestflächen zu erhalten, degenerierte Hochmoore wieder in einen naturhaften Dauerzustand zurückzuführen und letztlich teilabgetorfte Moore langfristig zu feuchten bis nassen Ersatzlebensräumen zu entwickeln mit dem erhofften Fernziel, evtl. eine Hochmoorregeneration einzuleiten.

Naturgemäß ist der Mooranteil des Braunschweiger Bezirks an der niedersächsischen Gesamtmoorfläche recht gering. Von den drei im Schutzprogramm enthaltenen Mooren ist das Große Moor bei Gifhorn als Naturschutzgebiet ausgewiesen (ca. 2700 ha groß), die Ausweisung des Schweimker Moores und Lüderbruchs an der Nordgrenze desselben Landkreises eingeleitet.

Das weitgehend kultivierte und landwirtschaftlich genutzte Oerreler Moor nördlich Wahrenholz/Landkreis Gifhorn hat z. Z. einen vergleichsweise geringeren Wert für den Naturschutz.

Der im Januar 1986 verabschiedete zweite Teil des Moorschutzprogrammes weist ebenfalls nur vereinzelte kleinflächige Moorreste und mehrere Kleinsthochmoore im Westen von Gifhorn aus.

Die Ausweisung neuer Naturschutzgebiete war ein Arbeitsschwerpunkt der vergangenen fünf Jahre.

1969 gab es damals im noch weit kleineren Regierungsbezirk 8 Naturschutzgebiete mit rd. 1800 ha Gesamtgröße. Das entsprach einem Anteil von 0,6 % an der Bezirksfläche. Die folgende Übersicht belegt die Entwicklung der letzten 5 Jahre.

Stand am	Anzahl der Gebiete	Fläche insgesamt	Anteil an Bezirksfläche
31. 12. 81	40	9680 ha	1,2 %
31. 12. 82	48	10205 ha	1,3 %
31. 12. 83	54	10679 ha	1,3 %
31. 12. 84	63	14285 ha	1,8 %
31. 12. 85	69	14821 ha	1,8 %
01. 10. 86	75	16240 ha	2,0 %

In den bisher ausgewiesenen Naturschutzgebieten sind leider noch nicht alle im Regierungsbezirk vorhandenen Lebensraumtypen erfaßt und ausreichend vertreten. Vor allem naturnahe Waldgesellschaften, Bach- und Flußläufe einschl. ihrer Talräume, Feuchtgrünland und Bergwiesen, Felsvegetation sowie Lebensräume verschiedener gefährdeter Tier- und Pflanzenarten bedürfen noch des Schutzes und der Sicherung.

Trotzdem stellen die jetzt vorhandenen 75 Naturschutzgebiete einen respektablen Ausschnitt aus den verschiedenen Landschaftstypen des Bezirks dar. Dabei handelt es sich nicht nur um Gebiete, die noch eine ziemlich große Naturnähe aufweisen, sondern auch um solche, die erst durch ihre spontane bzw. gesteuerte Entwicklung ihre volle Schutzwürdigkeit erreicht haben bzw. noch erreichen sollen. Dies können „Abfallprodukte“ der Gewinnung von Bo-

denschätzen sein, wie z. B. die Naturschutzgebiete Auflandeteich bei Adenstedt, die Lenge-  
der Teiche im Landkreis Peine, der Klärteich III bei Salzgitter-Heerte.

Gezielt geschaffene Teiche wie die in Riddagshausen/Stadt Braunschweig (gleichzeitig  
ein kulturhistorisches Denkmal) oder natürliche Seen wie der Seeburger See/Landkreis Göt-  
tingen, Teilabschnitte des Okertales zwischen Schladen und Wiedelah/Landkreise Wolfen-  
büttel und Goslar und Feuchtgebiete wie die Dünenwiesen/Stadt Wolfsburg haben ebenso  
große Bedeutung für an Wasser und hohe Bodenfeuchte gebundene Pflanzen- und Tierarten  
und deren Lebensgemeinschaften wie das bereits erwähnte Naturschutzgebiet Großes Moor.

Die Naturschutzgebiete Heeseberg/Landkreis Helmstedt, Bratental/Stadt Göttingen  
und Weper/Landkreis Northeim dienen dem Schutz von Halbtrockenrasen mit ihren Pflan-  
zen- und Tierarten, die sich teilweise am Rande ihrer natürlichen Verbreitungsgebiete befin-  
den.

Im Landkreis Gifhorn sind verschiedene Heidegebiete als Naturschutzgebiete ausgewie-  
sen (Heiliger Hain, Gifhorner Heide, Bokeler Heide).

Über bemerkenswerte Sonderstandorte wie binnenländische Salzvegetation (Salzwiese  
Barnstorf/Landkreis Wolfenbüttel, Seckertrift bei Jerxheim/Landkreis Helmstedt), Schwer-  
metallfluren im Bereich des Innerstetales/Landkreis Goslar und Blockschutthalde am Ram-  
melsberg/Stadt Goslar verfügt der Bezirk ebenfalls. Besonders wertvolle geologische Situa-  
tionen befinden sich in den Naturschutzgebieten Hainholz, Beierstein, Sachsenstein und  
Priorteich/alle Landkreis Osterode am Harz.

Zu den Feinheiten zählen die Berghochmoore des Harzes.

Eine neue Entwicklung ist mit der Ausweisung landeseigener Waldnaturschutzgebiete  
eingeleitet, in denen Teilflächen aus jeglicher Bewirtschaftung herausgenommen werden und  
sich selbst überlassen bleiben.

Mit der förmlichen Ausweisung von Naturschutzgebieten und deren Sicherung durch  
eine Rechtsverordnung sind diese Gebiete wie allgemein bekannt nicht dauerhaft gesichert.  
Neben äußeren Einflüssen mancherlei Art (z. B. Auswirkungen von Gewässerunterhaltun-  
gen, land- und forstwirtschaftliche Nutzungen, Erholungsbetrieb, Verlärmung, Veränderun-  
gen der Vegetation durch Dünger- und Schadstoffeinträge aus der Luft) wirken „innere“  
Kräfte auf sie ein, wenn z. B. die die Schutzwürdigkeit bewirkende frühere Nutzungsform  
aufgegeben wird. Das Ergebnis ist ein Einsetzen von natürlichen Sukzessionsabläufen, die  
das eigentliche Schutzziel sozusagen von Natur aus liquidieren. Alle Naturschutzgebiete, die  
vom bewußten Festhalten der natürlichen Sukzession geprägt sind, bedürfen regelmäßiger  
Pflege. Im Idealfall besteht diese in der allerdings höchst selten möglichen Fortsetzung der ur-  
sprünglichen Nutzung. Meist sind leider nur nutzungsähnliche Pflegemaßnahmen möglich.

Neben dem Naturschutzrecht haben sich auch viele andere Rechtsbereiche so entwickelt,  
daß sie Selbstbindungen für den Umgang mit der Natur, d. h. eine Berücksichtigung der Be-  
lange des Naturschutzes und der Landschaftspflege verlangen. Als Beispiele seien genannt  
das Bundesbaugesetz, das Flurbereinigungsgesetz, das niedersächsische Wassergesetz.

Wie die Naturschutzbelange in eigene Fachvorhaben einzubringen und im formalen Ent-  
scheidungsprozeß zu behandeln sind und wie schließlich Naturschutzbehörden und andere  
Fachbehörden miteinander umzugehen haben, ist in einer Reihe von meist gemeinsamen Mi-

nisterialerlassen und -richtlinien festgelegt. Es gibt z. Z. in Niedersachsen einen Straßenbau-, einen Wasserbau-, einen Flurbereinigungs-, einen Waldbauerlaß mit entsprechenden Richtlinien.

Aus zunächst vereinzelter freiwilliger dann verordneter Gemeinsamkeit ist inzwischen eine weitgehend selbstverständliche Zusammenarbeit bei aller häufig gegensätzlichen Interessenvertretung geworden. Das Niedersächsische Naturschutzgesetz verpflichtet nunmehr alle Behörden und öffentlichen Stellen im Rahmen ihrer jeweiligen Zuständigkeit, die Belange des Naturschutzes und der Landschaftspflege zu unterstützen. Es ist deshalb auch nicht verwunderlich, wenn Fachbehörden, die normalerweise ihre Vorhaben nur durch Eingriffe in die Natur verwirklichen können, selbst ausgebildete Landespfleger beschäftigen (z. B. Straßenbauverwaltung, Ämter für Agrarstruktur, Bundeswasserstraßenverwaltung).

Ein spannungsreiches Unternehmen ist nach wie vor die Ausweisung von Naturschutzgebieten. Obwohl meistens die augenblicklichen Nutzungen von Privateigentumsflächen nicht beschränkt werden, tauchen hier die größten Schwierigkeiten auf. In der Nutzungsfestschreibung sehen viele bereits einen entschädigungspflichtigen Eingriff oder gar eine Enteignung. Daß dem nicht so ist, wie höchstrichterliche Entscheidungen mehrfach belegt haben, ist kaum einsehbar zu machen.

Um die Bewirtschafter von Grünlandflächen in Naturschutzgebieten zu entlasten, gibt es seit 1985 die Möglichkeit, einen finanziellen Erschwernisausgleich aus Naturschutzmitteln zu erhalten, sofern als Grundbedingungen eingehalten werden: keine zusätzliche Entwässerung, keine Bodenaufhöhung, Erhalt des Grünlandes. Darüber hinaus können freiwillige Vereinbarungen getroffen werden, die gegen abgestufte Nutzungsbeschränkungen höheren Finanzausgleich bringen.

Ein Konfliktfeld Landwirtschaft-Naturschutz besteht nach wie vor. Der Grund scheint darin zu liegen, daß die heutige landwirtschaftliche Bodennutzung aus allbekannten Zwängen und Vorgaben industriemäßig betrieben wird und im Gegensatz zum allgemein noch verbreiteten Bild der bäuerlichen Kulturlandschaft aus der Zeit vor mehr als 50 Jahren steht. Die modernen Arbeitsabläufe erfordern bei der Mechanisierungssituation bestimmte Mindestschlaggrößen, Beherrschbarkeit des Wasserhaushaltes, Düngung und Pflanzenschutz, Hindernisfreiheit (also keine Hecken, Bäume, Feldraine etc.).

Trotz der Polarisierung sind Zeichen der erneuten Annäherung erkennbar, die zu nutzen sind. Beide Partner müssen lernen, ihre Anliegen plausibler zu machen und Verständnis für die Vorstellungen des anderen aufzubringen.

Naturschutz (im engeren Sinne) und Erholung stoßen sich immer häufiger gegenseitig. Der erholungsuchende Mensch ist in der Zwischenzeit enorm beweglich, verfügt über viel freie Zeit und investiert reichlich Geld in Freizeitbeschäftigungen. Aufenthalt in der freien Natur wird immer mehr gesucht. Die zivilisatorischen Hilfsmittel als Vehikel zum Naturgenuß (wie z. B. Wohnwagen, Boote aller Art, Surfbretter, Angelgeräte, Ski und Skiroller, geländegängige Motorräder) sind offenbar grenzenlos. Das führt zu einer rapiden Zunahme der Naturbelastungen. Wie harmlos war der Wintersportbetrieb im Harz vor 20 Jahren. Heute ist das Mittelgebirge an schönen und schneereichen Winterwochenenden mit Kraftfahrzeugen zugestopft.

Naturschutz und Erholung in der freien Natur können sich dann wieder vertragen, wenn nicht die Anzahl der Erholungsuchenden den Maßstab für ordnende Maßnahmen (z. B. das gesetzliche Wegegebot in Naturschutzgebieten) abgibt, sondern die Empfindlichkeit des jeweiligen Raumes.

In dieser schriftlichen Zusammenfassung wird auf die Darstellung von großen landschaftsverändernden Maßnahmen der letzten 20 Jahre ebenso verzichtet (z. B. Bau der Granelalsperre, des Elbeseitenkanals, der Schnellbahntrasse Hannover-Würzburg, des Neuaufschlusses der Salzkohlelagerstätte bei Schöningen, des Hochwasserrückhaltebeckens bei Salzderhelden, neuer Autobahnen, Bau der „Ferienburgen“ im Harz) wie auf die Darstellung der vielen kleineren Eingriffe (z. B. Abbau von Bodenschätzen aller Art, Anlage von Mülldeponien, Waldumwandlungen, Anlage von Fischteichen, Ausbau von Straßen und Gewässern, Aufhöhung oder Entwässerung von Feuchtgebieten). Im Vortrag selbst wurden zahlreiche Beispiele durch Dias illustriert vorgestellt.

Wohin geht die künftige Entwicklung?

Schierer Zweckoptimismus, daß alles gut gehen werde, daß den Menschen immer rechtzeitig das Erforderliche eingefallen ist, ist gerade vor den letzten Katastrophenfällen mit erheblichen Umweltzerstörungen (Chemie, Atomkraft) kein solider Grundstein für den Weiterbau an unserer Zukunft.

Wir sind noch zu sehr von sektorialem Denken geprägt und vergessen – bewußt oder unbewußt – den Blick auf das Ganze zu richten, auf die *ganze* Natur, auf Zivilisation *und* Kultur, auf die Zusammengehörigkeit von Natur und Kultur.

Steht uns für ein ganzheitliches Denken unser Egoismus, das anthropozentrische Denken und Handeln im Wege?

## *Kleingewässer – sterbende Lebensräume?*

Von Rolf Jürgens

Tümpel und Teiche wurden in unserer Landschaft durch sogenannte Umgestaltung, durch Steine, Buschwerk, Erde und Müll weitgehend zugeschüttet. Dieser „Tümpeltod“ ist aus Biotopschutzgründen besorgniserregend. Das gilt insbesondere, weil die Kleingewässer zu den arten- und individuenreichsten Bestandteilen unserer heimatlichen Landschaft gehören. In solchen Gewässern können beispielsweise über 40 Libellenarten ihr Larvenstadium durchlaufen. Tümpel und Teich haben für den Naturschutz so eine besondere Bedeutung.

Aus diesen Gründen führte der Deutsche Bund für Vogelschutz Gespräche mit dem Landkreis Wolfenbüttel und dem zuständigen Eigentümer, um im Landschaftsschutzgebiet „Küblinger Trift“ im Gebiet östlich der „Waldmühle“ direkt am Bachlauf der Altenau einen Teich als Feuchtgebiet für Lurche und Kriechtiere zu schaffen. Um eine gute Verbindung zu anderen Lebensräumen herzustellen (eine sogenannte Vernetzung), eignet sich dieser Standort besonders gut, da in der Nähe der Bachlauf der Altenau mit Busch- und Brachflächen und der angrenzende Wald von Bedeutung für den Artenschutz ist.



Abb. 1 Neues Feuchtgebiet im Landschaftsschutzgebiet Lah-Küblinger Trift

Foto: R. Jürgens

Die Gestaltung des Flachteiches wurde sorgfältig durchdacht. Es wurden unterschiedliche Tiefenzonen und unregelmäßig gestaltete, mit Buchten versehene Uferlinien geschaffen. Besonders von Bedeutung waren die bis zu 50 cm tiefen, unbeschatteten Flachwasserzonen. Diese erwärmen sich schnell. Das ist für das Gedeihen der meisten Tiere in solchen Tümpeln nötig. Neben dem Teich wurde ein tieferer Kolk geplant, damit die Tiere (Lurche) frostfrei überwintern können.

Nach zahlreichen weiteren Ortsterminen faßte der Landkreis Wolfenbüttel den Beschluß, das Feuchtgebiet zu schaffen, um Lurche und anderen von der Ausrottung bedrohten Kleintier-, Vogel- und Pflanzenarten einen neuen Lebensraum zu schaffen. Mit den Baumaßnahmen wurde unter Aufsicht der Unteren Naturschutzbehörde des Landkreises Wolfenbüttel im Februar 1986 begonnen.

Schon war ein neuer Tümpel mit Flachwasserzonen und ein tieferer Kleintümpel an der Altenau geschaffen. Bereits nach mehreren Tagen stellte sich Wasser ein, und der Teich füllte sich bis zum Rand. Inzwischen hat sich schon ein Feuchtgebiet mit Laichzonen und kleinen Schilfflächen ausgebildet, welches für die Förderung von Kleinstlebewesen und Amphibien von großer Bedeutung ist. Der Gras- und Wasserfrosch sowie die Erdkröte haben diesen neuen Lebensraum bereits angenommen. Auch der Kamm- und Teichmolch wurden gesehen. Einige Libellenarten und Wasserinsekten kann man stetig beobachten. Am Uferand sucht die Gebirgsstelze nach Nahrung.

Hier zeigt sich, daß ohne jegliches Zutun ein neu geschaffener Feuchtgebietslebensraum sofort angenommen wird. Eine Bepflanzung mit Wasserpflanzen oder Röhricht ist daher überhaupt nicht notwendig. Erst recht nicht notwendig und zum Teil sogar verboten ist das Einbringen von Tieren. Die Arten, für die der neue Lebensraum geeignet ist, besiedeln ihn von selbst. Auf keinen Fall dürfen hier Fische eingesetzt werden, da sie die Lebensgemeinschaft des Tümpels oft einseitig verändern.

Somit hat der Landkreis Wolfenbüttel mit Einwilligung des Eigentümers, Herrn Landwirt Wolf-Dieter von Berge-Hänel, ein Feuchtgebiet geschaffen, welches für an Wasser gebundene Tier- und Pflanzenarten von größter Bedeutung ist. Die Ortsgruppe Schöppenstedt des Deutschen Bundes für Vogelschutz hat das Gebiet auf 15 Jahre gepachtet. Pflege- und Entwicklungsmaßnahmen werden mit der Unteren Naturschutzbehörde abgestimmt.

Mit der Neuschaffung von Tümpeln und Teichen helfen wir den so hochgradig im Bestand gefährdeten Lurchen und Kriechtieren. Weitere Natur- und Biotopschutzarbeit steht an, um die letzten Natur- und Lebensräume vor der weiteren, großräumigen Zerstörung in weiten Gebieten unseres Landkreises Wolfenbüttel zu retten.

## *Neues heimatliches Schrifttum*

Gesine Schwarz-Mackensen: Die frühbandkeramische Siedlung bei Eitzum, Landkreis Wolfenbüttel. Mit einem Beitrag von J. Riederer: Keramologische Untersuchungen an der Keramik von Eitzum. Veröffentlichungen des Braunschweigischen Landesmuseums. 45. Braunschweig: Braunschweigisches Landesmuseum 1985. 92 S., 43 Abb.-tafeln, 2 Pläne. 2° Kart.

Im Jahre 1985 erschien die abschließende Veröffentlichung der 1956 bis 1958 von Franz Niquet gegrabenen frühbandkeramischen Siedlung von Eitzum, Ldkr. Wolfenbüttel, in der Bearbeitung von Gesine Schwarz-Mackensen, mit einem gesondert ausgewiesenen Beitrag über keramologische Untersuchungen von J. Riederer.

Einleitend werden die bandkeramische Forschung im Braunschweiger Land skizziert und die Gründe, die zu der Grabung in Eitzum geführt haben, wobei bereits die Bedeutung anklingt, die der Fundplatz im mitteleuropäischen Kontext hat.

Es folgt eine kurze geographisch-geologische Einordnung der Fundstelle selbst. Danach werden die Grabungen im einzelnen vorgestellt, gefolgt von den Befunden und Funden, wobei insbesondere die für diese neolithische Kultur so cha-

rakteristische Keramik nach Form und Verzierungen ausführlich dargestellt wird. Die bereits an anderer Stelle publizierten naturwissenschaftlichen Untersuchungen werden hier nur im Ergebnis wiedergegeben, dazu gehören die paläobotanischen und zoologischen Untersuchungen sowie die 14 C-Bestimmungen.

Der Vergleich des Eitzumer Materials mit Braunschweiger Parallelfunden sowie mit denen des mitteldeutschen Fundorts Eilsleben, Kr. Wanzleben, macht sowohl seine spezifischen Eigenheiten deutlich, stellt aber auch die allgemeinen Charakteristika heraus, die es ermöglichen, einen frühbandkeramischen, überregionalen Horizont herauszuarbeiten, in dem Eitzum einen bedeutenden Stellenwert einnimmt.

Die anschließenden keramologischen Untersuchungen bestätigen und unterstreichen, soweit dies möglich ist, die bereits durch die vergleichende Keramiktypologie gewonnenen Ergebnisse.

Die schwierige Aufgabe, eine selbst nicht durchgeführte Grabung aufzuarbeiten und zu publizieren, ist hier mit der notwendigen, sachlichen Distanz in Form einer Materialvorlage erfolgt. Zugleich ist damit aber auch schon eine Einschränkung im Benutzerkreis angedeutet, denn

diese rein wissenschaftliche Publikation dürfte nur für Fachleute und fachlich engagierte Laien von Interesse sein.

I. Rötting

Ingrid Rötting: Siedlungen und Gräberfelder der Römischen Kaiserzeit. Studien und Vorarbeiten zum Historischen Atlas Niedersachsens. 31. Hildesheim: A. Lax 1985. 98 S. 1 Karte. 2° – Kart.

Das Institut für Historische Landesforschung der Universität Göttingen bereitet seit Jahren die Neuauflage des Historischen Atlas Niedersachsen vor, der vor dem Zweiten Weltkrieg zum ersten Mal unter der Leitung von G. Schnath erarbeitet wurde.

Dieses Kartenwerk soll auf mehrfarbigen Karten differenziert historische und auch prähistorische Situationen wiedergeben. Für jede dieser Karten sind umfangreiche Vorarbeiten notwendig, um den jeweiligen Forschungsstand für das ganze Bundesland Niedersachsen bis zum Bearbeitungszeitraum/Redaktionsschluß zu ermitteln; eine Arbeit, die überwiegend im Sammeln ungleichgewichtiger Angaben aus der wissenschaftlichen Literatur – aus Einzelpublikationen, Zeitschriftenaufsätzen, kurzen Erwähnungen – beruht. Das Belegmaterial wird in gesondert publizierten Katalogen nachgewiesen. Ein solcher Katalog ist der Teilband (= Heft 31) über „Siedlungen und Gräberfelder der Römischen Kaiserzeit“, der 1985 von I. Rötting vorgelegt wurde. Darin werden insgesamt 692 Fundorte der Römischen Kaiserzeit (ca. 0–375 n. Chr.) in Niedersachsen als Teil des freien Germaniens erfaßt und nach Fundorten alphabetisch aufgelistet. Die Karte ist in Quadrate aufgeteilt, die Fundorte eines jeden Quadrates sind durchnummeriert und im Katalog indexartig erschlossen. Von den 692 Fundorten sind 393 als Siedlungen, 306 als Gräber, resp. Gräberfelder anzusprechen. Die Befunde der Älteren Römischen Kaiserzeit (0–150 n. Chr.) werden, soweit möglich, von denen der Jüngeren Römischen Kaiserzeit (150–375 n. Chr.) geschieden. Der Versuch, die in der Römischen Kaiserzeit einsetzende Stammesbildung kartographisch darzustellen, wurde nicht unternommen. Vermutlich hätte der unterschiedliche Bearbeitungsstand eine solche Aufgabe sehr erschwert. So muß das relativ grobe Raster der zeitlichen Untergliederung als erster Hinweis für den Benutzer ausreichen.

Auf der dem Katalog beigelegten Karte werden die getroffenen Differenzierungen farbig gekennzeichnet. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die Römische Kaiserzeit im Braunschweiger Land vielfach vertreten ist: 98 Fundstellen sind bekannt, davon rund  $\frac{2}{5}$  Gräber(felder), die übrigen  $\frac{3}{5}$  Siedlungen. Viele der Fundplätze sind zwar seit langem bekannt, jedoch nur cursorisch, etwa in Museumskatalogen oder anderen summarischen Publikationen, behandelt worden; eine große Zahl ist aus der unpublizierten Dissertation von G. Steltzer übernommen, so daß die Zusammenstellung von I. Rötting gerade für das Braunschweiger Gebiet eine Lücke schließt. Da die Ortsangaben recht klar sind, sind die Fundstellen wohl auch im Gelände auffindbar, so daß ein erneutes Sammeln an vielen Plätzen möglich ist oder Privatsammler ihre eigenen Sammelstellen im Katalog wiederentdecken und anhand der Literaturangaben eine Einordnung versuchen können. Wie bescheiden der Bearbeitungsstand der Römischen Kaiserzeit im Braunschweigischen ist, zeigt die geringe Zahl der Publikationen, die I. Rötting als Quelle dienen: von insgesamt 238 aufgelisteten Titeln behandeln nur 26 die Römische Kaiserzeit im Braunschweiger Land. Damit erschließt dieser Katalog auch ein wichtiges Arbeitsfeld für die Forschung.

G. Schwarz-Mackensen

Braunschweig – Exkursionsführer. 30 Exkursionen in Stadt und Umgebung, in der Region und in Norddeutschland. Braunschweig: Höller und Zwick 1986. 128 S., zahlreiche Karten und Pläne. Pappbd. – 8°.

Der vorliegende Band enthält Erläuterungen von dreißig Fachleuten zu ebenso vielen Exkursionen, die in Verbindung mit dem 20. Deutschen Schulgeographentag 1986 in Braunschweig durchgeführt worden sind. Es ist sehr zu begrüßen, daß dieses Material durch die Veröffentlichung einem breiteren Kreis von Interessenten zugänglich gemacht wird. Wiewohl für Fachgeographen bestimmt, kann der Band auch dem Laien empfohlen werden, zumal kein vergleichbares Werk auf dem Markt ist. Der größere Teil der Ziele liegt in Braunschweig und seiner näheren Umgebung. Einige Studienfahrten greifen weiter aus, auch zu Zielen in der DDR (Ostharz, Magdeburg, Ostseehäfen). Inhaltlich spannt sich der Rahmen von Themen der Geologie und der Geomorphologie über solche der Agrar- und der Industriegeographie bis hin zu sozialgeographi-



schen Fragestellungen. Abgehandelt werden u. a. die glaziale Prägung des nördlichen Harzvorlandes, die Geomorphologie des Harzvorlandes und der Südheide, aber auch deren Agrarwirtschaft, der Harz als Freizeitraum, aber auch dessen Forst- und Waldschäden, um nur einige Beispiele anzuführen.

Der Aufbau der Beiträge ist leider uneinheitlich. In einigen Fällen folgen die Autoren der Exkursionsroute oder nennen diese zumindest. Andere Autoren hingegen geben nur einen allgemeinen Überblick über den Exkursionsinhalt oder reißen die Problematik ihres Themas an. Unterschiedlich ist verständlicherweise auch die Qualität der Beiträge. Hervorzuheben ob ihrer Prägnanz sind besonders die geologischen und die geomorphologischen Ausführungen.

Wohl aus finanziellen Rücksichten ist das Druckbild des Bandes sehr klein geraten. Das erschwert leider die Lesbarkeit.

MWi

Patrick M. de Winter: *Der Welfenschatz. Zeugnis sakraler Kunst des Deutschen Mittelalters*. Hannover: Touristbuch 1986. 184 S., zahlreiche Farb- u. Schwarzweißabb. – Pappbd. 4°.

Der spektakuläre Verkauf des Evangeliars Heinrichs des Löwen aus dem mittelalterlichen Welfenschatz hat diesen auch dem Laien wieder in das Blickfeld gerückt. War das Evangeliar dieser wohl bedeutendsten Sammlung mittelalterlicher sakraler Kunstwerke entfremdet worden, so ist der Großteil der Stücke erst im 20. Jh. zerstreut worden. Nur wenige Objekte sind in Braunschweig in der Obhut des Herzog Anton Ulrich-Museums verblieben. Die übrigen wurden auf neun bekannte und eine Reihe unbekannter Institute in Europa und in den USA verstreut. Einige Stücke, die in die Sammlung Roselius in Bremen gelangt waren, wurden im Zweiten Weltkrieg vernichtet.

Der Autor, Kurator für frühe westeuropäische Kunst am Cleveland Museum of Art in Cleveland/Ohio und damit Sachwalter der dorthin gelangten Teile des Welfenschatzes, nimmt sich des Themas nicht nur mit großem Sachverstand, sondern auch mit persönlichem Engagement an. So ist ein durchweg spannend lesbarer Band entstanden. Der Schatz wird in seinem historischen Kontext erörtert in Verbindung mit einer ausführlichen Dokumentation und angereichert durch zahlreiche Abbildungen.

Einführend charakterisiert der Verfasser das Umfeld, in dem der Schatz zusammengebracht wurde und zunächst gewirkt hat, die Stadt Braunschweig mit dem Dom und der Burg Heinrichs des Löwen als mittelalterliches Kultur- und Kunstzentrum. Anschließend werden die Objekte des Schatzes in der zeitlichen Reihenfolge ihrer Entstehung in vier Kapiteln ausführlich besprochen. Ein abschließendes Kapitel schildert die wechselvollen Schicksale des Welfenschatzes im historischen Zusammenhang. Ein beschreibendes Verzeichnis der Stücke, eine Liste der gegenwärtigen Aufbewahrungsorte sowie Stammtafeln des Welfenhauses und ein Register vervollständigen den Band. Die zahlreichen, überwiegend ausgezeichneten Abbildungen zeigen nicht nur die Stücke des Schatzes, sondern auch die Hauptstätten der ursprünglichen Aufbewahrung und andere zugehörige Zeugnisse. Die Tatsache, daß der Autor weit ab von Niedersachsen zu Hause ist, dürfte dazu geführt haben, daß sich in den Band manche Fehler eingeschlichen haben. Die Peiner Hochzeitsschüssel etwa ist nicht aus Keramik, sondern aus Holz (S. 141), Ernst August bestieg 1837 als König und nicht als Herzog den Thron in Hannover (S. 146), Ernst August, Herzog von Cumberland (gest. 1923) war ein Sohn König Georgs V. von Hannover und nicht der Königin Viktoria von England (Stammtafel S. 179). Bedauerlicherweise enthält der Band auch überdurchschnittlich viele Druckfehler und manche Mängel der deutschen Bearbeitung. England beispielsweise war keine „Apanage der Kurfürsten von Hannover“, sondern durch Personalunion mit Hannover verbunden (S. 145), Loccum war nie Abtei, sondern Kloster (S. 144). Trotz aller Bedenklichkeit ist der lesenswerte Band eine Bereicherung, die vor allem wegen der prächtigen Bebilderung und der guten Ausstattung auch als Geschenk geeignet ist.

MWi

Werner Butz: *Der Polizeibegriff im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel*. Beihefte zum Braunschweigischen Jahrbuch. 4. Braunschweig: Braunschweigischer Geschichtsverein 1986. 256 S. – Kart. 4°.

Diese Arbeit läßt vom Titel her im ersten Augenblick eine etwas „trockene“ rechtshistorische Untersuchung vermuten, aber nach einigen Seiten stellt man fest, daß der Verf. sich mit der Entstehung und Entwicklung der Landesordnungen auseinandersetzt, um den Begriff Polizei geschichtlich definieren zu können. Die Landesord-

nungen sind ein interessanter und aufschlußreicher Spiegel ihrer jeweiligen Zeit. Deshalb verbindet der Verf. die allgemeine politische Entwicklung im Herzogtum mit der Entstehungsschichte der Landesordnungen.

Unter Heinrich d. Jüngeren (1514–68) wurden die ersten polizeilichen Gesetze erlassen, die bis 1647 ständig ergänzt und erweitert wurden.

Die Wirren des 30jährigen Krieges machten eine neue Landesordnung erforderlich. Diese wird bis 1806 durch Einzelverordnungen erweitert, so daß die Zahl bis zu diesem Zeitpunkt auf 14300 Verordnungen anwächst, die der Verf. jedoch nicht im einzelnen berücksichtigen kann.

Besonders interessant ist diese Arbeit für Sozial- und Wirtschaftshistoriker und vor allem auch für Volkskundler, da die Landesordnungen alle Bereiche des Lebens erfassen.

B.D.B.

Daum, Josef und Michael Kuhn: Pflanzenbilder aus alten Büchern und auf historischen Krügen. – Braunschweig: Waisenhaus-Druckerei 1985. 211 S. Mit zahlreichen Farbbabb. Ln. – 4°

Anläßlich der Ausstellung „Stadt im Wandel“ stellte die Universitätsbibliothek Braunschweig 1985 botanische Tafelwerke und eine wertvolle Sammlung historischer Krüge aus. Der vorzüglich ausgestattete Katalog ist über die Ausstellung hinaus von bleibendem Interesse, sind doch fundierte Darstellungen der Entwicklung botanischer Tafelwerke sehr selten.

84 Kräuterbücher bzw. botanische Tafelwerke werden in chronologischer Reihenfolge beschrieben und mit jeweils einer typischen Abbildung vorgestellt. Besonders interessant sind zwei handgemalte Kräuterbücher, die älteste Flora Braunschweigs (Chemnitius 1652) sowie die Darstellung der zu Ehren von Carl I. von Braunschweig benannten Pflanzengattung „Brunsvigia“ (Heister 1753). Die Abbildungen zeigen die Ergebnisse der jeweiligen zeitgenössischen Drucktechniken sehr gut. Die Krüge mit floralen Motiven stammen aus der Sammlung der Brauerei Feldschlößchen AG zu Braunschweig sowie aus der Privatsammlung Munte.

Wer sich für die Entwicklung der botanischen Illustration oder auch nur für Pflanzen und ihre Kulturgeschichte interessiert, wird sicherlich gern zu diesem Katalog greifen. Trotz seiner zahl-

reichen Farbtafeln ist der Preis sehr günstig, so daß dieses Buch auch als Geschenk empfohlen werden kann.

D. Brandes

Jürgen Hodemacher: Der Landkreis Wolfenbüttel – seine Städte und Dörfer. Mit Federzeichnungen von Wilhelm Krieg. Cremlingen: Elm-Verlag 1986 – 220 S. Pappbd. 8°.

Das in den letzten Jahren wiederum stark erwachte Interesse an Orts- und Regionalgeschichte läßt es begrüßenswert erscheinen, daß dem Laien leicht verständliche Orientierungshilfen an die Hand gegeben werden. In diesem Zusammenhang ist der anzuzeigende Band zu sehen, der mannigfache Förderung durch den Landkreis Wolfenbüttel erfahren hat bis hin zu einem gemeinsam von Landrat und Oberkreisdirektor getragenen Vorwort. Einleitend wird ein kurzer Abriss der Entwicklung der Stadt Wolfenbüttel gegeben. Anschließend wird jedes Dorf (einschließlich der jetzigen Ortsteile von Wolfenbüttel) mit einer historischen Kurzbeschreibung von einer Seite Umfang vorgestellt und durch eine Federzeichnung aus der Hand Wilhelm Kriegs charakterisiert. Diese Darstellungen, die gekonnt das Wesentliche zeigen, stellen den eigentlichen Wert der Veröffentlichung dar. Die Texte hingegen scheinen oft „mit heißer Nadel“ gefertigt zu sein und enthalten manche insbesondere für den Laien zumindest mißverständliche Angaben, ja auch einige Unrichtigkeiten.

Im wesentlichen scheinen die Geographisch-statistische Beschreibung von Hassel und Bege von 1802 und das Geschichtliche Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig von H. Kleinau (1967/68) ausgeschrieben zu sein. Man greift denn auch besser direkt zu diesen Werken und zu den betreffenden Bänden der Denkmalsinventare, die jetzt im Nachdruck leicht zugänglich sind.

Die Anordnung der Texte folgt dem Raster der Gemeinden und versucht offenbar darin von Wolfenbüttel aus zunächst nach Westen und dann nach Osten voranzuschreiten. Diese Anordnung macht die Benutzung für den an einzelnen Ortschaften Interessierten schwierig, zumal das Inhaltsverzeichnis diese Anordnung wiederholt und nicht etwa alphabetisch auflistet. Vermissen muß man eine Übersichtskarte über den Landkreis, in der zugleich die Veränderungen durch die letzte Gebietsreform hätten zur Anschauung gebracht werden können.

Mit einigen groben Fehlern ist leider das im Ganzen oberflächlich gearbeitete Literaturverzeichnis behaftet: Verfasser der Geographisch-statistischen Beschreibung sind Hassel und Bege (und nicht Hessel und Berge). Der eine Bearbeiter des Urkundenbuches der Stadt Braunschweig heißt Hänselmann (nicht Hasselmann!) Zur Braunschweiger Volkskunde von R. Andree wäre wichtig, daß die Ausgabe von 1901 die wesentlich erweiterte und überarbeitete zweite Auflage ist (da die 1. Auflage von 1896 dadurch völlig überholt und nicht mehr heranzuziehen ist).

MWi.

Helmut Kochanek: Im Schutze und Schatten der Burg. Flechtorfer Chronik. (Braunschweig: Waisenhaus-Druckerei 1985). 548 S., zahlreiche Schwarzweißabb. Ln. – 4°

In erstaunlich üppiger Form hat die Gemeindeverwaltung Lehre dieses überaus umfangreiche Lebenswerk des kürzlich verstorbenen Ortschronisten Helmut Kochanek veröffentlicht. Obwohl erst 1945 als Heimatvertriebener in Flechtorf ansässig geworden, hat Verfasser sich eine intime Kenntnis der örtlichen Verhältnisse auch der Vergangenheit erworben. Dazu kommt die Fähigkeit zu lebhaft-anschaulicher Schilderung, die freilich mitunter zu breit ausladend wirkt. Während man

manche Informationen vermissen muß, wie etwa die zeitliche Einordnung eines Teiles der archäologischen Funde, erscheinen manche anderen Erläuterungen recht gewagt, so etwa die Ausführungen zum Thema „Bauer“ (S. 95). In erster Linie liegt der Wert des Bandes in der ausführlichen Wiedergabe der Quellen zur Ortsgeschichte und in der Wiedergabe des vom Autor Miterlebten. Freilich wird die Nachprüfbarkeit der Ausführungen dadurch sehr erschwert, daß ein Anmerkungsapparat fehlt und Literatur und Quellen nur ungenau verzeichnet sind. Etwa fehlt die Dorfbeschreibung von Flechtorf von 1754 aus der ganze Passagen wörtlich abgedruckt sind, im Quellenverzeichnis überhaupt (Druck nach dem Exemplar des Nds. Staatsarchivs Wolfenbüttel?), ebenso das grundlegende Werk von G. Oberbeck „Die mittelalterliche Kulturlandschaft des Gebietes um Gifhorn“ (1955). Andererseits hätte man beispielsweise gern gewußt, woher die auf S. 133 abgebildeten Bauzeichnungen stammen.

Dankenswerterweise wird ausführlich auch das Thema „Ölschiefer auf der Gemarkung Flechtorf“ abgehandelt.

Insgesamt ist der Band durchaus geeignet, dem Leser einen Eindruck von den dörflichen Verhältnissen insbesondere der jüngsten Vergangenheit zu vermitteln.

MWi

## Braunschweigische Heimat

Zeitschrift des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz

### Inhalt

*der Hefte 1–4 des 72. Jahrgangs 1986*

St. Johannis, ein neugotischer Kirchenbau in Braunschweig Von Wolfgang A. Jünke	1
Stift und Stiftskirche Königslutter in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege Von Heinz Röhr	5
Kaiser Otto IV. im Werk Walthers von der Vogelweide Von Kurt Kronenberg	9

127

Wie Fremdwörter in die ostfälische Volkssprache gelangten und wie sie hier mundgerecht umgewandelt wurden Von Werner Flechsig	15
Tagebuchnotizen: Wanderfalke – Falco peregrinus – im braunschweigischen Weserbergland Von Günter Pannach und Gerhard Wachsmuth	21
Segeband von Henninges zum Gedächtnis Von Gerhard Steinhoff	25
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1985 Von Mechthild Wiswe	26
Schöningen als Zentrum früher Industrie zwischen Braunschweig und Magdeburg Von Karl-Heinz Ahrens	33
Krappanbau in Königsutter in der 2. Hälfte des 18. Jh. Von Heinz Röhr	47
Ein Gandersheimer als Rektor der Universität Erfurt Von Kurt Kronenberg	50
Spaten und Schaufel in Ostfalen Von Werner Flechsig	53
Am Quell- und Oberlauf der Altenau zwischen Schöppenstedt, Eitzum und der Quelle im südlichen Elmwald Von Rolf Jürgens	58
Das Herrenhaus in Sickte bei Braunschweig Von Ina Essmann	65
Harzer Waren auf dem Markt in Vechelde bei Braunschweig Ein Werbegedicht aus dem frühen 18. Jh. Von Mechthild Wiswe	75
Gottlieb Luther. Begründer der Braunschweiger Mühlenbauindustrie Von Joachim Dette	81
Das Schwein in der Volkssprache und in den Flurnamen Ostfalens Von Werner Flechsig	88
Gewässer im nördlichen Harzvorland. Wasserläufe – Stehende Gewässer – Quellen Von Otto Thielemann	96
Die Entwicklung des Naturschutzes in den letzten 20 Jahren aus der Sicht der oberen Naturschutzbehörde Von Reinhold Utz	113
Kleingewässer – sterbende Lebensräume? Von Rolf Jürgens	121
Neues heimatliches Schrifttum	28, 61, 123